
3 1761 07538657 3







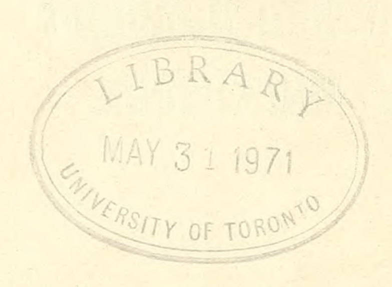
Die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns und der deutsche Marxismus.

Von

Ferdinand Graf v. Degenfeld-Schonburg,
Dr. jur. et phil.



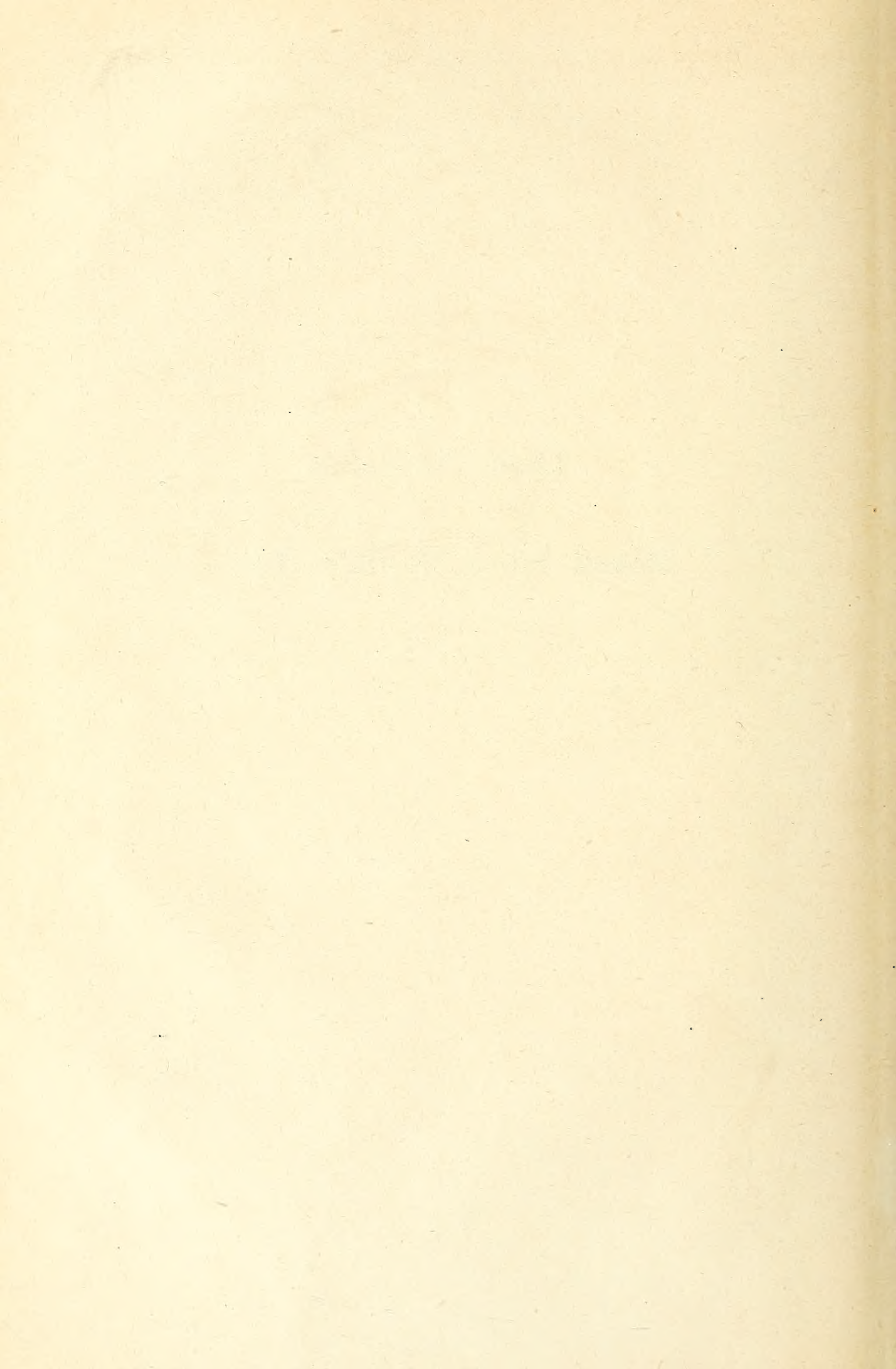
Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1920.



Druck von H. Laupp jr in Tübingen

Dem Andenken

meines lieben Bruders Anton.



Vorwort.

Seit rund zwei Menschenaltern besteht das marxistische System. Daß es fähig ist, die Seele des Menschen zu packen, hat sein Siegeszug durch das Proletariat aller Länder gezeigt. Daß es, trotz mancher offensichtlicher Irrtümer, doch im allgemeinen das Wesen des Kapitalismus richtig geschaut habe, glauben seine Anhänger, während auch die Gegner manches früher Bekämpfte zugestanden haben. Ob aber, wie Marx und Engels es erhofften, auf der Grundlage der an die Herrschaft des Proletariats übergegangenen kapitalistischen Wirtschaft eine neue Gesellschaft allgemeinen Glückes erstehen wird, ja ob solche Gesellschaft überhaupt auf die Dauer möglich ist, das ist bis jetzt von den Sozialisten in wissenschaftlicher Weise noch nicht allzu gründlich untersucht worden. Vor der Revolution wollte der theoretische Sozialismus in erster Linie das Getriebe der Entwicklung bloßlegen. Aber auch der praktische dachte viel mehr daran, die Schäden des kapitalistischen Systems aufzuzeigen, als sich selbst für die künftige Periode vorzubereiten. Oder besser: man glaubte vielfach, mit dem Sturze des kapitalistischen Systems müsse das goldene Zeitalter von selbst kommen. Nun ist seit der Revolution zwar nicht die Herrschaft des Sozialismus proklamiert, aber doch die Möglichkeit seines Inslebentretens in greifbare Nähe gerückt. Jetzt also ist es wahrhaftig nicht zu früh, vom Sozialismus ein Programm darüber zu verlangen, wie er sich die künftige Wirtschaft und Gesellschaft denkt und welche Grundlagen ihren Bestand gewährleisten sollen. Von besonderer Wichtigkeit ist da die seelische Unterlage der Wirtschaft: Die Frage, welche Motive in Zukunft die wirtschaftliche Tätigkeit, sei es des Arbeiters oder des Leiters, anregen und beeinflussen werden. Im Kapitalismus sind solche Motive unleugbar vorhanden, man mag sie ethisch werten wie man will. Die vorliegende Arbeit wird zunächst die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns

überhaupt ihrer Betrachtung unterziehen. Dann soll die Stellung der deutschen marxistischen Autoren zur Motivenfrage untersucht werden. Wenn bei diesen Schriftstellern eine eigentliche Motivationstheorie nicht zu finden ist, so wird der Sozialismus diesen Mangel auch mit dem größten Teil der bürgerlichen Wissenschaft gemein haben. Wenn sich aber erweisen ließe, daß der Marxismus das Bestehen der Zukunftsgesellschaft auf falsch gesehene Motive gegründet hätte, oder daß er überhaupt die Frage der Motivierung vernachlässigt hätte, so würde das zwar noch keinerlei Gegenbeweis sein gegen die von den Marxisten vertretene Auffassung der bisherigen Entwicklung. Aber es würde zeigen, daß die Verkünder der neuen Gesellschaft es versäumt hätten, den Untergrund des zu errichtenden Zukunftsbaues genügend auf seine Tragfähigkeit zu prüfen, oder daß sie gewillt gewesen wären, auf haltlosem Boden ihr Haus zu errichten. Insoweit der Marxismus eine Untersuchung der gegenwärtigen Entwicklung vornimmt, braucht er freilich sich um die Motive zum wirtschaftlichen Handeln in der Zukunftsgesellschaft nicht zu kümmern. Insoweit er aber an der Errichtung eines neuen Reiches mitarbeiten will — und das wollen seine Führer alle —, insoweit muß man von ihm Rechenschaft über die psychischen Grundlagen verlangen, die das Bestehen der neuen Gesellschaft gewährleisten können. Die Frage nach diesen Grundlagen ist es, die ich in der vorliegenden Schrift an den Marxismus richte.

Zu diesem Behufe will ich im ersten Teil die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns, so wie sie mir erscheinen, darlegen; der zweite Teil sucht aus den Schriften von Karl Marx und seinen Jüngern in Deutschland die Motivenlehre des Marxismus zusammenzustellen, während der dritte Teil der Kritik der marxistischen Zukunftserwartungen vom Standpunkte der Motivation aus gewidmet ist.

Allen, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben, spreche ich meinen herzlichsten Dank aus. Insbesondere verdanke ich der Güte von Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. Sering wertvolle Ratschläge, Herrn Dr. H. L. Stoltenberg manche wichtige Anregung.

Berlin-Halensee, im Juni 1920.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Kapitel.

Die Meister: Marx und Engels.

II. Kapitel.

Die Anschauung der Massen: Bebel.

III. Kapitel.

Der Kommentator: Kautsky.

Seite

III. Teil.
Kritik.

I. Kapitel.
Die marxistische Begründung.

II. Kapitel.
Die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns.

1. Teil.

Die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns.

I. Kapitel.

Allgemeines.

I. Begriffsfeststellung.

In Anbetracht des auch in der Wissenschaft nicht einheitlichen Sprachgebrauchs ist es notwendig, die Grundbegriffe vor Mißdeutung sicherzustellen. Ich habe daher zunächst anzugeben, was ich im folgenden unter »Motiv«, und was ich unter »wirtschaftlichem« und »volkswirtschaftlichem« Handeln begreife.

Was man unter Motiv zu verstehen hat, ist durchaus nicht unbestritten. Häufig wurde das Motiv als Vorstellung, bisweilen auch als Gefühl aufgefaßt. Die heutige Wissenschaft neigt wohl am meisten dazu, einen Vorstellungs- und Gefühlsbestandteil in ihm zu finden [1]). Ohne irgendwie in diese der Psychologie angehörende Frage eingreifen zu wollen, sei meiner Arbeit die Definition von Wundt zugrunde gelegt. Danach sind Motive die »in unserer subjektiven Auffassung die Handlung unmittelbar vorbereitenden Vorstellungs- und Gefühlsverbindungen« [2]). Wundt sondert dann jedes Motiv in einen Vorstellungs- und in einen Gefühlsbestandteil, von denen er ähnlich wie Kant den ersteren den Beweggrund, den zweiten die Triebfeder des Willens nennt. Die Gefühle scheint er aber als die wesentlichsten Bestandteile anzusehen [3]).

---

[1]) Darüber die Zusammenstellung bei Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe, Bd. 2 S. 826 ff.

[2]) Grundriß der Psychologie S. 222, Ethik Bd. 3 S. 7 ff. Aehnlich Jodl, Lehrb. d. Psychol. Bd. 2, S. 451.

[3]) Ethik, Bd. 3 S. 7.

Vom Standpunkt des Sozialökonomen aus wird man jedenfalls sagen müssen, daß eine Außerachtlassung, sei es des Vorstellungs-, sei es des Gefühlsbestandteils, sich schwer rächen würde. Gewiß wird der Volkswirtschaftler geneigt sein, in erster Linie die Vorstellungen zu betrachten. Daß aber die Gefühle nicht ungestraft vergessen werden dürfen, zeigen die Auffassungen mancher nationalökonomischer Autoren. Die Lehren der Manchestermänner muten nicht bloß deshalb so fremd an, weil sie von einer einseitig gerichteten Vorstellungswelt ausgehen, sondern besonders auch deshalb, weil sie das Gefühlselement vernachlässigen.

Im folgenden ist auf die Scheidung der Bestandteile nicht mehr viel ausdrücklich Bezug genommen. Meine Motivenlehre dürfte aber zeigen, daß sowohl Vorstellung als Gefühl berücksichtigt sind.

Nicht so leicht ist mir die Entscheidung gefallen, wie der Begriff des volkswirtschaftlichen Handelns und überhaupt des Wirtschaftens definiert werden soll. Denn hier befinden wir uns auf einem der am meisten umstrittenen Kampfplätze unserer Wissenschaft; gerade in neuester Zeit sind so fundamentale Angriffe gegen alteingewurzelte Anschauungen gerichtet worden — ich erinnere nur an Liefmann —, daß auch der festeste Boden unter den Füßen zu wanken schien. Hier boten sich nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich untersuchte selbst gründlich die ganze Frage, oder ich setzte mir, ohne auf den Streit einzugehen, rein praktisch fest, was ich in meiner Arbeit unter Wirtschaft verstehen wollte. Das erste mußte ich mir versagen, weil sonst allein die Erforschung des Wirtschaftsbegriffs einen größeren Umfang angenommen hätte, als die ganze übrige Arbeit. Das zweite konnte ich um so eher tun, als es sich nur darum handelte, für die Zwecke meiner — ja nicht der reinen Wirtschaftstheorie angehörenden — Untersuchung den von mir gebrauchten Begriff der Wirtschaft unzweifelhaft festzulegen — eine terminologische Frage. Immerhin ist diese Frage von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Denn je nach dem Wirtschaftsbegriff, von welchem man ausgeht, wird man nicht nur die Motive für das wirtschaftliche Handeln verschiedenartig bestimmen müssen, sondern man könnte auch unter Umständen dazu kommen, eine allgemeine Motivationstheorie für das wirtschaftliche Handeln überhaupt zu verwerfen.

Ich verstehe also im folgenden unter Wirtschaften die planmäßige Sachgüterversorgung und -verwendung in der Richtung des größtmöglichen Ueberschusses des Nutzens über die Kosten[1]. Der Wirtschafter bezweckt zunächst seine eigene Versorgung bzw. die der seiner Wirtschaft zugehörigen Personen. Er handelt wirtschaftlich, wenn er dabei planmäßig den nach seiner Auffassung größtmöglichen Ueberschuß des Nutzens über die Kosten zu erzielen sucht. Ich gehe also von einer subjektiven Anschauung des Wirtschaftens aus.

Mein Beg iff des wirtschaftlichen Handelns wird noch klarer werden, wenn ich hervorhebe, was ich unter unwirtschaftlichem Handeln verstehe[2]. Dahin gehört vor allem das Handeln, das überhaupt keine Sachgüterversorgung bezweckt. Diogenes in der Tonne und Franziskus von Assisi wirtschaften nicht. Unwirtschaftlich handelt weiter derjenige, der wohl Sachgüterbesitz erstrebt, dem es aber am Plan, am Abwägen von Nutzen und Kosten, fehlt. Der unglückliche Gewinner des großen Loses, der den unerschöpflich scheinenden Schatz in kurzer Zeit vergeudet und dann verzweifelnd vor dem Nichts steht, ist ebenso ein Beispiel dafür, wie der Naturmensch, der nicht begreift, daß man sich um anderes als die Gegenwart kümmern kann[3]. Ist in diesen Fällen die Planlosigkeit kennzeichnend, so schließt sich daran das Handeln nach einem schlechten Wirtschaftsplan — eine besonders wichtige Kategorie. Der augenfälligste Grund davon wird Unwissenheit sein. Die Erträge unserer Bauernwirtschaften würden größer sein, wenn die Kenntnis moderner agrarischer Technik allgemeiner auf dem Land verbreitet wäre, der gewerbliche Mittelstand würde besser dastehen, wenn er mehr von der Buchführung verstünde. Freilich kann man in diesem Falle, vom subjektiven Begriff des Wirt-

---

[1] Daß die Definitionen von Schäffle (Gesellschaftliches System Bd. 1 S. 23) und Liefmann (Grundsätze, besonders S. 362) auf meine Begriffsbestimmung nicht ohne Einfluß waren, hebe ich gern hervor. Es ist aber auch leicht zu erkennen, daß sich meine Auffassung der Wirtschaft von der beider genannter Autoren, namentlich von der Liefmanns, doch wesentlich unterscheidet.

[2] Ueber Unwirtschaftlichkeit Spann, Fundament der Volkswirtschaftslehre S. 56 ff. Meine von der seinigen verschiedene Gruppierung hängt mit andersartiger Auffassung des Begriffs der Wirtschaft zusammen.

[3] Beispiele dafür bei Gurewitsch, Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und die soziale Gliederung der Gesellschaft S. 38.

schaftens ausgehend, genau genommen nicht von Unwirtschaftlichkeit reden. Denn der Bauer, der Handwerker wollten ja wirtschaften; sie bemühten sich, größtmöglichen Ueberschuß des Nutzens über die Kosten zu erreichen, und sie erlangten wohl auch den Ueberschuß, der bei ihrer Bildung möglich war. Aber eben die Mangelhaftigkeit ihrer Kenntnisse verhinderte es, daß sie den überhaupt für einen Bauern oder Handwerker unter den geltenden Verhältnissen erreichbaren Ueberschuß herauswirtschafteten. So kann man ihr Verhalten nur von einem objektiven Standpunkt aus unwirtschaftlich nennen.

Hingegen ist der folgende Fall auch subjektiv unwirtschaftlich: es ist möglich, daß trotz heftigsten Wunsches nach Sachgütern, trotz besten Wirtschaftsplanes der Mensch doch unwirtschaftlich handelt, weil er nicht die Energie hat, seinen Wirtschaftsplan durchzuführen. Der Arbeiter, der am Zahltag den ganzen Lohn vertrinkt, der Offizier, der in einer Nacht sein Vermögen verjeut, sie mögen den besten Willen zum guten Wirtschaften gehabt haben; allein im Augenblicke der Versuchung besaßen sie nicht die Kraft festzubleiben. Alle diese Arten von unwirtschaftlichem Handeln stehen dem wirtschaftlichen entgegen.

Wir haben nun bisher immer nur eine private Wirtschaftseinheit im Auge gehabt. Man kann das wirtschaftliche Handeln dieser Wirtschaftseinheit auch als privatwirtschaftliches bezeichnen. Es ist aber weiterhin möglich, die Versorgung eines Komplexes miteinander verflochtener Wirtschaften zu betrachten. Dann wird man, wenn dieser Komplex das Volk umfaßt, von volkswirtschaftlichem Gesichtspunkt sprechen; allgemeiner aber von sozialwirtschaftlichem Gesichtspunkt, wenn man bei dieser Verflechtung nicht gerade an den Umkreis der in einem Volk vereinigten Wirtschaften denkt, sondern etwa an einen größeren oder kleineren. Dieser Standpunkt kann von einem B e o b a c h t e r immer eingenommen werden, auch wenn sich keinerlei leitende Handlungen damit verbinden.

Unter der Mehrheit von Personen, die innerhalb der Volkswirtschaft tätig sind, mögen sich nun solche befinden, die von der Warte eines derartigen Beobachters aus im Sinne der Volkswirtschaft Nutzen und Kosten abwägen und solche, die dies vom Standpunkt ihrer eigenen Wirtschaft aus tun; schließlich solche, die überhaupt nicht abwägen. Das Handeln aller dieser kann der Volkswirtschaft dienlich sein. Danach könnte man nun

unter volkswirtschaftlichem Handeln entweder dasjenige Handeln verstehen, das bewußt den Zweck der Volkswirtschaft fördern will, also etwa das Handeln des Wirtschaftspolitikers oder das der Regierung, soweit sie die Volkswirtschaft (nicht etwa bloß die Staatswirtschaft!) im Auge hat, somit das eigentliche Wirtschaften im Sinne des Volkes. Auch das Handeln jedes einzelnen Produzenten und Konsumenten gehört hierher, der wissend sein Handeln nach den Erfordernissen der Volkswirtschaft richtet. Oder aber man könnte unter volkswirtschaftlichem Handeln alles Handeln umfassen, das t a t s ä c h l i c h , ob bewußt oder unbewußt, der planmäßigen richtigen Sachgüterversorgung und -verwendung des Volkes dient. In diesem Falle gehört auch die Tätigkeit des für sich wirtschaftenden Industriellen, Bauern oder Arbeiters, ja sogar des nichtwirtschaftenden, dazu, wenn sie nur tatsächlich dem volkswirtschaftlichen Zwecke nützt, einerlei ob die Betreffenden das volkswirtschaftliche Ziel als solches erstreben oder nicht. Ich entscheide mich für die letztere Bestimmung, weil es mir ja bei der vorliegenden Untersuchung gerade darauf ankommt, die Motive für alle Tätigkeit zusammenzufassen, die die Volkswirtschaft zu fördern vermag.

Bei alledem bin ich mir der großen Schwierigkeit in der Beurteilung dessen, was vom Gesichtspunkt der Volkswirtschaft aus gesehen Kosten und Nutzen bedeuten, wohl bewußt. Der fingierte Beobachter, den ich vorhin eingeführt habe, ist natürlich auch nur ein subjektiver Beurteiler. Allein viel lieber will ich die Mängel eines subjektiven Standpunktes mit in Kauf nehmen, als auf die volkswirtschaftliche Betrachtung überhaupt verzichten.

Es ist nach dem bisherigen wohl selbstverständlich, daß eine volkswirtschaftliche Handlung nicht etwa nur eine solche ist, welche die Staats- und Gemeindewirtschaft unterstützt, sondern ich nenne volkswirtschaftlich jedes Handeln, das die nach dem wirtschaftlichen Prinzip erfolgende Sachgüterversorgung und -verwendung des gesamten Volkes zu fördern imstande ist.

Es sind ferner nicht alle von mir als volkswirtschaftlich bezeichneten Handlungen von volkswirtschaftlichen Erwägungen diktiert. Sie brauchen überhaupt nicht auf wirtschaftlichen Erwägungen des Handelnden zu beruhen, brauchen also nicht zu

den wirtschaftlichen Handlungen im oben abgeleiteten Sinne zu gehören. Umgekehrt dienen nicht alle wirtschaftlichen Handlungen des einzelnen Wirtschaftssubjekts dem Ziel der allgemeinen Sachgüterversorgung.

Volks- und privatwirtschaftliche Handlungen sind also sich schneidende Begriffe. Es gibt volkswirtschaftliche Handlungen, die nicht privatwirtschaftlich sind, weil sie nicht von privatwirtschaftlichen Erwägungen geleitet sind. Dies wiederum kann aus zwei Ursachen der Fall sein: entweder, weil sie auf volkswirtschaftlichen Erwägungen beruhen, die im Gegensatz zu privatwirtschaftlichen stehen, oder weil sie überhaupt nicht auf wirtschaftlichen Erwägungen beruhen. Umgekehrt gibt es privatwirtschaftliches Handeln, das nicht volkswirtschaftlich ist. Ihm wird — sonst wäre es ja kein privatwirtschaftliches Handeln — stets eine wirtschaftliche Erwägung zugrunde liegen. Aber diese wirtschaftliche Erwägung wird der volkswirtschaftlichen bewußt oder unbewußt widerstreiten.

Die vorliegende Untersuchung ist den Motiven des volkswirtschaftlichen Handelns gewidmet. Aber es werden doch die Motive der privatwirtschaftlichen Handlungen gleichfalls in den Kreis der Betrachtung gezogen werden müssen. Ja sie werden, soweit sie gleichzeitig das volkswirtschaftliche Handeln bewirken, unter dessen Motiven eine besondere Stellung einnehmen.

II. Arten des volkswirtschaftlichen Handelns.

Der volkswirtschaftlichen Handlungen gibt es nun vielerlei; ohne eine erschöpfende Einteilung vornehmen zu wollen, möchte ich einige Gruppen von besonderer Wichtigkeit herausheben, zu denen vielfach recht verschiedenartige Motive antreiben [1]).

Zuerst fällt unter unsere Betrachtung die gewöhnliche Arbeit, die fleißige, vielfach mechanische Arbeit des Fabrikarbeiters, Bauern, Schreibers, aber auch der großen Zahl der Mitglieder unserer akademischen Berufe. Sie wird hier nicht im Sinne der theoretischen Nationalökonomie betrachtet, sondern einfach als eine Art des für die Volkswirtschaft wichtigen Handelns. Welch ungeheure Bedeutung sie für unser Wirtschaftlebens hat, springt in die Augen und wird selten verkannt, eher insofern überschätzt,

[1]) Schmollers Ausführungen über »Wirtschaftliche Tugenden« Grundriß Bd. 1 S. 38 ff. bieten zum Teil ähnliche Gedanken.

als die andern Gruppen des Handelns bisweilen unbeachtet bleiben. Die Arbeitslust ist nach Völkern verschieden; kein Volk ist ohne sie dauernd groß geworden; es ist eines der größten Probleme der Kolonialpolitik, kulturell tiefstehende Völker an die Arbeit zu gewöhnen. Sehr unterschiedlich sind auch die Motive solchen Fleißes; immer aber müssen es Motive sein, die auf die Massen wirken; denn auf deren Arbeit kommt es an.

Auch die fleißige Arbeit der Massen wird aber niemals den ganzen Menschen völlig ausfüllen. Sie wird auch — und erst recht im Falle sie den Menschen einseitig überanstrengt — doch nicht das Beste aus ihm herausholen. Für unsere wirtschaftliche Entwicklung, wie für die ganze Kultur überhaupt aber ist es notwendig, daß Menschen erstehen, die in äußerster Anspannung aller Kräfte das Höchste leisten, was Menschennatur ermöglicht. Sollen technische Erfindungen gemacht, neue Absatzwege gefunden, die Kräfte aufs beste zusammengefaßt, soll schließlich weithin leuchtend der Menschheit der Weg weiterer Entwicklung gewiesen werden, so ist notwendig, daß Menschen von hoher Begabung alle ihre Kräfte in größter Anspannung auf dieses Ziel richten

Ich setze also hier der gewöhnlichen fleißigen Durchschnittsarbeit, die eine körperliche oder auch eine geistige sein kann, die äußerste Anspannung aller Kräfte entgegen, die auch, wenn sie aus körperlicher Arbeit erwächst, doch in sich schon etwas Geistiges hat. Hierher reihen wir also nicht nur ein den Erfinder in seinem Laboratorium und den Forschungsreisenden in den Tropen, den Selfmademan, der den Weg vom Schlosserlehrling zum Stahlwerksbesitzer gemacht hat und den Feldherrn in der Schlacht; auch der Farmer, der durch eisernen Willen und Ausdauer im Kampf mit Natur und Mensch vom obdachlosen Siedler zum wohlhabenden Grundbesitzer geworden ist, kann dazu gehören. Der Unterschied, den ich damit zwischen die Worte »Arbeit« und »Anspannung« lege — ich fasse sie so der Kürze halber — besteht also selbstverständlich nicht etwa in dem Gegensatz zwischen qualifizierter und unqualifizierter Arbeit oder etwas ähnlichem, auch nicht in dem zwischen körperlicher und geistiger Arbeit — es gibt auch eine »geistige Massenarbeit«[1]). Er liegt überhaupt nicht eigentlich in der Tätigkeit selbst, sondern in der Art, wie sie den Menschen ergreift. Die gewöhnliche Arbeit

[1]) Schäffle, Abriß der Soziologie S. 65.

wird mit dem Attribut »fleißig« gelobt. Was ich unter Anspannung verstehe, setzt Arbeit voraus; es ist aber eine über die gewöhnliche Arbeit hinausgehende Intensivierung des ganzen Menschen. Jede Arbeit kann an sich so ausgeübt werden, daß sie den Menschen in höchstem Grade ergreift, aber tatsächlich ist dies meist nicht der Fall; daran hat die heutige mechanische Arbeitsteilung nur einen Teil der Schuld. Umgekehrt ist es auch für die große Masse der Verrichtungen nicht notwendig, daß sie mit solcher Intensität betrieben werden. Aber gerade die höchsten und wichtigsten Leistungen im Wirtschaftsleben können ohne solche äußerste Anspannung nicht vollbracht werden. Wird diese Erhebung aus höheren Motiven geleistet, so mag man von Heroismus sprechen.

So wichtig die dauernde höchste Anspannung einzelner für die Menschheit ist, so kann nie erwartet werden, daß das ganze Volk zu dieser Stufe ansteige. Insoweit wir daher Wirtschaftssysteme treffen sollten, die auf beständigen Heroismus der Allgemeinheit gegründet wären, müßten wir sie als haltlos im Fundament abweisen. Daß die Massen zu augenblicklichem Heroismus sogar in höchstem Maße fähig sind, wird gleich noch besprochen werden.

Es gilt also die Motive für äußerste Leistungen zu finden. Dabei sehen wir von vornherein, daß nicht dasselbe Motiv zu ruhiger Massenarbeit wie zu individueller Höchstanspannung treibt. So vermochte der autoritative Zwang die ägyptischen Massen zur Fronarbeit des Pyramidenbaues, die römischen zum Bau der gewaltigen Wasserleitungen zu bringen; aber den Geist, der diese Wunderwerke ersann, konnte dasselbe Motiv ebensowenig dazu veranlassen, wie Newton oder Siemens auf Befehl die Forscherarbeit ihres Lebens hätten leisten können. Das Problem der Arbeit heißt: wie gewinnt die Volkswirtschaft Arbeiter? Dagegen das Problem der Anspannung gipfelt schließlich in der Frage: wie erwachsen die Lenker des Volkes? Allgemein aber kann man die Frage stellen: wie werden die Kräfte des Volkes am besten herangezogen?

Hier möchte ich noch eine weitere Unterscheidung anknüpfen. Das Motiv, welches zur Uebernahme einer Arbeit, zum Ergreifen eines Berufs anspornt, ist oftmals gänzlich verschieden von dem, welches innerhalb des betreffenden Arbeitszweigs die Arbeit befördert. So kann die Freude an Wald und

Jagd einen jungen Mann veranlassen, sich dem Forstfach zuzuwenden, die Freude an der See führt einen andern dem Seemannsberuf zu. Ihre tüchtige Arbeit am Beruf wird aber in den seltensten Fällen durch derartige Beweggründe allein gewährleistet, sondern vor allem durch die der Sorge für eigenes Fortkommen, dem Pflichtgefühl und der Autorität entspringenden Motive. Beachtet werden müssen beide Gruppen von Motiven; denn es ist eine der Grundlagen für Arbeit und höchste Anspannung, daß die richtigen Männer am richtigen Fleck stehen.

Die früheren Theorien haben meist diese Verschiedenartigkeit der Motive für verschiedenartige Gruppen wirtschaftlichen Handelns nicht genügend berücksichtigt. So schienen namentlich der Merkantilismus und der Sozialismus dazu zu neigen, die Bedeutung der Anspannung und der sie bestimmenden Motive zu unterschätzen.

Die bisherige Betrachtung bezog sich auf Arbeit, mochte sie mehr oder weniger angespannt sein. Allein das Wirtschaften selbst hat ja die Sachgüterversorgung überhaupt zum Ziel. Wie die durch Arbeit beschafften Güter verwendet werden, sowohl in der Produktion als in der Konsumtion, das unterliegt wieder wirtschaftlicher Erwägung. Die Motive, die dabei in der Produktion Geltung haben, werden vielfach mit denen zusammenfallen, die die Arbeit fördern. Der Bauer, der im Schweiße seines Angesichts erntet, um ein möglichst hohes Einkommen zu erzielen, wird aus demselben Grunde auch seine Maschinen pfleglich behandeln. Bisweilen können sich immerhin die Motive auch trennen; z. B. werden oftmals gewisse Qualitätsarbeiten im Zeitlohn verrichtet, weil das Akkordsystem zu eiligem und daher weniger gründlichem Arbeiten antreibt. Hier fördert also dasselbe Motiv einerseits das Arbeiten, andererseits aber ein unwirtschaftliches Umgehen mit dem Material.

Eine eigene Beachtung verdient die Sachgüterverwendung in der Konsumtion. Ob der Arbeiter seine Lohnerhöhung für Alkohol, für eine bessere Wohnung oder für ein Sparkassenbuch verwendet, das ist von weittragendster Bedeutung. Nicht weniger wichtig ist die Frage, ob seine Frau sich mit buntem Flitter behängt oder lieber dafür den Kindern eine kräftige Nahrung vorsetzt. So schwer es in manchem einzelnen Falle zu bestimmen ist, welche Handlung in volkswirtschaftlichem Interesse liegt, so wird man doch allgemein sagen können, daß die auf die Dauer

den Individuen nützende Art der Konsumtion auch dem Vorteil der Gesamtheit vielfach parallel gehen wird. Ganz besonders wird es dabei auch darauf ankommen, wieviel Güter wir sofort verzehren und wieviele wir für späteren Genuß oder für Produktion aufheben. Das Sparen ist durchaus nicht die einzige wirtschaftliche Handlung bei der Konsumtion; denn abgesehen davon, daß es ja streng genommen aus dem Bereich der eigentlichen Konsumtion schon wieder herausfällt, kann das Sparen unter gewissen Umständen sowohl vom Standpunkt des Individuums als des Volkes aus unwirtschaftlich sein [1]. Aber da es nun doch einmal mit der Konsumtion innig verbunden ist und da es tatsächlich in der überwiegenden Zahl der Fälle sich als volkswirtschaftlich darstellt, so können wir es immerhin als die augenfälligste volkswirtschaftliche Handlung im Bereich der Konsumtion ansehen. Dabei dürfen wir aber die unendliche Wichtigkeit sonstiger Wirtschaftlichkeit in der Konsumtion nicht übersehen. Wie jeder Mann an dem Posten, für den er am geeignetsten ist, so wird jedes Sachgut an s e i n e m Platz die größte Wirkung haben. Die Frage also, welche Motive zur wirtschaftlichen Art der Konsumtion, insbesondere auch zum Sparen und zur Vermehrung des Sozialkapitals anreizen, wird bei der Motivlehre durchaus nicht außer acht zu lassen sein. Produktion und Konsumtion zusammengefaßt, stellen wir hier in Frage: wie werden die Menschen zu volkswirtschaftlicher Verwaltung der Sachgüter geleitet?

Bis jetzt hat es sich bei unserer Untersuchung um dauernde, beharrliche Tätigkeit und Geistesrichtung gehandelt. Es können aber für die ganze Kultur, auch für die Wirtschaft, einzelne, außergewöhnliche Handlungen ebenfalls von größter Bedeutung werden. Die bleibende Intensivierung aller Kräfte des Menschen ist sicherlich nur das Los einzelner Auserwählten. Aber häufig werden Menschen aus spontaner Begeisterung heldenmäßige Taten begehen, die hoch über dem Durchschnitt des gewöhnlichen Handelns und außerhalb aller Buchrechnung stehen. Manchesmal ist es in der Geschichte vorgekommen, daß ein Sturm der Begeisterung ein ganzes Volk ergriffen und die Massen zu Taten entflammt hat, die von den meisten einzeln nie verrichtet worden wären. In solchen Handlungen tritt das Gefühlsmäßige stark in den Vordergrund. Die heroischen Massen

[1] Vgl. über letzteres v. P h i l i p p o v i c h, Grundriß Bd. 1 S. 191, 404.

werden Ungeahntes erreichen, wo es sich um momentane Aufpeitschung des Willens handelt. Das persönliche Selbstinteresse tritt oft stark zurück. Dauereigenschaften dagegen, etwa beharrender Fleiß und Opfersinn, werden auf solche Weise schwerlich anerzogen [1]). Um Beispiele für heroisches Massenhandeln braucht man gerade in jetziger Zeit nicht verlegen zu sein. Die Kriegsbegeisterung von 1914 hat das Volk für eine, freilich nur kurze Zeit gegen den grauen Alltag völlig verändert. Auch solche Hochspannung ist wirtschaftlich bedeutsam, wenn sie gleich nicht rechenmäßig gewertet werden kann: man denke nur an die wirtschaftlichen Veränderungen, die den Massenenthusiasmus der großen französischen Revolution begleiteten. Die Motive, die zu derartiger Handlungsweise führen, sind denn auch dem Sozialökonomen nicht unwichtig; kann doch von solchem momentanen Heroismus die Existenz des Volkes abhängen. So würden sich also die früher gestellten Probleme durch die neue Frage ergänzen: durch welche Motive werden einzelne, werden ganze Volksmassen zu außerordentlichem Tun hingerissen, wie erwachsen die Helden der erlösenden Tat? Allein abgesehen davon, daß dieses Heldentum nicht künstlich gemacht werden kann, entzieht es sich durch seine Außergewöhnlichkeit den Betrachtungen der Sozialökonomik. Es kann einmal einen ungeheuren Erfolg haben. Man kann es aber vor allem niemals dauernd der Wirtschaft zugrunde legen, weil es eben seiner Natur nach nur für den Augenblick bestimmt ist. Antriebe, die eine einzelne große Tat zu vollbringen imstande waren, sind vielleicht gänzlich ungeeignet, zu einer Kette vieler unscheinbarer Handlungen das Triebwerk abzugeben. So mag auch manches Motiv sehr passend erscheinen, eine wirtschaftliche oder staatliche Umwälzung hervorzubringen und dazu anzufeuern. Daß dieses selbe Motiv aber dann irgendwie für die Aufrechterhaltung der neuen Ordnung zu wirken geeignet sein wird, ist damit keineswegs gesagt [2]).

Verschiedene Eignung zu den einzelnen Arten des volkswirtschaftlichen Handelns prägt sich in den Individuen, dann

[1]) Ueber das heroische Handeln der Massen Gustave Le Bon, Psychologie des foules, S. 20, 36, bes. S. 41 ff. Vom Gegensatz in der Motivierung zwischen Einzelmensch und Masse sagt Le Bon etwas stark übertreibend: »L'Intérêt personel est rarement un mobile puissant chez les foules, alors qu'il constitue le mobile à peu près exclusif de l'individu isolé (S. 42).

[2]) Vgl. Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung S. 133, 134.

aber auch in den Volkscharakteren aus. Man kann etwa — eine gewisse Verallgemeinerung liegt ja immer darin — den Amerikaner als den Vertreter der Anspannung aller Kräfte — freilich für eigenes Interesse — ansehen. Für heroische Handlungen ist gewiß der Castilianer mehr zu haben. Unübertrefflich in einfacher Arbeit sind bei aller sonstigen Verschiedenheit etwa der Chinese und der Oberitaliener; mit ihnen hat der Franzose zwar weniger den zähen Fleiß, wohl aber die Sparsamkeit gemein; sie ist bei ihm allerdings zugestutzt auf sein Rentnerideal.

Für diese verschiedenen Arten wirtschaftlichen Handelns sind, wie schon gesagt, vielfach verschiedene Motive maßgebend. Wir werden daher bei der Darstellung der Motive im folgenden uns gegenwärtig halten müssen, daß die regelmäßige Arbeit des ganzen Volkes nicht identisch ist mit der äußersten Anspannung aller Kräfte seitens der Wirtschaftsleiter, daß mit den Motiven zum Arbeiten noch nicht die Motive zu wirtschaftlicher Sachgüterverwendung gegeben sind, und daß die Motive, die einmal ein heroisches Handeln hervorbrachten, noch nicht genügen, die ganze Wirtschaft zu stützen.

Im allgemeinen aber werden wir bei der Beurteilung der Motive uns klar darüber sein daß es gilt, die Antriebe für ein Handeln zu finden, das, im Großen gesehen, eine gewaltige Selbstüberwindung von den Individuen verlangt. »Alle Sparsamkeit ist momentane Selbstverleugnung« sagt Schmoller[1]). Das ist, wenn man vom Fall des eigentlichen Geizes absieht, richtig. Aber es trifft nicht nur auf die Sparsamkeit zu, sondern auf das volkswirtschaftliche Handeln überhaupt. Die volkswirtschaftliche Leistung eines Volkes birgt eine mit ihr steigende Summe von Willensanspannung und Selbstüberwindung im Einzelfall für späteren Zweck in sich. Die Frage ist also wohl berechtigt, welches die Motive solchen Handelns sein können.

III. Der Geltungsbereich der Motivationslehre.

Im Hinblick auf die Zergliederung der Motive muß noch daran erinnert werden, daß die Motive niemals so chemisch rein auftreten, wie sie hier und im folgenden theoretisch betrachtet werden. Jede wirtschaftliche Tätigkeit wird in Wirklichkeit von einer Menge sich durchkreuzender Motive beeinflußt; hier sollen

---

[1]) Grundriß Bd. 1 S. 40.

nur die wichtigsten herausgezogen und systematisiert werden. Ich weiß selbstverständlich ganz gut, daß der Lohnarbeiter, den ich etwa einmal anführe, um das Motiv der Nahrungssorge für sich oder seine Familie mit einem Beispiele zu belegen, in Wirklichkeit von allen möglichen Motiven angetrieben werden kann: vielleicht steht vor seinem geistigen Auge das Kino und das Wirtshaus am Sonntag, vielleicht die darbende Frau oder die hungernden Kinder, vielleicht arbeitet er nur mechanisch weiter, weil es die andern tun, oder fürchtet er die Schelte des Aufsehers oder die Entlassung. Mag sein, daß ihn die Wohnungsmiete quält; oder denkt er an ein hübsches Häuschen mit einem Garten, zu dessen Erwerb ihm seine Arbeit helfen soll? Unzählige Motive können sich geltend machen. Aber sie können zunächst nicht in ihrer Gesamtheit, sondern nur einzeln betrachtet werden. Aus den Einzelheiten läßt sich dann freilich ein Gesamtbild für bestimmte Zeit, bestimmten Ort herstellen.

Damit komme ich zur Frage, ob denn die aufgezeigten Motive für alle Zeiten wirksam sein sollen. Sie ist dahin zu beantworten, daß die von mir aufgestellten Grundmotive nach meinem Dafürhalten allerdings insofern mit der menschlichen Natur verwachsen sind, als man sie mehr oder weniger überall finden wird, wenn auch nicht gerade bei jedem Individuum: wo wir Menschen kennen, Natur- oder Kulturvölker, haben sie Bedürfnisse nach den sachlichen Lebensnotwendigkeiten und nach Tätigkeit, sie wollen in irgendeiner Weise lieben oder geliebt sein, ehren oder geehrt sein. Diese Bedürfnisse müssen dann entweder auf ein oder mehrere Individuen, auf Gegenwart oder Zukunft bezogen werden, müssen frei oder auf autoritativem Wege wirken. Ob irgendwann einmal die Menschheit so verändert werden kann, daß diese Motive sie nicht mehr bewegen, das interessiert uns hier nicht. Die Menschheit der Gegenwart und Vergangenheit fußt bei ihren wirtschaftlichen Erwägungen auf diesen Motiven; aber das ist freilich nicht zu vergessen: je nach den Bedingungen von Natur und Kultur werden bald die einen, bald die andern Motive vorwiegen; je nach den Umständen, insbesondere auch je nach der Rechtsordnung, werden sie sich in gänzlich verschiedener Art gruppieren und danach in den einzelnen Gesellschaftszuständen völlig verschiedene Bilder zeigen. So verfehlt es also wäre, aus der menschlichen Natur ein bestimmtes Wirtschaftssystem als ihr allein

entsprechend abzuleiten, so bleibt es doch möglich, den Plan eines Wirtschaftssystems daraufhin zu prüfen, ob bei seiner Verwirklichung genügend Motive für das wirtschaftliche Handeln denkbar wären.

II. Kapitel.

Einteilung der Motive.

I. Wagners Motivationslehre.

Ueber Klassifizierung der Motive ist schon manches geschrieben worden, allein gerade in den letzten Jahrzehnten doch eigentlich weniger, als man nach der Bedeutung der Materie hätte erwarten sollen. Neben den Ausführungen anderer Autoren ragt Adolph Wagners Motivationslehre [1]) noch immer als wohl bedeutendste Arbeit hervor. Da in meiner Untersuchung speziell die Motivenlehre des Marxismus zum Thema genommen ist, kann es im allgemeinen nicht meine Aufgabe sein, die nichtsozialistischen Motivenlehren zu besprechen. Allein Wagners Einteilung muß doch deshalb hier kurz betrachtet werden, damit ich meinen abweichenden Standpunkt rechtfertigen kann. Adolph Wagners Streben geht darauf aus, die Bedeutung des wirtschaftlichen Selbstinteresses der britischen Oekonomik gegenüber zwar einzuschränken, gegen Sozialismus und Historismus aber doch wieder zu betonen. Daher teilt er die Motive in zwei große Abteilungen: egoistische und unegoistische, von denen die ersteren wieder in vier Gruppen zerfallen. Es ergibt sich dann folgendes Bild [2]):

»A. Egoistische Leitmotive.

1. Streben nach dem eigenen wirtschaftlichen Vorteil und Furcht vor eigener wirtschaftlicher Not.
2. Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Anerkennung.
3. Ehrgefühl, Geltungsstreben und Furcht vor Schande und Mißachtung.
4. Drang zur Betätigung und Freude am Tätigsein, auch an der Arbeit als solcher, und an den Arbeitsergebnissen als solchen, sowie Furcht vor den Folgen der Untätigkeit (Passivität).

[1]) Wagner, Grundlegung I, 1, S. 83 ff.

[2]) Wagner, Grundlegung I, 1, S. 87.

B. Unegoistisches Leitmotiv.

5. Trieb des inneren Gebots zum sittlichen Handeln, Drang des Pflichtgefühls und Furcht vor dem eigenen inneren Tadel (vor Gewissensbissen).«

Mit dieser Einteilung sind 5 hervorstechende Antriebsarten unzweifelhaft gefaßt, ihre Bedeutung für das Wirtschaftsleben wird mit viel Scharfsinn dargelegt. Wagners Motivenlehre hat die Erkenntnis des wirtschaftlichen Handelns gewiß ein gutes Stück gefördert. Allein es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß die Leitmotive schon durchaus zusammengesetzte Motive darstellen, »bei deren Bildung selbst Ursachen verschiedenster Art mitgewirkt haben mögen«[1]). Sie müssen erst in ihre Bestandteile zerlegt werden. Wagners Einteilung geht aber überhaupt nicht von einheitlichem Gesichtspunkt aus; das empfindet ihr Autor wohl selber, wenn er an manchen Stellen davon spricht, daß die Motive nur Leitmotive seien, Spielarten umfassen und nahe miteinander verwandt sein können[2]). Es lassen sich ganz deutlich mehrere Einteilungsprinzipien verfolgen, von denen das eine hier, das andere dort zum Vorschein kommt.

Am konsequentesten durchgeführt erscheint die Einteilung nach Egoismus und Unegoismus. Auch sie geht aber nicht glatt auf. Denn Wagner gibt das Vorkommen egoistischer Antriebe in seinem fünften Leitmotiv zu[3]). Ein zweiter Einteilungsgrund liegt besonders der Scheidung des ersten, dritten und vierten Motivs zugrunde. Hier scheint mir nun freilich die Wahl des Wortes »wirtschaftlich« im ersten Motiv eine nicht ganz glückliche zu sein. Denn es handelt sich ja bei der Motivationslehre überhaupt um die Motive zu wirtschaftlichem Handeln; der Ehrgeizige, der aus dem dritten Motiv heraus Geld erwerben und dadurch Ansehen gewinnen will, kann genau so wirtschaftlich handeln wie der Genußmensch, der nach dem ersten Motiv Geld erwerben will, um dafür gut essen und trinken zu können[4]).

---

[1]) Stammler, Wirtschaft und Recht, 1. Aufl. 1896 S. 200. Daselbst eine weitergehende Kritik der Wagnerschen Motivationslehre, die jedoch zum Teil auf Stammlers — auch von der meinigen verschiedenen — Auffassung der Nationalökonomie und des wirtschaftlichen Handelns beruht. In der 3. Aufl. 1914 fehlt die Kritik der Motivationslehre.

[2]) Wagner, Grundlegung I, 1, S. 87, 88, 94.

[3]) Wagner, Grundlegung I, 1, S. 116.

[4]) Ebenda S. 99.

Was sie unterscheidet, ist also nicht das Moment des Wirtschaftlichen, sondern das sie antreibende Bedürfnis. Beim einen ist es das rein vitale Bedürfnis nach angenehmem Leben, beim andern das Geltungsstreben. Auch der Tätigkeitsdrang des vierten Motivs fußt wieder auf einem andern Bedürfnis. So ist es der — sehr bedeutsame — Einteilungsgrund nach dem Bedürfnis, der in der Hauptsache für den Unterschied des ersten, dritten und vierten Motivs maßgebend ist. Nach einem weiteren Einteilungsgrunde sondert sich dann das zweite Motiv aus. Hier ist der von »Autoritäten mit Strafgewalt«[1]) ausgehende Einfluß entscheidend. Allein, wie wir leicht finden, werden Strafe und Belohnung nur dadurch wirksam, daß sie die Befriedigung irgendeines Bedürfnisses stören oder fördern. Mag die Hungerstrafe in erster Linie meine körperlichen Bedürfnisse, die Haftstrafe meinen Tätigkeitsdrang, der Verweis mein Bedürfnis nach Anerkennung schädigen, immer wird auf meine Bedürfnisbefriedigung eingewirkt. Diese Bedürfnisbefriedigung aber kann vom Menschen auf freiem Wege oder durch eine Autorität erlangt werden; ihre Abhängigkeit von letzterer hat hauptsächlich das zweite Motiv vor Augen.

Alle die von Wagner hervorgehobenen Momente halte ich nun gewiß für sehr wichtig; nur scheint es mir nicht konsequent, bei 5 nebeneinandergestellten Punkten mehrere verschieden gerichtete Einteilungsgründe zu verwenden. Deshalb sehe ich mich genötigt, nicht eine, sondern mehrere Einteilungen der Motive jeweils nach einem andern Grunde vorzunehmen. Als erste kommt da in Betracht die nach den verschiedenen vom Menschen empfundenen Bedürfnissen. Ich bemerke, daß dabei die Frage nach dem Egoismus oder Altruismus zunächst für mich völlig außer Betracht bleibt. Der Mensch wird bis auf weiteres als egoistisch handelnd unterstellt.

II. Einteilung der Motive nach allgemeinen menschlichen Bedürfnissen.

A. Motiv und Bedürfnis. Einteilung der Bedürfnisse.

Der Mensch hat verschiedenartige Interessen, die aus seinen Bedürfnissen erwachsen. Er bedarf der Nahrung und Wohnung,

[1]) Ebenda S. 94.

ersehnt Anerkennung durch andere, erstrebt geistige Genüsse. Diese Bedürfnisse und Interessen können, vom Standpunkt des Handelns aus gesehen, als Motive für dasselbe betrachtet werden. Die Begriffe Motiv und Bedürfnis sind allerdings durchaus nicht gleichbedeutend. Inwieweit sie voneinander abweichen, das wird man freilich je nach den verschiedenen Auffassungen vom Bedürfnis unterschiedlich beantworten müssen. Hermann versteht unter Bedürfnis das »Gefühl eines Mangels mit dem Streben ihn zu beseitigen«[1]. Gurewitsch aber nur »ein auf die Erlangung eines bestimmten Objekts, sei es ein Gegenstand oder eine Leistung, gerichtetes Begehren«[2]. Čuhel kennt »alterile« Bedürfnisse[3], während Adolph Wagner die Ansicht zu vertreten scheint, daß Bedürfnisse nur den egoistischen Motiven entsprechen[4]. Nach Tiburtius ist das Bedürfnis ein Begehren, während nach Döring das Begehren erst »die Wirkung der Unlust und wie diese selbst Symptom der Nichtbefriedigung eines Bedürfnisses« ist[5].

Wenn wir aber nun auch sehen, daß die Begriffe Motiv und Bedürfnis sich durchaus nicht decken, so muß man doch zugeben, daß zwischen beiden ein inniger Zusammenhang besteht: das Motiv, zu mindest das egoistische Motiv, wird insofern zum Handeln Beweggrund und Triebfeder sein, als ihm ein Bedürfnis entspricht. Aber auch das unegoistische Motiv — über dieses wird später noch gehandelt — läßt sich schwer ohne Bedürfnis denken, wenn es auch nur das vorgestellte Bedürfnis eines andern sein sollte. Die menschlichen Bedürfnisse werden

---

[1]) v. Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen S. 5.

[2]) Gurewitsch, Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse S. 6.

[3]) Čuhel, Zur Lehre von den Bedürfnissen S. 37.

[4]) Der (Bedürfnis-)Befriedigungstrieb »erscheint in seiner schärferen Form als Trieb der Selbsterhaltung, hinsichtlich der Befriedigung der Existenzbedürfnisse ersten Grades, als Trieb des persönlichen oder Selbstinteresses hinsichtlich der Befriedigung der übrigen Bedürfnisse« (Grundlegung I, 1, S. 77). Die Motive »entspringen teils dem Befriedigungstrieb, insbesondere auch dem wirtschaftlichen Selbstinteresse, teils stehen sie mit anderen Seiten der psychischen Natur des Menschen in Verbindung« (ebenda S. 86). Eine ähnliche Auffassung scheint auch Wieser zugrunde zu legen (Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft in: Grundriß der Sozialökonomik Abt. I S. 145).

[5]) Tiburtius, Der Begriff des Bedürfnisses (Conrads Jahrbücher, Bd. 103, S. 726). Döring, Philosophische Güterlehre, S. 76. Ueber die Verwirrung im Gebrauche des Wortes Bedürfnis Čuhel a. a. O. S. 61 ff. Ueber verschiedene Definitionen des Bedürfnisbegriffs Čuhel a. a. O. S. 78 ff. und Tiburtius a. a. O. S. 727 ff.

wir daher füglich an erster Stelle der Betrachtung der Motive des volkswirtschaftlichen Handelns zugrunde legen können. Bei dieser Untersuchung dürfen wir wohl von der Hermannschen Auffassung des Bedürfnisses ausgehen, müssen uns aber klar darüber sein, daß der Begriff Mangel nicht zu eng gefaßt werden darf [1]) und daß, wenn das Bedürfnis als Gefühl bezeichnet wird, doch auch Vorstellungsbestandteile selbstverständlich nicht fehlen [2]), ja sogar sehr wichtig sind.

Man hat nun, von Hermann bis auf die neueste Zeit, viel Mühe darauf verwandt, die Bedürfnisse zu klassifizieren, »fast zu viel Scharfsinn«, meint Adolph Wagner [3]). Allein diese Einteilungen sind wohl meist nicht für den speziellen Zweck geschaffen worden, als Grundlage der Motivationslehre zu dienen. Im folgenden möchte ich die Bedürfnisse unter diesem für die vorliegende Arbeit allein in Betracht kommenden Gesichtspunkte mustern. Wie die Bedürfnisse, so kann man dann auch die Motive scheiden. Es soll also ja nicht etwa eine entwicklungsgeschichtliche Einteilung sein, sondern es sollen die Bedürfnisgruppen mit besonderer Rücksicht auf die Motive zum Handeln, namentlich zum volkswirtschaftlichen Handeln, betrachtet werden.

Von besonderer Wichtigkeit für die wirtschaftende Menschheit erscheint nun zunächst die Frage, inwieweit die Bedürfnisse und ihre Deckung beim isolierten Menschen denkbar sind und inwieweit das Vorhandensein anderer Menschen hereinspielt.

Der einsame Robinson auf seiner Insel — er bleibt trotz der Abneigung mancher Nationalökonomen ein treffliches Illustrationsobjekt — mochte zunächst Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung, Wohnung empfinden. Diese konnte er im Laufe der

---

[1]) »Der Begriff des Mangels muß sehr weit gefaßt werden«. Hermann a. a. O. S. 5. Čuhel a. a. O. S. 81 macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Wort Mangel nicht bloß eine quantitative, sondern auch eine qualitative Bedeutung hat. Er selbst scheint mir aber dann im folgenden diese letztere zu eng zu fassen.

[2]) So meint es Hermann auch. Er spricht kurz vor dem zitierten Satz von dem »Gefühl oder Bewußtsein eines Mangels« (a. a. O. S. 5).

[3]) Adolph Wagner, Grundlegung I, 1 S. 76. Unter denen, die sich mit Einteilung der Bedürfnisse befaßt haben, sind besonders hervorzuheben: v. Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen S. 80 ff. Schäffle, Gesellschaftliches System, Bd. I, S. 103 ff. Döring, Philosophische Güterlehre S. 77 ff. Čuhel, Zur Lehre von den Bedürfnissen S. 133 ff. Brentano, Versuch einer Theorie der Bedürfnisse S. 12 ff.

Zeit durch harte Arbeit, wenn auch nicht ganz, so doch teilweise befriedigen. Hätten Mitmenschen ihn unterstützt, er wäre gewiß schneller und leichter zum Ziel gekommen; so manchen Wunsch auch in bezug auf diese vitalen Bedürfnisse hat er sich versagen müssen: unter ihnen gibt es gewiß viele, die nur durch gesellschaftliches Zusammenarbeiten befriedigt werden können. Aber das Nahrungs-, Wohnungs-, Kleidungsbedürfnis als solches ist in seiner Befriedigung nicht von anderen Menschen abhängig. Aehnlich ist es mit höheren Bedürfnissen: um seinem Bedürfnis nach Bewunderung der Natur zu genügen, braucht der Eremit keinen Genossen.

Dem steht eine andere Gruppe von Bedürfnissen gegenüber: der einsame Siedler fühlt ein Verlangen, ein menschliches Wesen zu lieben, einem Freunde sein Herz auszuschütten, von Menschen bewundert zu werden. Solche Wünsche kann der verlassene Robinson wohl in seinem Innern hegen, aber ihre Erfüllung ist nur dann denkbar, wenn er mit anderen Menschen in Beziehungen tritt, wenn er also irgendwie Genossen findet. Wir können derartige Bedürfnisse Sozial-, die ersteren Individualbedürfnisse nennen. Ich verstehe also nunmehr unter Individualbedürfnissen solche, deren Befriedigung ohne Mitwirkung anderer Menschen wenigstens denkbar ist, unter Sozialbedürfnissen solche, deren Befriedigung ohne Mitwirkung anderer Menschen undenkbar ist. Ich habe die beiden Worte trotz ihrer Mehrdeutigkeit gewählt, weil sie mir das, was ich meine, immerhin noch am besten auszudrücken scheinen [1]. Um Mißverständnisse zu verhüten, sei betont, daß auch die Individualbedürfnisse in der Tat in hohem Maße gesellschaftlich beeinflußt werden. Nur sind sie nicht dem Begriffe nach Produkte der Gesellschaft [2].

B. Individualbedürfnisse.

Begeben wir uns zunächst ins Gebiet der Individualbedürfnisse. Unser Robinson hat am Vormittag seine Hütte vollendet;

[1]) In erheblich verschiedenem Sinne scheidet Stammler, Wirtschaft und Recht, 3. Aufl. 1914, S. 130, individuale und soziale Bedürfnisse. Völlig anderes bezweckt die von Wagner (Grundlegung I, 2 S. 828 ff.) vorgenommene Einteilung in Individual- und Gemeinbedürfnisse.

[2]) Vgl. darüber auch v. Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft S. 145, der, freilich auch auf verschiedener Terminologie fußend, sagt: »In einem gewissen Sinn ist übrigens jedes Bedürfnis gesellschaftlich zu nennen, denn jedes, auch das bloß individuelle Bedürfnis, d. h. dasjenige, welches der einzelne nur in Rücksicht auf sein eigenstes Brauchen fühlt, empfängt sein letztes Maß mit durch die Gesellschaft, in der man lebt.«

nun sitzt er behaglich nach getaner Arbeit vor dem Werk seiner Hände und ruht sich aus. Aber die warme Sonne und das Wasser locken zu einem Bade; kaum ist ihm der Gedanke durch den Kopf gefahren, hat er sich auch schon in die Fluten gestürzt, in denen er sich nun — heidi — kreuz und quer herumtummelt, schwimmt und plätschert — und mehr Kraft zu scheinbar zweckloser Tätigkeit verbraucht, als im selben Zeitraum des Vormittags bei der Arbeit an seiner Wohnung. Warum tut er das? Erst hatte er — der Fall liegt klar — sich angestrengt, um sein Wohnbedürfnis zu befriedigen. Nun strengt er sich abermals an, nur um Kraft zu verbrauchen. Offenbar entspricht auch dies Tun einem Bedürfnis. Er hat ein Verlangen, sich Bewegung zu schaffen, etwas zu tun, während das Wohnbedürfnis darauf hinauslief, etwas zu erlangen, zu haben.

Dieser Grundunterschied der Individualbedürfnisse läßt sich überall verfolgen, wenn auch in verschiedener Abtönung. Im einen Fall wird es sich um Betätigung, Abgabe von Kraft, um ein Geben im weitesten Sinne handeln: wir können solche Bedürfnisse T u n b e d ü r f n i s s e nennen. Im andern Fall will man einen Gegenstand oder eine Leistung erlangen, man will etwas erwerben oder haben: wir können hier von einem H a b e n b e d ü r f n i s sprechen. Solch ein Habenbedürfnis ist nicht bloß das nach Nahrung und Wohnung, sondern auch der ersehnte Kunstgenuß, das erstrebte Wissen gehören dazu. Einem Tunbedürfnis folgt der Bureaumensch, der nach wochentägiger Sitz- und Kopfarbeit die Notwendigkeit spürt, Sonntags seine Beine gehörig in Bewegung zu setzen. Die Unmöglichkeit, solchem Bedürfnis zu folgen, kann den Kranken, der zu langem Liegen verurteilt ist, oft mehr quälen, als alle Schmerzen. Aber solch ein Drang kann auch höherer Natur sein: der Gelehrte und der Künstler empfinden ihn, wenn ihnen das Schaffen als solches Bedürfnis ist.

Bezweckt also das Bedürfnis ein Tun, so ist dieses Tun selbst mir Lust. Bezweckt es ein Haben, so muß ich, um das Ersehnte zu erlangen, erst etwas tun; meist wird dieses Tun ein mühevolles und unangenehmes sein. Sollte sich aber der Fall ergeben, daß ich gleichzeitig auch ein Bedürfnis nach diesem Tun selbst empfände, daß also Tun- und Habenbedürfnis auf dasselbe Ziel steuerten, dann wäre für die Erlangung des Habenziels ein doppelt starkes Motiv gegeben: ich tue dann etwas, einmal

weil ich durch das Tun einen Gegenstand erlange, der mir ein Bedürfnis befriedigt, und zum zweiten, weil ich ein Bedürfnis nach dem Tun selber habe.

Es ist mithin klar, daß das Verhältnis dieser beiden Bedürfnisarten für die Wirtschaft von größter Bedeutung sein wird. Denn der Wirtschafter erstrebt ja bei der Sachgüterversorgung den größtmöglichen Ueberschuß des Nutzens über die Kosten. Wird nun etwas, das sonst zu den Kosten gehört, selbst ein erstrebenswerter Nutzen, so wächst natürlich der (selbstverständlich psychische) Nutzenüberschuß gewaltig. Wird insbesondere die Arbeit, im allgemeinen ein Mühsal, selbst zum Genuß, so erhält das Motiv zum wirtschaftlichen Handeln einen großen Zuwachs. Sonst »Verbindungsbrücke zwischen Bedürfnis und Befriedigung« [1]), wird die Arbeit nunmehr selbst zur Befriedigung. Das Lastmoment der Arbeit kann dann von ihrem Lustmoment überwogen werden [2]). Wenn zwei Hausfrauen das Bedürfnis nach Nahrung haben und deshalb kochen müssen, für die eine von ihnen aber das Kochen eine Mühe, eine Last ist, während die andere gerade an der Tätigkeit des Kochens besondere Freude empfindet, so wird die erstere das Nahrungsbedürfnis nur gegen Einsatz dieser unlustvollen Arbeit befriedigen können; die zweite aber wird ohne Unlust ihr Nahrungsbedürfnis und nebenbei ihr Bedürfnis zu kochen befriedigt haben. Es ist demnach eine erhebliche Frage, ob im einzelnen Falle das Habenbedürfnis des Wirtschafters durch ein Tunbedürfnis unterstützt wird. Die volle Vereinigung beider wird das Höchste schaffen, mag man nun an einen Handwerker denken, bei dem Freude an der Arbeit und Freude am Erfolg in eins verschmelzen, oder an einen Philosophen, dessen forschendes Suchen sich mit schöpferischer Tätigkeit zu vollkommenem Geisteswerk verbindet.

Solch gänzliches Ineinanderfließen wird freilich selten sein. Von gewaltiger Wichtigkeit für die menschliche Bedürfnisbefriedigung wäre es aber, wenn es in größerem Maße gelänge, das Habenbedürfnis durch das Tunbedürfnis zu befriedigen, oder, konkret gesprochen, die Arbeit zu einem Genuß zu machen. In verschiedenen Perioden der Geschichte ist die Menschheit bald in größerer, bald in geringerer Entfernung von diesem Ziel gewesen.

---

[1]) Bastiat, zitiert bei Wagner, Grundlegung I, 1, S. 79.

[2]) Wagner, Grundlegung I, 1 S. 107 ff. Vgl. Engels Anti-Dühring S. 317.

Wirtschafts- und Sozialsystem wirken hier ein. Wie bei den Naturvölkern die Arbeit durch Befriedigung eines Tunbedürfnisses unterstützt wird, haben Büchers Forschungen gezeigt. Hier insbesondere muß der Rhythmus erwähnt werden [1]). In der mittelalterlichen Zunftverfassung, in der ländlichen Bauernwirtschaft sind die Abstände zwischen Arbeit und Lust kleiner, für den modernen Industriearbeiter meist recht groß. Nicht mit Unrecht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß jede »Arbeitsverschiebung« die Lastmomente der Arbeit erhöht, weil sie »eine Entfernung des Erfolges der Arbeit« und »eine erhöhte Konzentration derselben« enthält [2]). Aber nicht bloß aus diesen mehr technischen, sondern auch aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen trennten sich in der kapitalistischen Zeit Arbeit und Genuß in stärkerem Maße. Immerhin ist die Entwicklung keine ganz allgemeine: wenn die Arbeitsteilung einen gewissen Grad nicht übersteigt, kann sie die Arbeitsfreude fördern [3]); auch seine Maschine kann der Arbeiter lieb gewinnen [4]). Daß selbst die durch unsere heutige Arbeitszerlegung verursachte Monotonie durchaus nicht immer unliebsam empfunden wird, zeigen einige erstaunliche Beobachtungen Münsterbergs [5]). Eine wichtige Aufgabe der Sozialpolitik ist es demnach, an der Annäherung von Arbeit und Freude zu arbeiten. Sozialisten, wie besonders Fourier und Bebel [6]), erhofften für die Zukunft völlige Einigung: die Befriedigung der Bedürfnisses nach dem Sachgut sollte durch das Bedürfnis nach Arbeit erlangt werden. Darüber noch weiteres im Laufe der Untersuchung.

Bei aller Bedeutung der Tunbedürfnisse darf nun aber ihre starke Betonung nicht zu einer Ueberschätzung führen. Selbstverständlich sind es die Habenbedürfnisse, die für die Wirtschaft in erster Linie in Betracht kommen. Die Tunbe-

---

[1]) Bücher, Arbeit und Rhythmus, besonders S. 17, 41. Das auf S. 17 erwähnte »Doppelte Motiv« weist in etwa auf mein Tun- und Habenmotiv hin.

[2]) Gurewitsch a. a. O. S. 32. Wagner, Grundlegung I, 1 S. 109.

[3]) Herkner, Arbeiterfrage, Bd. I S. 25; Arbeitsfreude S. 14 ff., spez. S. 16.

[4]) Herkner, Arbeiterfrage, Bd. I S. 26: »Viele Arbeiter erklärten, daß es schon von Kindheit an ihr sehnlichster Wunsch gewesen sei, möglichst viel mit Maschinen zu tun zu haben.« Auch Levenstein, Arbeiterfrage (S. 44 ff.) führt ähnliche günstige Urteile an, wenngleich er sie nach seinen Erfahrungen zu den Ausnahmen rechnet.

[5]) Psychologie und Wirtschaftsleben S. 113 ff.

[6]) Vgl. Wagner, Grundlegung I, 1 S. 110. Asch, Die Lehre Charles Fouriers, S. 100. Ueber Bebel s. d. 2. Teil d. vorliegenden Arbeit.

dürfnisse sind vor allem insofern wichtig, als sie die Befriedigung der Habenbedürfnisse erleichtern. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß sie dieselben in tausend Fällen auch erschweren, nämlich immer dann, wenn sie auf ein unwirtschaftliches Handeln gerichtet sind. Die Zerstörungslust des Kindes wie des Landsknechthaufens, der blaue Montag des Gesellen wie die durchjubelten Nächte des Studenten kann man als Aeußerungen eines Tunbedürfnisses ansehen, das in einer dem wirtschaftlichen Handeln feindlichen Bahn läuft. Und diese Bahn ist für den Menschen die bequemere.

Die der Einteilung der Bedürfnisse nach Tun und Haben zugrunde liegenden Gedanken sind in der Bedürfnislehre nicht neu. So kann man bei Döring auf Aehnliches stoßen. Er stellt nämlich den »materialen« Bedürfnissen »formale« oder »Funktionsbedürfnisse« gegenüber. Allein nähere Betrachtung zeigt, daß seine Unterscheidung doch eine ganz andere ist, weil sie, von physiologischer Grundlage ausgehend, ja auch gar nicht auf das Wirtschaften abzielt. Ihr liegt zugrunde der »Gegensatz der materialen, aus den realen Erfordernissen unserer Natur entspringenden und der formalen, auf bloße Beschäftigung der Organe, Anlagen, Fähigkeiten bezüglichen Bedürfnisse«[1]). Danach wird beispielsweise das Rauchbedürfnis als ein bloßes Funktionsbedürfnis angesehen[2]); nach meiner Einteilung hingegen ist es zwar zunächst wohl ein Tunbedürfnis; aber wirtschaftlich bedeutsam wird es vorzüglich, insofern es gleichzeitig als Habenbedürfnis nach Tabak sich darstellt — übrigens ein anschauliches Beispiel für die Verschlingung der Bedürfnisse. Weitgehend entspricht Wagners viertes Leitmotiv »Drang zur Betätigung und Freude am Tätigsein«[3]) meinem Tunbedürfnis, wenn auch die Stelle, die es in Wagners Motivationslehre einnimmt, von meiner Disposition völlig abweicht. Wagner bezieht jedoch hier auch die Freude »an den Arbeitsergebnissen als solchen« herein. Die wird aber nach meiner Auffassung schon unter die Habenbedürfnisse fallen. Schmollers »Tätigkeitstrieb«[4]) liegt meiner Darstellung gleichfalls nahe. Wohl noch mehr aber lehnt sich meine Einteilung an die

---

[1]) Döring a. a. O. S. 80.
[2]) Döring, a. a. O. S. 104.
[3]) Wagner, Grundlegung I, 1 S. 106 ff.
[4]) Schmoller, Grundriß Bd. I, S. 28/29.

von Oppenheimer in positive und negative Bedürfnisse an, von denen das erstere ungefähr meinem Tun-, das letztere dem Habenbedürfnisse gleichen dürfte [1]) Nur scheint mir Oppenheimer etwas gar einseitig den Geschlechtstrieb hervorzuheben. Wenn ich die Worte »positiv« und »negativ« in bezug auf die Bedürfnisse nicht aufgenommen habe, so ist es aus dem Grunde geschehen, weil durch den Gebrauch dieser Worte in verschiedener Bedeutung bei den einzelnen Autoren ein völliges Kunterbunt eingetreten ist [2]).

Unter den individualen Habenbedürfnissen finden wir nun niedere und höhere Bedürfnisse aller Art. Dem Oekonomen wird zuvörderst in die Augen fallen, was der Mensch zu seiner Existenz und weiterhin zu seinem körperlichen Wohlbehagen braucht. Hierher gehören die Bedürfnisse nach Speise und Trank zum Schutze gegen Hunger und Durst, nach Wohnung und Kleidung zur Abwehr von Kälte und Hitze. Aber auch das einfache Verlangen nach Bequemlichkeit, in seiner krassesten Form als Trägheit, spielt eine gewaltige Rolle. Wir können dies alles unter dem Namen der leiblichen Bedürfnisse zusammenfassen [3]). Ihr Ziel ist das leibliche Wohlbefinden. Sie sind es, an die man in erster Linie nach landläufigem — falschem — Sprachgebrauch beim Wort »wirtschaftlich« zu denken geneigt ist [4]). An sie vor allem — freilich durchaus nicht an sie allein — ist bei Wagners erstem Leitmotiv zu denken. In Anbetracht ihrer großen Wichtigkeit für das wirtschaftliche Leben ist es bis zu einem gewissen Grade zu entschuldigen, wenn man sie oft überschätzt hat. Daß sie aber im menschlichen Leben doch nicht das allein Ausschlaggebende sind, das sagt Carlyles schöne Stelle über die Antriebe zu heroischem Handeln auch beim gewöhnlichen Sterblichen. Sie gipfelt in den Worten: »Schwierigkeit, Selbstverleugnung, Märtyrertum, Tod sind die Lockungen, die auf das Herz des Menschen wirken. Entzünde sein edles Innenleben,

---

[1]) Oppenheimer, Theorie der reinen und politischen Oekonomie S. 14 ff. Vgl. Tiburtius a. a. O. S. 758, 782.

[2]) Man sehe darüber nach die von gänzlich unterschiedenen Gesichtspunkten ausgehenden Einteilungen bei Hermann a. a. O. S. 86, Čuhel S. 137—139, Oppenheimer a. a. O. S. 14/45. Wagner, Grundlegung I, 1, S. 88 spricht von positiven und negativen Motiven.

[3]) Čuhel a. a. O. S. 158.

[4]) Vgl. Spann, Gesellschaftslehre S. 47.

dann hast du eine Flamme, die alle niedrigen Beweggründe verbrennt« [1]).

Unter den individualen Habenbedürfnissen stehen also den leiblichen andere gegenüber, deren Bedeutung deshalb nicht geringer ist, weil sie uns vielleicht nicht so greifbar erscheinen. Die wissenschaftlichen, künstlerischen, sittlichen, religiösen Bedürfnisse sind von größter Wichtigkeit nicht nur für die Kultur überhaupt, sondern auch gerade für die Wirtschaft. Man kann sie alle als »geistige« den leiblichen gegenüberstellen [2]). Im einzelnen wird natürlich die Grenze nicht leicht zu ziehen sein.

Von besonderer Wichtigkeit für die Wirtschaftswissenschaft ist es dann, aus den Bedürfnissen die nach Sachgütern auszuscheiden. Denn sie sind es ja, die das wirtschaftliche Handeln in positivem Sinne beeinflussen. Sachgüterbedürfnisse gehen sowohl aus den leiblichen als den geistigen Habenbedürfnissen hervor. Man denke einerseits an Nahrungsmittel, andererseits an Bücher. Ihre Hauptbedeutung liegt jedoch bei den leiblichen Bedürfnissen. Es gibt aber auch leibliche Habenbedürfnisse, die nicht notwendig auf Sachgüter zielen; ihre Wirkung wird dann, wie das Bedürfnis nach Ruhe und Bequemlichkeit zeigt, leicht zu einer gegenwirtschaftlichen.

Die entsprechende Einteilung läßt sich bei den Tunbedürfnissen vornehmen. Der Mensch kann Holz spalten, weil seine Muskeln der Bewegung bedürfen, oder unsterbliche Kunstwerke vollbringen, weil ein Drang nach Betätigung seine Seele erfüllt. Auch hier ist nach geistigen und leiblichen Bedürfnissen zu scheiden. Dagegen scheint es mir, daß Tunbedürfnisse niemals unmittelbar Sachgüterbedürfnisse sein werden. Zwar bringt oftmals der Drang etwas zu tun den Wunsch nach einem Hilfsmittel mit sich: wenn ich Schlittschuh laufen will, brauche ich Schlittschuhe; allein hier liegt dann, meine ich, kein reines Tunbedürfnis mehr vor: zum Tunbedürfnis hat sich, wie oben beim Fall des Rauchers, ein Habenbedürfnis gesellt.

C. Sozialbedürfnisse.

Zu den Sozialbedürfnissen rechne ich diejenigen, deren Befriedigung nur mit Hilfe der Mitmenschen denkbar ist. Das Bedürfnis selbst kann natürlich auch der Einsiedler empfinden.

[1]) Carlyle, On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History, Lecture II.

[2]) Vgl. darüber auch Spann, Gesellschaftslehre S. 46 ff.

Robinson hatte gewiß gerade in seiner Verlassenheit großes Verlangen, mit andern Menschen sich auszusprechen. Aber befriedigen konnte er dieses Bedürfnis nicht, solange er allein war. Auch das Bedürfnis nach Geschlechtsgenuß ist ein soziales, weil zu seiner normalen Befriedigung das Vorhandensein eines andern Menschen erforderlich ist. Im Zweifel könnte man bezüglich der Sachgüter sein, deren Herstellung nur durch das Zusammenarbeiten mehrerer Menschen geschehen kann. Es erscheint unmöglich, daß Robinson sich auf seiner Insel ein Gewehr verfertigt, denn dazu bedarf es mehrerer arbeitsteiliger Betriebe. Ist nun das Bedürfnis nach einem Jagdgewehr ein soziales? Ich glaube nicht. Denn es ist nur eine technische Unzulänglichkeit, die ihn an der Erstellung eines Gewehrs hindert. Der Verkehr mit Menschen aber, die nicht vorhanden sind, ist eine begriffliche Unmöglichkeit. Somit zähle ich das Bedürfnis nach einem Sachgut, welches nur durch Arbeit mehrerer Menschen zustande gebracht werden kann, nicht schon aus diesem Grunde zu den Sozialbedürfnissen.

Auch bei den hier zu betrachtenden Bedürfnissen ist wiederum die Scheidung nach Tun und Haben von größter Wichtigkeit. Bei den sozialen Tunbedürfnissen will ich etwas tun, was mir nur durch irgendwelche Beziehung zu andern Menschen möglich ist; bei den Habenbedürfnissen wünsche ich ein Tun der andern: ich will eine Tätigkeit der andern erleiden. Das Bedürfnis, andere Menschen zu lieben oder zu verehren, ist ein Beispiel für den ersten Fall, das von ihnen geliebt oder verehrt zu werden für den zweiten. Allerdings kommt es hier — im Gegensatz zu den Individualbedürfnissen — beim Habenbedürfnis nicht so sehr auf das Besitzen an, als darauf, daß andere mir etwas tun. Deshalb paßt an sich das Wort »Haben« weniger gut; die Worte »aktiv« und »passiv« würden eigentlich das Wesentliche besser treffen. Da mir aber vor allem an einer gleichförmigen Einteilung liegen muß, mag es bei Tun und Haben bleiben. Es steht aber nichts im Wege, anstatt dessen bei den Sozialbedürfnissen in gleicher Bedeutung die Bezeichnungen »aktiv« und »passiv« zu gebrauchen.

Diese Einteilung nach Tun und Haben geht also durch alle Bedürfnisarten hindurch. Wir werden bisweilen in die Lage kommen, die Tunbedürfnisse überhaupt, einerlei, ob auf individualem oder sozialem Boden erwachsen, zusammengefaßt den Habenbedürfnissen gegenüberzustellen.

Bei den sozialen Tunbedürfnissen gibt es nun auch wieder leibliche und geistige. Unter den ersteren ist dann ohne Zweifel das nach Geschlechtsgenuß das bedeutendste. Aber hier sehen wir zugleich, wie sehr die Bedürfnisarten tatsächlich untereinander verquickt sind, mag man sie auch leicht begrifflich scheiden: das Bedürfnis nach Geschlechtsgenuß, auch das männliche, ist natürlich kein rein aktives in unserem Sinn — ist es doch aufs innigste verbunden mit dem Begehren, auf der Gegenseite das entsprechende Verhalten zu wecken. Ebenso ist es auch meist irgendwie mit geistigen Motiven vermischt. Jedenfalls aber bleibt es für uns das wichtigste leibliche aktive Sozialbedürfnis. Andere kommen für die wirtschaftliche Motivationslehre wohl nicht erheblich in Betracht. Auf geistigem Gebiet kann der Mensch etwa ein Bedürfnis haben andere zu ehren — der Dichter spricht in diesem Sinne von unserem »Geist begierig nach Verehrung«[1] — vor allem aber drängt es den Guten, andern Liebe zu erweisen. Von der opfervollen Mutter bis zur alten Jungfer, die in Ermangelung eines Besseren ihren Mops verhätschelt, gibt es unzählige Fälle von Liebe als Bedürfnis. Die auf Liebe beruhenden Motive sind für unsere Untersuchung keineswegs gering zu schätzen. Die Frage, inwieweit Egoismus, inwieweit selbstlose Liebe das wirtschaftliche Handeln beherrscht, ist von größter Tragweite. Sie soll indessen später unter einem etwas anderen Gesichtspunkt betrachtet werden. Denn bei dieser Frage kommt es weniger darauf an festzustellen, inwieweit die Menschen aus einem Bedürfnis nach Liebe zu ihren Mitmenschen handeln, sondern es sollen überhaupt die Motive nach dem psychischen Zentralpunkt, zugunsten dessen sie wirken wollen, untersucht werden. Daß diese Zentrale nicht ohne weiteres die Person ist, auf die das Bedürfnis hinweist, ist leicht zu ersehen. So kann der Mensch ein Bedürfnis haben, Gott zuliebe zu handeln oder sein Gewissen zu beruhigen. Aus diesem Bedürfnis heraus handelt er zugunsten der Mitmenschen. Deshalb soll in diesem Paragraphen auf das Handeln aus Liebe nur hingewiesen werden; seine klarere Beleuchtung erfährt es bei der allgemeinen Untersuchung von Selbstsucht und Selbstlosigkeit.

Unter den sozialen Habenbedürfnissen finden wir außer dem Geschlechtsbedürfnis — soweit eben dieses hereingehört — einige deutlich erkennbare leibliche, so das Bedürfnis des Kindes

[1]) Stephan George in seinem Gedicht Leo XIII (Der siebente Ring).

und des Kranken nach Wartung und Pflege. Der größte Teil der Bedürfnisse nach persönlichen Diensten gehört aber wohl insofern nicht zu den rein sozialen, als seine Befriedigung durch das Individuum selbst durchaus denkbar ist: es ist gar nicht notwendig, daß ich mich durch den Bartkünstler rasieren lasse; ich kann es auch selber tun.

Von größter Wichtigkeit sind dagegen die passiven Sozialbedürfnisse, soweit sie sich auf Geistiges beziehen. Hier kommt nämlich ein besonderer Gesichtspunkt in Geltung. Ich kann in meinem Bewußtsein ein Bedürfnis nach einer Erscheinung im Bewußtsein anderer Menschen haben. So habe ich Verlangen danach, von andern geliebt zu werden. Dann muß im Bewußtsein der andern diese Liebe entstehen und in meinem Bewußtsein die Kenntnis davon sich festsetzen, daß die Liebesgefühle gegen mich im Bewußtsein der andern rege sind. Stoltenberg nennt das »Sichmitbewußtsein« und hat ihm eingehende Besprechung gewidmet [1]). Von der Kenntnis des psychischen Verhaltens der Mitmenschen gegen uns wird nun unser Handeln in höchstem Maße beeinflußt. Hier entspringen also äußerst wichtige Motive unseres Handelns, auch des wirtschaftlichen. Ich habe das Bewußtsein fremder Liebe angeführt, nicht weniger bedeutsam ist das fremder Furcht. Weitaus am höchsten aber ragt hervor, wenn auch vielfach mit beiden genannten verschmolzen, das Bewußtsein fremder Ehrung [2]). Hier gründet sich das Geltungsstreben, das, obwohl von den einzelnen Forschern ungleich gewertet und unter verschiedenen Schattierungen betrachtet, doch unzweifelhaft eines der allerbedeutsamsten Motive gerade auch das wirtschaftlichen Handelns ist. Zwar läßt sich schon unter den Individualbedürfnissen ein Bedürfnis nach Selbstschätzung, ein Selbstgefühl feststellen [3]); aber die große wirtschaftliche Bedeutung erhält erst das entsprechende Sozialbedürfnis. Dieses zeigt sich nun in mannigfachen Formen. Hervorheben muß man vor allem zwei Hauptrichtungen: dasselbe Bedürfnis — letzten Endes — zielt unter Ungleichen auf Gleich-

---

[1]) Stoltenberg, Soziopsychologie S. 117 ff.

[2]) In ähnlichem Sinne bezeichnet Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft S. 139 den Ehrgeiz als das Streben nach »den zur Verfügung stehenden menschlichen Willen und ihren Meinungen über die eigene Stärke«.

[3]) Schmoller a. a. O. S. 29. Döring a. a. O. S. 113 ff. behandelt die Selbstschätzung nicht nur als Individualbedürfnis, sondern er untersucht dabei auch die Erscheinungen des Geltungsstrebens bei andern.

heit und kann so in den Drang nach Freiheit ausmünden; unter Gleichen geht es auf Ungleichheit und wird so zum Streben nach Herrschaft und Macht. Der Schwächere, Unterdrückte vor allem, wünscht mit dem Höheren gleich zu sein, der Stärkere will sich über seine Genossen erheben. Im Geltungsstreben wurzeln aber die Bemühungen beider [1]). Immer ist es vor allem die Meinung der andern, die für uns bedeutsam ist: der Handelnde will in der Meinung der andern je nachdem als gleichberechtigt oder beherrschend dastehen. Cäsarenwahnsinn und Herostratentum zeigen die Auswüchse des Machtstrebens, die oft rätselhaft anmutenden Wirkungen des Massenbewußtseins in der Einzelpsyche entspringen guten Teils dem Gleichheitsstreben [2]).

Immerhin muß bemerkt werden, daß Machtstreben und Gleichheitsstreben nach dem Sprachgebrauch wohl kaum als reine Ausdrücke des Ehrstrebens angesehen werden können. Denn wenn das Streben nach Ehre — ich will dafür das Wort Geltungsstreben nehmen, obwohl man letzteres auch in weiterem Sinn verstehen könnte — auf die Wirkung im Bewußtsein des Nebenmenschen zielt, so bezwecken zwar Macht und Gleichheitsstreben dasselbe, haben aber außerdem doch meist noch andere Bedürfnisse zum Inhalt. Die materiellen Vorteile pflegen so eng mit der ersehnten höheren Stellung verknüpft zu sein, daß man insbesondere beim Worte »Machtstreben« auch sie im Sinne haben wird. Es ist also wohl richtig, Macht- und Gleichheitsstreben schon als zusammengesetzte Motive zu betrachten, deren Hauptbestandteil freilich das — auf Gleichheit oder Ungleichheit gerichtete — Geltungsstreben bildet.

Die sozialen Habenbedürfnisse können sich nun auch — das darf nicht vergessen werden — auf ein Sachgut beziehen. Allein hier ist scharf zu scheiden: nicht der Umstand, daß ich den

---

[1]) Vgl. Brentano a. a. O. S. 28. Gurewitsch a. a. O. S. 46 ff., 53, 110 kommt zu einem scheinbar verschiedenen, tatsächlich aber ähnlichen Schluß, wenn er von zwei entgegengesetzten Strömungen im Machtstreben spricht. Gurewitschs Arbeit bietet vor allem eine feinsinnige, wenn auch einseitige und übertreibende Beleuchtung des Machtstrebens. Auch Schmollers Anerkennungs- und Rivalitätstrieb (Grundriß Bd. 1 S. 29—31) beruhen auf derselben Grundlage.

[2]) Ueber Massenpsychologie, soweit es sich um Erscheinungen handelt, die in der Seele des einzelnen durch ein Bewußtsein von der Masse hervorgerufen werden, Stoltenberg a. a. O. S. 44. Interessante Beispiele für die Wirkungen dieses Bewußtseins bringt Le Bon a. a. O.

Gegenstand von andern erwarte, macht das Bedürfnis danach zu einem sozialen, sondern die Tatsache, daß der Gegenstand nur durch Beziehung auf andere mein Bedürfnis befriedigen kann: das Bedürfnis des Häuptlings nach einer Glaskette ist nicht deswegen ein soziales, weil andere Menschen sie ihm geben, sondern weil er durch sie andern Menschen zu imponieren hofft. Wir haben oben gesehen, daß die Tatsache der arbeitsteiligen Herstellung eines Gewehrs kein Grund ist, das Bedürfnis nach einem solchen als ein soziales anzusehen. Wenn es sich aber um Gewehre zur Aufrechterhaltung der Macht handelt, so wird man hierin wohl ein soziales Bedürfnis finden. Das Streben nach Reichtum entspringt vor allem insoweit einem sozialen Bedürfnis, als der Mensch vermittelst des Reichtums Ehre und Anerkennung zu finden hofft. Bedürfnisse nach Sachgütern können also auch zu den sozialen gehören. Immerhin spielen sie hier eine geringere Rolle als bei den Individualbedürfnissen.

All diese Bedürfnisse stehen nun tatsächlich und entwicklungsgeschichtlich in verschiedensten Abhängigkeiten voneinander. Die Unterarten des Geltungsstrebens, der Anerkennungs- und der Rivalitätstrieb hängen bald mit dem Kampf um die Nahrung, bald mit dem um das Weib zusammen, ohne daß sie doch darin sich irgendwie erschöpfen würden. Der Geschlechtstrieb und der von ihm abhängige Familientrieb hinwiederum — wie vielfältige Bedürfnisarten gehen darauf zurück! Nicht nur aktive und passive Sozialbedürfnisse, sondern auch Individualbedürfnisse werden in höchstem Maße von ihm beeinflußt. Man denkt da in erster Linie an Habenbedürfnisse. Redliche Sorge für Existenz der Familie einerseits und Maitressenwirtschaft andererseits entspringen dem Geschlechtstrieb, aber auch Bedürfnisse gehen auf ihn zurück, die in höchsten Geisteswerken ihren Niederschlag gefunden haben — was wären unsere Dichter ohne ihn! Umgekehrt wirken aber auch geistige Bedürfnisse veredelnd auf die niederen ein; selbst das Boot des Südseeinsulaners zeigt in seiner Linienführung das Wehen höheren Geistes, wie ja überhaupt in den Gebrauchsgegenständen der Naturvölker ihr künstlerischer Sinn sich mit Vorliebe niedergeschlagen hat [1]. So will also meine Scheidung der Bedürfnisse nicht das jedes Einteilungsgerippe überwuchernde Leben meistern,

[1] Vgl. Bücher, Arbeit und Rhythmus, S. 10, 14, 15.

sondern nur die Bedürfnisse so darstellen, daß sich nach ihnen die Motive des wirtschaftlichen Handelns abgrenzen lassen.

D. Furcht und Hoffnung.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Bedürfnisse in einer zweifachen Weise auf den Menschen einwirken können: dem Akkordarbeiter, der so viel arbeitet als er kann, um die Nahrung zu gewinnen, stelle ich gegenüber den auf Gehalt angestellten Beamten, der so gut arbeitet als er kann, um nicht seine Nahrung zu verlieren; dem ehrgeizigen Wahlkandidaten, der sein Geld im Lande verstreut, um gewählt zu werden, vergleiche ich den verarmten südländischen Adligen, dessen Einkommen nur zu schmalem Leben reicht, der aber von Palazzo und Equipage, die den Glanz nach außen bedeuten, nicht lassen kann. Dann sehen wir in beiden ersteren Fällen ein Individual-, in beiden letzteren ein Sozialbedürfnis; allein es tritt jeweils verschieden auf: der Akkordarbeiter hofft möglichst viel Nahrung, der Kandidat möglichst viel Ehre zu gewinnen. Dagegen der Briefträger fürchtet den Verlust seiner Nahrung, der Principe den seines Ansehens. So werden die einen durch Furcht, die andern durch Hoffnung zu ihrem Handeln angetrieben. Sowohl Furcht als Hoffnung können wirtschaftliches Handeln bewirken. Eines von beiden wird immer im Spiele sein, wenn es gilt, etwas zu erlangen oder zu erringen; häufig sind beide vermischt.

Beim Tunmotiv wird die Hoffnung sich zur Freude an der Tätigkeit selbst umgestalten, während die Furcht vor Untätigkeit gleichzeitig damit bestehen mag [1]. Seine eigentliche Bedeutung hat der Unterschied jedoch bei den Habenmotiven.

III. Einteilung nach Selbstsucht und Selbstlosigkeit.

Wenn ich hier und im folgenden von Selbstsucht rede, so möchste ich eigens betonen, daß ich — im Gegensatz zum Sprachgebrauch — mit diesen und ähnlichen Bezeichnungen durchaus keine Werturteile abgeben will. Man findet häufig, daß nationalökonomische Autoren sich scheuen, diese Worte zu gebrauchen, weil sie den in sie vom Sprachgebrauch nun einmal meist hineingelegten mißbilligenden Ton vermeiden wollen. Da ich aber

[1] Aehnlich Wagners positive und negative Motive (Grundlegung I, 1, S. 87, 88). Vgl. Wiesers Unterscheidung von Aufnahme- und Erhaltungsbedürfnissen (Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft S. 143).

keine Worte weiß, die das, was ich sagen will, ebensogut ausdrücken, so sehe ich mich genötigt, sie zu gebrauchen, mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß, wenn ich von Selbstsucht, Ichsucht, Selbstlosigkeit, Egoismus, Unegoismus, Altruismus und den entsprechenden Adjektiven rede, darin weder Tadel noch Lob enthalten sein soll. Speziell zum Begriff »Selbstlosigkeit« bemerke ich, daß er weiter ist, als der viel gebrauchte »Altruismus«. Der Selbstlose handelt nicht für sein eigenes Interesse; damit ist noch nicht gesagt, daß er für das Interesse eines andern, insbesondere eines anderen Menschen handelt [1]).

Der Untersuchung des selbstsüchtigen und selbstlosen Handelns sind nun die folgenden Seiten gewidmet. Bisher hatten wir ja die Frage nach der Persönlichkeit, zugunsten welcher im Sinne des Handelnden das Motiv wirkt, ausgeschaltet. Wir sind in den betrachteten Fällen davon ausgegangen, daß der Mensch seine eigenen Bedürfnisse zu decken strebt. Wir hätten ihn aber ebensogut, auch bei den niedrigeren Motiven, als auf fremdes Wohl abzielend vorstellen können. Setzen wir den Fall, der Bauer, der den Acker pflügt, habe nur die Deckung der leiblichen Bedürfnisse vor Augen, so kann er doch sowohl selbstisch als selbstlos handeln: er kann für sich allein gut leben wollen, er kann für Weib und Kind den Lebensunterhalt zu gewinnen trachten, und er kann aus dem Grunde arbeiten, um seinen hungernden Mitmenschen Brot zu verschaffen. Freilich sind das dann nicht seine leiblichen Bedürfnisse mehr, die er zu decken sich müht, aber es sind doch leibliche Bedürfnisse, die er für die andern empfindet, weil er sich im Geiste an ihre Stelle versetzt. Dieselbe Scheidung läßt sich auch bei andern Bedürfnissen machen; auch geistige Bedürfnisse können in egoistischer oder unegoistischer Weise Sporn für meine Tätigkeit sein. Fausts Drang nach Erkenntnis ist ein selbstischer. Suchte er aber die Erkenntnis, um damit seine Mitmenschen zu beglücken, so handelte er nicht selbstisch. In dieser Weise könnten wir leicht die Motive auf Selbstsucht und Selbstlosigkeit analysieren, wenn — wir einen allgemein geltenden Begriff von Selbstlosigkeit hätten. Allein darüber ist man sich heute wohl noch nicht ganz

---

[1]) Schon aus diesem Grunde konnte ich die von Čuhel (a. a. O. S. 35) geprägten Worte »ipsil« und »alteril« nicht gebrauchen. Er legt ihnen aber auch sonst einen andern Sinn bei, als ich den Worten »selbstisch« und »selbstlos«. Vgl. Wagner, Grundlegung I, 1 S. 88.

im reinen. Handelt die Mutter selbstlos, die alles für ihr Kind opfert, weil eben das Kind ihr höchstes Glück ist? Ist der Lebensretter ein Altruist, der die kühne Tat vollbrachte, weil ihm das Bewußtsein erfüllter Pflicht so wohltut? Liebt der Einsiedler, der aus Liebe zu Gott auf alles Irdische verzichtet hat, nicht auch sich selbst und sein inneres Glück, das er durch den heroischen Verzicht gewonnen hat? Ja ist es letzten Endes überhaupt möglich, sich nicht zu lieben, sein eigenes Unglück zu wollen? Alles das sind Fragen, die uns weit aus dem Bereiche alles Wirtschaftlichen hinausführen, deren Beantwortung aber auch an dieser Stelle nicht notwendig ist [1]). Denn es kommt nicht darauf an, ob dieser oder jener Vorgang als makellos rein von jeder Selbstsucht befunden wird. Goethe läßt im Groß-Cophta den Ritter sagen: »In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohl der Andern suchen muß« [2]). Wer von solcher Stimmung beherrscht ist, handelt auf jeden Fall in einer für die Gesellschaft höchst wertvollen Weise, die für die Mitmenschen unbedingt die Wirkung der Selbstlosigkeit hat, mag nun auch letzten Endes sein Verhalten unter die Rubrik der Selbstsucht fallen. Wichtig für uns in diesem Augenblick ist eine klare Terminologie; wir müssen wissen, was w i r unter Selbstsucht und Selbstlosigkeit zu verstehen haben. Deswegen will ich im folgenden die Handlungen, bei denen der Handelnde wirklich das in der menschlichen Gesellschaft merkbare Interesse der andern über sein eigenes oder seinem eigenen gleich stellt, als selbstlos ansehen, ohne Rücksicht darauf, ob er vielleicht schließlich durch die Befriedigung des Gewissens oder ähnliche innere Rücksichten doch sein eigenes Wohl wahrte. Dann handelt also selbstisch, wer für seinen Lebensunterhalt, sein Ansehen, oder aus Tätigkeitsdrang arbeitet; dagegen selbstlos, wer ohne Rücksicht auf äußere Vorteile der Notlage seines Freundes steuern oder etwa die Ehre eines unschuldig Verfolgten wieder herstellen will, auch wenn letzten Endes diese Handlungen nur getan wurden, um das angenehme Bewußtsein getaner Pflicht oder Himmelslohn zu erlangen. In diesem Falle sind sie ja gewiß eigentlich nicht selbstlos. Wenn ich sie als selbstlos bezeichne, so ist es eine Fiktion. Aber diese Fiktion

[1]) Darüber P a u l s e n , Ethik Bd. 1, besonders S. 386 ff., auch S. 248.

[2]) Der Groß-Cophta, 3. Aufzug, 5. Auftritt.

muß um so mehr erlaubt sein, als solche Handlungen, soweit es sich um Wirtschaftliches handelt, gewiß die Rolle von selbstlosen spielen.

Damit soll keineswegs der Unterschied zwischen diesen verschiedenartigen Motiven »selbstloser« Handlungen auch für das Wirtschaften verkannt werden. Denn nicht nur können diese Motive zu verschiedenem Handeln antreiben, es wohnt ihnen auch eine bald große, bald geringe Kraft inne, und die Massenwirkung der einzelnen Motive ist höchst ungleich. So haben bisher ethisch-religiöse Motive in weit größerem Umfange, als man sich zumeist bewußt ist, das wirtschaftliche Handeln des Großteils der Menschen beeinflußt. Der Marxismus muß das Wegfallen der meisten dieser Motive, insbesondere der religiösen, mit dem Umwälzen des ganzen »Ueberbaues« annehmen, und seine Anhänger haben auch das Ihrige dazu getan, um die religiösen Motive wegzuschieben. Es fragt sich, ob sie etwas an die Stelle zu setzen haben.

Nun wir Selbstsucht und Selbstlosigkeit, soweit es der Zweck der vorliegenden Arbeit erforderte, abgegrenzt haben, bleibt aber doch noch ein wichtiger Punkt zu klären. Die Oekonomen der klassischen Schule sprachen immer von Selbstinteresse. Allein sie sind sich doch wohl dessen bewußt gewesen, daß der Arbeiter, der lange Arbeitstage hinter dem Webstuhl schaffte, diese meist nicht bloß für sich leistete, sondern um seiner Familie den Unterhalt zu erringen. Ist dieser Arbeiter nun ein Egoist oder ein Altruist? Der berühmte homo oeconomicus, dessen Sinnen und Trachten im Geschäft nur darauf gerichtet ist, dem geschäftlichen Gegner gegenüber einen Gewinn zu machen, der rücksichtslose Industriekapitän, der schonungslos den Konkurrenten an die Wand drückte, sie sind aber doch gewiß Egoisten vom reinsten Wasser? Und doch hat vielleicht dieser selbe Gewaltige, der ohne Mitleid über den Ruin des Gegners triumphierte, bei aller Macht und Reichtumssteigerung nur den Gedanken vor Augen gehabt, seinen geliebten Kindern eine schöne Zukunft zu bereiten. Hat er also selbstlos gehandelt? Und andererseits: der organisierte Arbeiter, das Mitglied eines Vereins, der Angehörige irgendeiner Gesellschaftsklasse, sie werden sich oftmals um so abgeschlossener, um so feindseliger, demnach anscheinend um so »selbstsüchtiger« nach außen verhalten, je inniger, je selbstloser das Verhältnis der Mitglieder untereinander

sich gestaltet. Das extremste Beispiel ist der Soldat im Kampf: je selbstloser er sein Vaterland verteidigt, um so schärfer muß er gegen den Feind vorgehen.

Diese Fälle zeigen uns, daß man mit der bloßen Gegenüberstellung von Selbstsucht und Selbstlosigkeit nicht auskommt. Der Mensch, der immer nur sein eigenes Interesse verfolgt, und der, dessen Sinnen und Trachten nur dem Wohl der übrigen Menschheit ohne Rücksicht auf sein eigenes geweiht ist, sind selten. Aber äußerst häufig fühlen Menschen sich so nahe mit größeren und kleineren Gruppen anderer Menschen vereinigt, daß sie wenigstens in bezug auf Teilgebiete des Lebens deren Freud und Leid als ihr eigenes ansehen. Um jeden Menschen ziehen sich Kreise, die ihn mit anderen gemeinsam einschließen; sie können konzentrisch sein oder sich schneiden. In primitiven Kulturzuständen ist die Zahl dieser Kreise nur gering, das Band dafür um so fester, das etwa Sippe und Stamm um die Individuen schlingen. In unserer Zeit sind die Kreise zahlreicher, die Bindungen lockerer und die Kreise schneiden sich mehr. Schon der Bauer am Lande wird von zahlreichen derartigen Zirkeln umgeben: die Familie, die Verwandtschaft, der Hof (mit dem Gesinde), die Bauernschaft des Orts (ohne die Tagelöhner, Knechte usw.), die Gemeinde, die Kirche, die Heimat, das Vaterland. Zahlreicher und namentlich lockerer sind die Kreise, die sich um den modernen Industriearbeiter ziehen: da kommen zunächst die Familie, dann meist viel schwächer etwa die Nachbarschaft und Verwandtschaft, Betrieb, Stadt, Kirche, Vaterland, alle möglichen Arten geselliger Vereinigungen in Betracht; dagegen von bedeutender Kraft die neuerdings so stark sich durchsetzenden Kreise von Partei, Gewerkschaft und Klasse. Man braucht nur das Wort Klassenbewußtsein zu nennen, um zu erkennen, wie sehr gerade auch der Marxismus mit der Existenz dieser Kreise rechnet. Die besitzenden und die intellektuellen Schichten, namentlich die in der Stadt lebenden, sind von noch viel mehr Kreisen umringt [1]). Innerhalb dieser Zirkel nun tritt bis auf einen gewissen Grad an die Stelle der Ichvorstellung eine Wirvorstellung [2]): jeder einzelne empfindet sich als Mitglied des

[1]) Vgl. darüber etwa Schäffle, Bau und Leben, 2. Aufl. Bd. 1 S. 183. Schmoller, Grundriß, Bd. 1 S. 15 ff. und besonders Simmel, Soziologie S. 403 ff.

[2]) Čuhel a. a. O. S. 103.

Kreises und nimmt Lust und Unlust jedes andern Mitglieds als eigene Lust und Unlust.

Lange nicht all dies fällt unter den Begriff der Massenpsychologie. Aber es läßt sich denken, daß eine ihrer Zusammengehörigkeit bewußte Masse zumeist mit starkem Wirgefühl begabt sein wird [1]).

Als Objekte des Wirgefühls kommen nicht nur die Individuen in Betracht. Man hat auch ganz besonders den Kreis als solchen, als Gemeinschaft im Sinn: die Gemeinde, die Firma. Ja vielfach bezieht sich das Wirgefühl mit auf Sachen: die Berge der Heimat, die Fahne des Regiments.

Nun darf man freilich nicht meinen, es würde alles von allen Kreismitgliedern gleich empfunden. Sondern diese Gleichheit bezieht sich jeweils nur auf ein bestimmtes Gebiet. Zunächst bildet jeder Mensch für sich selbst schon einen eigenen, den engsten Kreis: die meisten Menschen werden auch im vertrauten Freundes- und Familienkreise doch noch ihre Sonderinteressen für sich allein haben. Immerhin mag für die nächste Familie es zutreffen, daß ganz allgemein das Familienmitglied sich mit den andern solidarisch fühlt. Die umfassenderen und weiteren Kreise werden aber meist nur einen geringeren Ausschnitt aus dem Lebensinhalt des einzelnen darstellen: das Individuum wird sich dann nicht in allem mit den Genossen solidarisch erklären. Mit den andern Mitgliedern der Gewerkschaft wird den Arbeiter ein Wirgefühl verbinden, auch wenn sich darunter vielleicht seine persönlichen Feinde befinden. Dies Wirgefühl bezieht sich aber in erster Linie auf den allerdings sehr umfangreichen Ausschnitt aus seinem Leben, der unter der mächtigen Herrschaft des Arbeitsverhältnisses steht. Noch klarer zeigt es die Vaterlandsliebe, die zwischen den Kindern desselben Volkes das denkbar stärkste Wirgefühl erzeugt, wenn es gilt, das Land gegen den äußeren Feind zu verteidigen, die aber nicht hindert, daß im Inneren die einzelnen gegenseitig weiter um ihren Vorteil kämpfen. Das Wirgefühl wirkt also nach innen einend, nach außen trennend. Es erstarkt im Kampf gegen die Gegner des Kreises, ja es braucht diesen Kampf in irgendeiner Form, sonst erschlafft es. Zumindest Kreise, die viele Menschen umspannten, sind meist zerfallen, wenn dieser Kampf aufhörte.

---

[1]) Vgl. Le Bon a. a. O. S. 42.

Das Wirgefühl braucht sich nicht auf die Gegenwart zu beschränken, es kann seine Kreise auch in Vergangenheit und Zukunft ziehen. Wer Familiensinn hat, wird sich seinen Vorfahren gegenüber als zugehörig empfinden und bemüht sein, für das Wohl noch ungeborener Nachkommen vorzusorgen. Eine gewaltige Stärkung dieses Wirgefühls fließt aus dem Erbrecht. Wer völkisches, vaterländisches Empfinden hat, fühlt vergangene und künftige Schicksale seines Volkes ähnlich seinen eigenen. Je mehr die Menschen verwachsen sind mit Einrichtungen und Gegenständen, insbesondere Grund und Boden, die das menschliche Leben überdauern, desto mehr wird sich im allgemeinen ihr Wirgefühl nach Gegenwart und Zukunft ausdehnen. Der vom Boden losgerissene Fabrikarbeiter der Großstadt hat weniger Interesse für vergangene und künftige Glieder seines Geschlechts, als der auf der Scholle ansässige Bauer [1]). Allein gegenüber dem bekannten Satze »Après nous le déluge« zeigt Heinrich L e r s c h s viel zitiertes Wort »Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen« [2]), daß auch dem Proletarierdichter das über die Gegenwart in die Zukunft hinausragende Wirgefühl durchaus nicht fremd ist.

Wir fanden also, daß sehr häufig in bezug auf das Lebensgebiet, welches der Kreis umfaßt, die Mitglieder nach innen, gegen Kreisangehörige, selbstlos, nach außen, gegen Kreisfremde, selbstisch zu handeln schienen. Genaueres Zusehen ergibt, daß das selbstische Handeln nach außen ebenso wie das selbstlose nach innen darauf beruht, daß ein W i r b e w u ß t s e i n die Mitglieder des Kreises als solche umschließt. Es ist deshalb auch richtiger, wenn man in solchem Falle von W i r s u c h t oder N o s t r i s m u s redet, der dann die I c h s u c h t oder der E g o i s m u s gegenüberzustellen wäre. Man kann beide zusammen unter den Oberbegriff Selbstsucht fassen; freilich bekommt dann das Wort Selbstsucht einen vom geläufigen gänzlich verschiedenen Sinn. Andererseits ließe sich auch von relativer und absoluter Selbstlosigkeit sprechen. Die erstere wäre der Nostrismus. Das Wort Gemeinsinn mag man für die Wirsucht anwenden, während der Altruismus das fremde Ich

---

[1]) Einige in dieser Richtung liegende Gedanken bei L e d e r e r , Zum sozialpsychischen Habitus der Gegenwart, Arch. f. Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik Bd. 46 S. 114 ff.

[2]) In seinem Gedicht »Soldatenabschied«.

vor dem eigenen bevorzugt, also selbstlos ist. Wir werden daher bei Untersuchung der Motive nicht bloß nach dem »Ich« und »Du«, sondern vor allem nach dem »Wir« fragen und wir können ahnen, daß die unter dem Einfluß des wirsüchtigen Gemeinsinns geschehenden Handlungen eine viel größere Bedeutung für die Volkswirtschaft besitzen als die rein selbstlosen.

Die eben angeführten Gedankengänge sind in der Gesellschaftslehre nicht unbekannt [1]), wenngleich der Ausdruck »Wirbewußtsein« erst von Stoltenberg geprägt worden ist [2]). Aber sie sind noch nicht genügend für die Motivationslehre fruchtbar gemacht worden; auch Wagner begnügt sich damit, dem »erweiterten Egoismus« eine kurze Besprechung zuteil werden zu lassen [3]).

Nun muß noch vor einer Verwechslung gewarnt werden. Natürlich sind nicht alle Handlungen, die innerhalb eines Kreises begangen werden, wirsüchtig, auch wenn sie sich auf das ureigenste Gebiet dieses Kreises beziehen. Namentlich bei größeren Aktionen des Kreises werden wir oft nicht unterscheiden können, ob die Individuen ich- oder wirsüchtig handeln. Daher ergeben sich je nach der Veranlagung des Urteilenden die verschiedensten Schlüsse. Wenn der eigene Vorteil und der Vorteil des Kreises zusammenfallen, kann man kaum entscheiden, ob der einzelne egoistisch oder nostristisch handelt. Erst wenn sie auseinanderfallen, wird es klar. Nun werden allgemein im Großen die Vorteile zusammenfallen, im Kleinen können sie sich scheiden. Der Bürger wird zumeist am Blühen der Gemeinde, des Staats im allgemeinen ein persönliches Interesse haben. Bei einzelnen Handlungen des Staats oder der Gemeinde werden sich die Interessen aber häufig genug stoßen. Aehnlich verhält es sich mit einer Gewerkschaft. Fallen nun die Interessen des Kreises und des einzelnen auseinander, so wird das ichsüchtige Individuum seinen Vorteil, das wirsüchtige den des Kreises verfolgen.

---

[1]) Vgl. Čuhel a. a. O. S. 14, 96 ff. Stoltenberg, Soziopsychologie, besonders S. 40 ff. Manche Gedanken darüber, allerdings zum Teil in anderem Sinne, bei Schmoller, Grundriß Bd. 1 S. 15 ff., S. 65, 66, Schäffle, Abriß S. 46 ff., Gesellschaftliches System Bd. 2 S. 14, Paulsen, Ethik Bd. 2 S. 447, 448. Anklänge in der marxistischen Literatur werden uns später noch beschäftigen.

[2]) Stoltenberg a. a. O. S. 40. Ueber Erweiterung und Zersplitterung des Wirbewußtseins S. 42.

[3]) Wagner, Grundlegung I, 1 S. 88, 91.

Die einzelnen Bedürfnisse werden natürlich in höchst verschiedenem Maße von der Erweiterung des Ichgefühls betroffen. Manche sind dieser Erweiterung gar nicht oder kaum fähig, so die Begierde nach Geschlechtsgenuß. Auch das individuelle Habenmotiv wird schnell abgeschwächt, wenn es einmal über die Familie hinausgeht. Dagegen kann das Geltungsstreben für diese Ausbreitung sehr empfänglich sein. Wer daher von weit ausgebreiteten Wirmotiven in der Wirtschaft etwas erhofft, muß sich darüber klar sein, daß er dann auf ganz anderen Bedürfnissen aufbauen muß, als wenn er vom Individuum oder auch von der Familie ausgegangen wäre.

IV. Einteilung nach Gegenwart und Zukunft.

Das Ziel des Wirtschaftens ist Wohlfahrt — eigene oder fremde. Aber es kann sich beim Wohlfahrtsstreben um gegenwärtigen oder zukünftigen Genuß handeln [1]). Beide stehen einander oft feindlich entgegen; eine der häufigsten Fragen, die der Mensch sich stellt, ist die, ob er gegenwärtige oder künftige Lust vorzieht. Schon der Schuljunge überlegt, ob er heute oder erst am letzten Tage den Aufsatz macht, ob er eine Tafel Schokolade auf einen Sitz aufißt oder sich das Vergnügen daran für längere Zeit aufspart. Diese Erwägungen begleiten das ganze Leben. Sie haben allgemein menschliche Geltung, so wenn der junge Mann vor der Alternative steht, ob er in der Jugend oder lieber im Alter ein bequemes Dasein haben will; sie haben aber besondere Bedeutung in der Wirtschaft. Jedes Wirtschaftssubjekt muß sich immer wieder entscheiden, ob Gegenwart oder Zukunft die Lust haben, die Last tragen soll: sei es, daß der Waldbesitzer sich fragt, wie er seinen Wald nutzen will, sei es, daß der Industrielle abwägt, ob er durch weitreichende Abschreibungen sein Unternehmen wertvoller gestalte oder endlich daß der Reichstag darüber verhandelt, ob durch Steuern oder Anleihen die erforderlichen Mittel aufgebracht werden sollen.

Natürlich braucht dieser Gegensatz nicht immer in der schroffen Scheidung hie Gegenwart — hie Zukunft ausgeprägt zu sein. Im Gegenteil wird sich Vorsorge für die Zukunft meist auch mit Nutzen für die Gegenwart durchführen lassen. Bisweilen sogar entspricht das für die Zukunft Nützliche auch am meisten

[1]) Ueber Gegenwarts- und Zukunftsbedürfnisse besonders Hermann a. a. O. S. 91 ff., Čuhel a. a. O. S. 148 ff.

den Gegenwartsbedürfnissen. Ein Arbeiter kann z. B. in den gegenwärtigen Zeiten hoher Nominallöhne bei gleichzeitiger Lebensmittelknappheit sich fragen, ob er besser daran tut, etwas zu ersparen oder den ganzen Lohn aufzuzehren. Wenn er nun weiß, daß er nur durch Aufbrauchen des gesamten Lohnes für Lebensmittel seine Gesundheit und Kraft für die Zukunft erhalten kann, sorgt er durch den sofortigen Konsum am besten sowohl für Gegenwart wie für Zukunft, besser, als wenn er ein paar hundert Mark auf die Sparkasse brächte.

So können Gegenwarts- und Zukunftssorgen unter Umständen zusammenfallen. Das hindert uns aber nicht, sie doch im allgemeinen scharf zu trennen. Ja wir sehen nunmehr deutlich, daß die bisherige Motiveinteilung noch nicht genügt. Denn das Motiv etwa der leiblichen Bedürfnisse oder des Anerkennungsstrebens wird, ob ich- oder wirsüchtig gesehen, für Gegenwart und Zukunft oftmals je verschiedenartige Handlungen hervorrufen. Das Bedürfnis nach Nahrung kann sowohl dazu veranlassen, Vorräte zu verzehren, als Vorräte zu sammeln. Das Bedürfnis nach Ruhe verleitet den Zigeuner zum Nichtstun, dem kleinen Unternehmer, der sich ein behagliches Rentnerdasein erträumt, dient es als Sporn für die Arbeit. Der Ehrgeiz bringt den Protzen einerseits dazu, in kostspieligen Festen sein Geld zu verausgaben, andererseits treibt er ihn an, mit größter Anstrengung seine Einnahmen zu vermehren, um in Zukunft auf immer größerem Fuße leben zu können. Wollen wir ganz genau vorgehen, so finden wir freilich, daß das Bedürfnis, um das es sich handelt, im Fall der Zukunftssorge nicht mehr völlig dasselbe ist wie beim Streben nach sofortiger Befriedigung. Wieser und andere [1]) machen mit Recht darauf aufmerksam. So wird in unserem ersten Beispiel der Hunger, ein körperliches Unlustgefühl, zum Essen drängen, dagegen zum Sammeln der Vorräte mehr die Furcht vor kommendem Hunger. Wieser nennt diese Veränderung einen »Umsatz vom Gröberen ins Feinere« und will in letzterem Falle sogar, was natürlich viel zu weitgehend ist, nicht mehr von »Bedürfnis«, sondern nur von »Interesse« reden [2]). Allein so richtig die Hervorhebung des Unterschiedes ist, so müssen wir trotzdem das Gegenwarts- wie

[1]) v. Wieser, Der natürliche Wert, S. 16, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft S. 144. Vgl. Čuhel a. a. O. S. 148, 149, Döring a. a. O. S. 90.

[2]) v. Wieser, Der natürliche Wert S. 16.

das Zukunftsbedürfnis als zu derselben Gruppe gehörig ansehen: handelt es sich doch — in unserem Beispiel — immer um das Bedürfnis nach Nahrung, mag es sich auch bald mehr als Hunger, bald als Nahrungssorge zeigen. Von größter Bedeutung aber ist es, daß diesem selben Grundbedürfnis nach Nahrung Motive zu ganz verschiedenem Handeln entsprechen.

Die Stärke der Bedürfnisse spielt bei der Frage nach Gegenwart und Zukunft insofern zunächst keine Rolle, als sowohl stark wie schwach empfundene Bedürfnisse dem Gegenwarts- wie dem Zukunftsmotiv folgen können. Es kann sein, daß eine Natur überhaupt nur schwache Motive zum Handeln kennt und sich weder für den Genuß in der Gegenwart, noch für den in der Zukunft viel anstrengen will. Solche Phlegmatiker sind nicht selten; wir werden geneigt sein, auch viele Naturvölker hierher zu rechnen, die mit geringen Bedürfnissen Arbeitsscheu zu verbinden scheinen. Aber wir müssen uns bewußt bleiben, daß in dieser Zurechnung eine gewisse Ungenauigkeit liegt: tatsächlich haben solche Naturvölker oft sehr starke Bedürfnisse, wie den Geschlechtstrieb. Aber da diese Bedürfnisse weniger auf Kulturgüter gehen, und da e i n Bedürfnis, nämlich das der Bequemlichkeit, ganz beherrschend auftritt, erscheinen sie uns als bedürfnislos: sie könnten es aber höchstens dann sein, wenn wir, wie G u r e w i t s c h, unter Bedürfnis bloß das Streben nach bestimmten Objekten verstünden [1]). Das Gegenstück zu solchen Menschen bilden diejenigen, die mit unersättlicher Genußsucht in der Gegenwart doch rastlose Sorge für die Zukunft vereinigen. Manche Unternehmerkraftnatur mag dafür Beispiel sein. Bei all diesen Naturen, so extrem sie sein mögen, halten sich doch Gegenwarts- und Zukunftssinn die Wage. Es gibt aber auch reine Zukunftsmenschen: die Habsüchtigen und Geizhälse, die zusammenscharren und -raffen, ohne schließlich zu wissen wofür; ihnen stehen als reine Gegenwartsmenschen die Verschwender entgegen, bei denen das Gegenwartsmotiv so überwiegt, daß auch der Gedanke an Sorge und Not der Zukunft sie nicht von Befriedigung ihrer scheinbar geringsten Gegenwartsbedürfnisse abhält.

Das Zukunftsmotiv selbst ist nun durchaus nicht als einheitlich anzusehen. Der Zeitraum, der zwischen dem Motiv und dem erhofften Genuß liegt, kann ein sehr verschiedener

[1]) **G u r e w i t s c h** a. a. O. S. 6.

sein: nicht nur der Grundbesitzer, der auf Oedland einen Wald anlegt, handelt unter dem Zukunftsmotiv, sondern schließlich auch der Neger, der eine Palme fällt, um gleich darauf — nach vollbrachter Tat — deren Früchte zu genießen. Wir ersehen daraus die eigentlich selbstverständliche Tatsache, daß das Vorhandensein eines Zukunftsmotivs überhaupt für die Beurteilung nicht genügt, sondern daß es gerade auch auf die Länge der Zeitspanne zwischen der motivierten Handlung und dem Genuß ankommt.

Es liegt nun nahe, das Zukunftshandeln ohne weiteres mit dem wirtschaftlichen Handeln gleichzustellen. Meist wird auch der wirtschaftlich Handelnde gleichzeitig für die Zukunft sorgen. Aber im Begriff der Wirtschaft, wenigstens in dem von mir formulierten, ist es durchaus nicht enthalten, daß immer die Sorge für die Zukunft der für die Gegenwart vorangehe. Ich habe vorhin schon gezeigt, daß bisweilen Gegenwarts- und Zukunftssorge zusammenfallen können. Aber auch davon abgesehen gibt es Fälle, in denen es nicht wirtschaftlich ist, unter Hintansetzung der Gegenwart für die Zukunft zu sorgen. Ein Beispiel möge dies erläutern: denken wir an eine alleinstehende alte Jungfer, die ein gewisses Kapital besitzt. Sie hat die Wahl, ob sie von den Zinsen dürftig leben und nach seinem Tode das unversehrte Kapital fernstehenden Erben hinterlassen will, oder ob sie sich eine behaglichere Existenz dadurch verschafft, daß sie vom Kapital selbst zehrt oder, noch besser, sich für das Kapital eine Leibrente kauft. Man wird im allgemeinen, unter normalen Verhältnissen, nicht im Zweifel darüber sein, daß vom individuellen Standpunkt der letztere Weg für sie der wirtschaftlichere ist, obwohl er die Zukunft nicht bevorzugt. Auch andere Fälle, in denen die übergroße Bedenkung der Zukunft zuungunsten der Gegenwart sich als unwirtschaftlich erweist, kommen vor. Allein im allgemeinen spielen sie keine erhebliche Rolle. Der Grund davon ist leicht einzusehen: der Mensch ist seiner Natur nach geneigt, mehr an die Gegenwart zu denken als an die Zukunft. Wenn der Gedanke an die künftige Güterversorgung ihn unter Selbstüberwindung zu einer Zurückdrängung der Gegenwartswünsche bringen kann, so wird dies für gewöhnlich doch nur insoweit geschehen, als ihm diese Handlungsweise einen nicht zu geringen Nutzen verspricht. Somit kann man im allgemeinen annehmen, daß der Mensch, der die Zukunft bevorzugt,

in den meisten Fällen auch wirtschaftlicher handeln wird als der Gegenwartsmensch.

Es besteht also nicht allzuviel Gefahr, daß die Individuen aus überstarken Zukunftsmotiven unwirtschaftlich handeln, dagegen sehr große, daß sie solches aus Gegenwartsmotiven tun. Dies trifft vom privatwirtschaftlichen und erst recht vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus zu. Noch deutlicher wird uns die Sache, wenn wir untersuchen, worin denn die Zukunftssorge sich in erster Linie äußert. Wer an die Zukunft denkt, der wird Mittel für die günstige Gestaltung der Zukunft herbeizuschaffen trachten, er wird erwerben, anstatt bloß zu konsumieren. Vergleichen wir Erwerb und Konsum — das Wort Erwerb im weitesten Sinne genommen —, so finden wir, daß schließlich immer in irgendeiner Form der Konsum, und zwar letzten Endes als Genuß, beabsichtigt ist. Der Unterschied liegt nur darin, daß das eine Mal ein sofortiger, das andere Mal ein späterer Genuß erstrebt wird. Man kann hier von unmittelbarem und mittelbarem Genuß sprechen. Erwerb und Konsum sind gegenseitig sich bedingende Erscheinungen: der Erwerb geschieht um des Konsums willen; der in Aussicht stehende Konsum ist der Anreger zum Erwerb. Andererseits regt vorhergegangener Erwerb zum Konsum an.

Der Erwerb will also Güter für den späteren Konsum schaffen. Dies geschieht nun nicht nur durch den rohen Behelf bloßer Aufspeicherung, sondern vor allem durch Herstellung von Mitteln, welche zu späterer Produktion dienen: jede Kapitalbildung schaut auf die Zukunft.

So beruht jegliches Wirtschaften auf Erwerb und Konsum, auf Gegenwarts- und Zukunftsmotiv. Vermehrung der gegenwärtigen Konsumtion kann die Wirtschaft anregen, wenn nur gleichzeitig der Erwerb gesteigert wird. Die ungeheure Bedeutung aber für die Wirtschaft besitzen die Zukunftsmotive. Um wirtschaftliche Arbeit zu leisten, muß ein Volk den Blick auf die Zukunft gerichtet haben. Nur wenn es die Zukunft im Auge hat, kann es wachsender Nachkommenschaft steigende Versorgung gewähren. Dabei ist eines freilich Voraussetzung: die staatlichen Einrichtungen müssen derart sein, daß die Vorsorge für die Zukunft auch ausgeübt werden kann: es genügt nicht, um einen Vater zum Sparen zu bringen, daß er den künftigen Wohlstand seiner Kinder wünscht; er muß auch die Ueberzeu-

gung haben, ihn durch sein Sparen herbeiführen zu können.

Zu den in den bisherigen Abschnitten behandelten Einteilungen der Motive tritt also nun als weitere von ganz besonderer Wichtigkeit die nach Gegenwart und Zukunft. Die früher betrachteten Motive werden, nach Gegenwart und Zukunft geschieden, ein gänzlich andersartiges Handeln ergeben. Wer die Menschen zu wirtschaftlichem Handeln erziehen will, soll wohl die Gegenwartsmotive gelten lassen; aber er muß sorgen, daß ihnen um so kräftigere Zukunftsmotive gegenüberstehen.

V. Einteilung nach Autorität und Freiheit.

In Wagners zweitem Leitmotiv[1]) ist es eine äußere Autorität, die das Handeln beeinflußt. Allein es scheint mir, daß dieses Motiv bei ihm zu eng gefaßt ist. Untersuchen wir die bisher betrachteten Motivarten, so finden wir, daß sich überall mit größtem Erfolg die Frage stellen läßt, ob das Motiv durch eine Autorität oder in Freiheit wirkt, ob ein fremder, als beherrschend anerkannter Wille es ist, der den Willen des Handelnden beeinflußt oder nicht. Je nachdem beobachten wir völlig verschiedene Wirkungen des Motivs.

Wir müssen uns dabei darüber im reinen sein, daß Autorität und Freiheit keine ausschließenden Gegensätze sind. Denn es kann jemand durchaus unter starkem autoritativem Einflusse und doch frei handeln, so etwa der für seine Partei begeisterte politische Agitator, der nach den Anweisungen des Führers vorgeht. Der eigentliche Gegensatz zu Freiheit wäre Unfreiheit, auch Zwang könnte dafür genommen werden. Allein letzterer Begriff ist wohl etwas unbestimmt und umfaßt mehr als hier zu betrachten ist. Wer sollte als unter Zwang handelnd angesehen werden? nur der unter dem Einflusse physischer Gewalt, unter der Drohung mit Tod oder körperlicher Züchtigung handelt? Gehört auch Gewissenszwang hierher, ferner die angedrohte oder nur erwartete wirtschaftliche Schädigung, schließlich Not und Unglück allgemein? Auch der Bankrotteur, der sich in der Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf schießt, der Kassierer, der, um Spielverluste zu decken, sich an anvertrauten Geldern vergreift, handeln in gewissem Sinne unter dem Zwange der Verhältnisse. Es scheint mir also, daß nicht der Zwang als solcher das Entscheidende sein muß. Noch weniger aber kann ich den

[1]) Grundlegung I, 1 S. 93 ff.

Begriff der Unfreiheit verwenden. Denn es kommt ja doch darauf an, Motive zu finden. Die Unfreiheit ist aber kein Motiv zum Handeln, sondern die Handlungen, die in der Unfreiheit aus einem durch diesen Zustand herbeigeführten Motiv heraus geschehen, werden durch eine Autorität bestimmt. Sind also auch Freiheit und Autorität keine völligen Gegensätze, so kann man sie doch insofern einander gegenüberstellen, als in der Freiheit die Tatsache des ungehinderten freien Handelnkönnens einen mächtigen Impuls zum Handeln gibt. Dem steht gegenüber der ebenfalls kräftige Antrieb durch den Willen einer Autorität, der besonders charakteristisch, aber nicht ausschließlich in der Unfreiheit wirkt.

Eine Befehlsgewalt in irgendeiner Form wird bei einer ausgeprägten Autorität wohl immer vorhanden sein, sei sie auch freiwillig zugestanden. Wenigstens wird der der Autorität Folgende eine Wirkung wie die einer Befehlsgewalt empfinden, mag auch — ich denke etwa an die gewaltige Autorität mancher Gemeinschaften — keine Einzelperson da sein, die den Befehl ausspricht. Wird die Befehlsgewalt zur Strafgewalt, ist sie mit äußerem Zwang umkleidet, hat der einzelne schließlich keine Möglichkeit, sich ihr zu entziehen, so tritt der Gegensatz zur Freiheit am klarsten zutage. Diese Fälle der Zwangsautorität sind es dann auch, die für unsere Betrachtung besonders wichtig sind. Denn bei einer Autorität ohne Zwang können Autoritäts- und Freiheitsmotive nebeneinander hergehen, ja sich gegenseitig verstärken. Soweit aber die Autorität auf Zwang beruht, wird sie mit Notwendigkeit auf Unterdrückung der Freiheitsmotive wirken. Strafe und Belohnung von oben her sind dann ihre Triebmittel; von diesen beiden kann keines ganz allein stehen — denn Minderung einer Strafe ist ja schon Belohnung, vorenthaltene Belohnung ist Strafe. Aber je nachdem kann das eine oder das andere vorherrschen. Beide haben in der Wirtschaftsgeschichte eine große Bedeutung und wirken heute noch, die Belohnung anspornend, die Strafe präventiv. Das übertreibende Wort von Liliencron hat doch eine gewisse Geltung:

»Und dächtet ihr nicht an den strafenden Gott
Ihr endetet alle auf dem Schafott«[1].

---

[1]) Liliencron, Die Sündenburg (Kämpfe und Ziele S. 216).

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei noch auf den verschiedenen Sinn des Wortes Autorität hingewiesen. Es bedeutet im Sprachgebrauch einmal die Macht, die eine Person oder ein Personenkreis über andere besitzt und dann auch diese Person selber. Welche von diesen Bedeutungen dem Wort beizulegen ist, wird der Zusammenhang leicht ergeben. Dagegen muß betont werden, daß ich die Autorität nicht im Sinne Simmels fasse, nach dessen Begriff sie nicht auf Zwang gestellt werden kann [1]).

Der Uebergang von dem durch Autorität beeinflußten zum freien Handeln wird nur ein allmählicher, schrittweiser sein. Manches Motiv wird uns auch begegnen, dessen Zugehörigkeit zum Kreis der autoritativen Motive nicht sofort in die Augen fällt. Die ungeheure Macht, die Sitte und öffentliche Meinung ausüben, ist unzweifelhaft eine autoritative, und zwar sehr häufig sogar eine zwangsautoritative. Sie beeinflussen den Menschen meist viel stärker, als die staatliche Autorität; und wo diese herrschgewaltig ist, da stützt sie sich zumeist auf jene beiden Faktoren.

Sehen wir nun zu, wie bei den einzelnen der bisher untersuchten Motive autoritativer Zwang und Freiheit wirken, so finden wir, daß zunächst bei den auf leiblichem Habenbedürfnis beruhenden Motiven beide Einflüsse in starkem Maße geltend sind. Es kann der Mensch die Erlangung des zum Leben Notwendigen von einer Autorität erhoffen, seine Verweigerung fürchten und kann dadurch zum Handeln angetrieben werden, oder aber er kann seine Bedürfnisse selbst, im Kampf gegen Natur oder Mensch zu decken suchen. Auf der einen Seite steht der Galeerensträfling, der, vom Zwang getrieben, arbeitet; täte er es nicht, so würden seine jammervollen Lebensmöglichkeiten noch verringert: er würde geschlagen, der Nahrung beraubt, vielleicht getötet; auf der anderen Seite der freie Farmer, der im wilden Westen ohne jede Autorität sich im Kampf mit der Natur die Lebensnotwendigkeiten erringt. Dazwischen aber liegt die unendliche Zahl von Fällen — vom höhergestellten Sklaven über den Hörigen bis zum modernen Lohnarbeiter — in denen Freiheit und Autorität beide wirksam sind. Auch bei den geistigen Bedürfnissen können Autoritäts- und Freiheits-

[1]) Simmel, Soziologie S. 136.

motive wirken. Das Motiv der Zwangsautorität wird aber hier jedenfalls nur von recht geringer Bedeutung sein.

Von den Motiven der Tunbedürfnisse möchte man zunächst vermeinen, sie seien nur auf dem Boden der Freiheit erwachsen und stehen der Autorität, namentlich der Zwangsautorität, durchaus entgegen. Allein man darf nicht vergessen, daß Zwangsautorität oft erst den Tätigkeitstrieb angeregt hat. Massenarbeiten, die von oben befohlen sind, können doch selbst bei ursprünglichem Widerwillen — namentlich durch taktmäßige Ausführung — Tätigkeitsfreude hervorrufen, die dann ihrerseits wieder dazu beiträgt, die Arbeitsleistung zu verbessern. Eine Erinnerung aus der Soldatenzeit: das Singen beim Marschieren ist vielleicht ursprünglich durch Strafe und manches Donnerwetter aufgezwungen worden. Aber als die Sache einmal klappte, da war das Singen auf Uebungsmärschen nicht bloß ein Vergnügen, sondern es trug wirklich zur Erleichterung der anstrengenden Leistung bei: es marschierte sich eben besser. Hier traf also der Befehl zum Singen und Marschieren zusammen mit dem durch das Singen angeregten Tätigkeitsmotiv. Indessen wird sich solches durch Zwangsautorität angeregtes Tunmotiv doch nur bei recht primitiven Tätigkeiten in stärkerem Maße geltend machen.

Unter den Sozialbedürfnissen sei das Geltungsstreben hervorgehoben. Auch hier finden wir beide Seiten. Der Beamte, der sehnsüchtig auf einen Orden wartet, und der Wohltäter, dem es schmeichelt, seinen Namen als Gabenspender in der Zeitung zu lesen, stellen sie dar. Aber da ist auf einen Punkt aufmerksam zu machen: wer aus diesem Motiv handelt, braucht, wie schon gezeigt, einen Kreis anderer Menschen als Resonanzboden — Robinson würde nicht aus Geltungsstreben handeln. Diese Menschen sind ihm nicht gleichgültig, er legt ihrem Urteil Bedeutung bei, sie haben für ihn in irgendeiner Weise etwas Autoritatives. Daher wird das Handeln aus Geltungsstreben gleichzeitig immer wenigstens Spuren von autoritativer Beeinflussung tragen; man wird dann vor allem danach scheiden, ob diese Autorität mehr oder weniger beherrschend erscheint. Eine besonders bedeutsame Kombination ergibt sich, wenn das vitale Motiv der Bequemlichkeit mit einem der mächtigen Autorität der Sitte oder öffentlichen Meinung dienenden Anerkennungsmotiv zusammenwirkt und der Mensch so unter dem

Zwang eingewurzelter Gewohnheit handelt oder zu handeln unterläßt. Schon der alte Adam Smith hat beobachtet, daß keine Last so schwer von der Stelle zu bringen ist, wie der Mensch [1]). Vielleicht würde er ja heute anders urteilen. Daß aber Sitte und Gewohnheit nicht bloß vom volkswirtschaftlichen Handeln abhalten, sondern auch volkswirtschaftfördernd wirken können, darauf macht Schäffle mit Recht aufmerksam [2]).

Selbstverständlich kann das Autoritätsmotiv sowohl mit ich- als wirsüchtigen als selbstlosen Motiven zusammentreffen. Der Arbeiter, der seine Arbeit verdoppelt, um seinem kranken Weib etwas zum Essen zu verschaffen, kann ein Sklave oder ein Freier sein. Bei freiem Handeln werden allerdings die selbstlosen Handlungen meist zunehmen; von den wirsüchtigen läßt sich dies nicht so ohne weiteres sagen, da immerhin ein gewisser Zwang von außen, besonders wenn er als Gegnerschaft erscheint, auch wieder zu engerem Zusammenschluß des Kreises drängt.

Auch für Gegenwarts- und Zukunftshandeln können an sich sowohl Autorität als Freiheit maßgebend sein. Allein hier springt uns doch gleich in die Augen, um wie viel stärkere Antriebe für die Zukunft in der Freiheit liegen als in der Autorität; denn nur die Freiheit kann zum vorausschauenden Handeln erziehen. Beim volkswirtschaftlichen Handeln unter zwangsautoritativem Einfluß ist es eine andere Persönlichkeit, nämlich die Autoritätsperson, die das Vorausschauen für das handelnde Individuum übernimmt. Während also in der Freiheit die weitgehende Entwicklung des Zukunftmotivs bei allen Menschen möglich ist — ob sie tatsächlich eintritt, wird von vielen anderen Umständen abhängen —, ist sie für die Masse der Menschheit im allgemeinen als ausgeschlossen zu betrachten, insoweit das Autoritätsmotiv herrscht. Nur bei den Leitern wird sie sich geltend machen. Scheinbare Abweichungen von diesem Satz werden die Regel bestätigen. Denn es wird sich zeigen, daß, wenn etwa in einer Periode der Herrschaft starker Zwangsautorität das Erwerbs- und Zukunftsmotiv doch entschieden hervortrat, dies gerade da geschah, wo die Autorität ihre Herrschgewalt nicht betätigte. In der Zeit des Merkantilismus wurden gewiß überall die Unternehmer des Frühkapitalismus vor allem

[1]) Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes. Uebertr. v. Stöpel. Bd. I S. 104.

[2]) Schäffle, Gesellschaftliches System Bd. II S. 16, 17.

durch die Zukunftsmotive angeeifert, und doch war dies die Zeit größter Bevormundung. Allein es ist leicht einzusehen, daß diese Unternehmer durchaus nicht so sehr von autoritativen Motiven bewegt wurden. Sie pflegten ihre Geschäfte doch nicht auf irgendeinen Befehl, sondern auf eigenen Wunsch und nach eigenem Gutdünken durchzuführen. Die Autorität zeigte sich nur — allerdings sehr deutlich — in vielen Hilfen und manchen Schikanen, die den Freiheitsdrang des Kapitals indessen so wenig zu bändigen vermochten, daß dieses mit Hilfe von Physiokratismus, Liberalismus und Aufklärung schließlich die Fesseln sprengte.

Wir sehen also, daß Freiheits- und Autoritätsmotive sich mit den einzelnen Motivarten in verschiedener Weise kombinieren. Je nachdem kann bald ersteres, bald letzteres die größere Bedeutung gewinnen. Allein würde jedes Motiv zur Einseitigkeit und Kulturlosigkeit führen. Autorität ohne Freiheit schläfert ein. Freiheit ohne Autorität sprengt die Gesellschaft. Auf eine Vereinigung beider muß jede Gesellschaftsordnung hinstreben.

Man wird daher kaum behaupten können, daß sich die Geschichte nach der Richtung der Alleinherrschaft des einen oder des anderen Motivs hin bewege. Wohl aber wird man sagen, daß absoluter Autoritätszwang und schrankenlose Freiheit mit irgend einer höheren wirtschaftlichen Kultur des ganzen Volkes nicht vereinbar sind. Und darüber hinaus kann man wohl ohne Widerspruch feststellen, daß die Motivgruppen, bei welchen die Freiheit vorherrschte, immer dann mehr für Privat- und Volkswirtschaft vollbrachten, wenn die von diesen Motiven geleiteten Menschen für die Freiheit reif waren: der deutsche Bauer leistet heute gewiß mehr als zur Zeit der Hörigkeit. Ob aber die freien Neger besser arbeiten als zu ihrer Sklavenzeit, mag in Zweifel gezogen werden. Damit hängt zusammen, daß ganz besonders zur Erlangung von Qualitätsarbeit das Freiheitsmotiv wirksam sein muß [1]). So weist ja auch der historische Ersatzprozeß der unfreien durch freie Arbeit im ganzen darauf hin, daß das Autoritätsmotiv dem Freiheitsmotiv gegenüber schließlich weniger wirksam war und unterlag [2]).

[1]) Wagner, Grundlegung II S. 67.

[2]) Vgl. Wagner, Grundlegung I, 1 S. 95/96, II S. 60 ff.

III. Kapitel.

Die Motive im Wirtschaftsleben.

I. Die Motive als Antriebe der Volkswirtschaft.

Fassen wir die Einteilung des vorhergehenden Kapitels noch kurz zusammen: wir haben die Motive zunächst nach den ihnen entsprechenden Bedürfnissen eingeteilt. Wir fanden da Individual- und Sozial-, Tun- und Habenbedürfnisse, und alle waren in leibliche und geistige Bedürfnisse zu scheiden. Jedes Motiv konnte dann weiterhin selbstsüchtig oder selbstlos wirken; die selbstsüchtigen wurden in ich- und wirsüchtige eingeteilt. Die fernere Scheidung ging nach Gegenwart und Zukunft, und endlich frugen wir nach Autorität und Freiheit. Jedes einzelne Motiv, z. B. das leibliche Individualmotiv des Habens — der Wunsch nach Brot, um den Hunger zu stillen — kann also selbstisch oder selbstlos sein: Die Krankenschwester kann das Brot für sich oder für ihren Pflegling wünschen. Es kann als Gegenwarts- oder Zukunftsmotiv auftreten: ich kann das vor mir liegende Brot aufessen wollen, oder ich kann arbeiten wollen, um mein Brot zu verdienen; ich kann endlich das Brot auf dem Wege der Autorität — als Sklave — oder in Freiheit — durch freie Arbeit — zu erlangen suchen.

Es findet also eine vielfache Verästelung der Motive statt. Die einzelnen Motive nun können bald wirtschaftlich, bald unwirtschaftlich wirken. Beschränken wir uns, um dies zu erläutern, zunächst auf das privatwirtschaftliche Handeln. Das Motiv des Bedürfnisses nach geistigen Getränken bringt die Menschen nicht nur dazu, in langjähriger Arbeit steinige Halden zu köstlichen Weinbergen umzuwandeln, sondern ist auch die Veranlassung unzähliger unwirtschaftlicher, weil unüberlegter Handlungen der Trunkenheit gewesen. Aehnliche Gabelung läßt sich allenthalben verfolgen. Selbst die Sorge für die Zukunft, die, wie wir gesehen haben, mit dem Wirtschaften sehr häufig zusammentrifft, hat sich doch manchesmal in unwirtschaftlicher Weise geäußert, so beim Bauer, der die Banknoten in den Strumpf steckte, anstatt Kunstdünger zu kaufen. Wir finden also, daß das einzelne Motiv dem wirtschaftlichen Handeln gegenüber nicht nur als Antrieb, sondern auch als Hemmung wirken kann.

Es ist nicht etwa so, daß bestimmte Gruppen von Motiven immer fördernd, andere immer hindernd zur Wirtschaft sich stellen, sondern jedes Motiv, das sonst auch vielleicht einen Sporn darstellt, kann im einzelnen Fall zu einem Hemmschuh werden.

Das bloße Vorhandensein der Motive genügt somit nicht zum wirtschaftlichen Handeln. Die Motive können sich eben verschieden auswirken. Dies ist einmal in der Richtung auf ein Tun und auf ein Unterlassen möglich. Das Motiv ist zwar die Grundlage eines Willensaktes, es braucht aber darum durchaus nicht immer ein äußerlich sichtbares Tun zu bezwecken; ja es kann oft auf ein Nichttun abzielen: nicht nur kann das Motiv der Trägheit mich davon abhalten, morgens bei Zeiten aufzustehen; es kann auch etwa das Motiv des Pflichtgefühls mich daran verhindern, etwas zu begehen, was ich als unrecht ansehe. Solche Auswirkung der Motive kann man als passive bezeichnen, im Gegensatz zur aktiven, die auf ein Tun ausgeht. Man könnte meinen, daß die aktive Betätigung wirtschaftlich, die passive unwirtschaftlich wirke. Das muß aber durchaus nicht immer der Fall sein. Unter Umständen kann auch einmal der müßig gehende Arbeiter durch Aufspeicherung und Erhöhung seiner Kräfte wirtschaftlich handeln. Also kann in der passiven und aktiven Auswirkung die Abgrenzung der Wirtschaftlichkeit nicht liegen.

Wir werden vielmehr sagen müssen, daß die Motive dann wirtschaftlich wirken, wenn sie einen Wirtschaftsplan unterstützen. Zur Aufrichtung eines Wirtschaftsplans gehören zunächst Intelligenz und Kenntnisse. Die Naturvölker haben vielfach deswegen keinen Wirtschaftsplan, weil sie seinen Nutzen nicht einsehen. Unserem Bauer, der seine Banknoten aufspeicherte, fehlte nicht der Wille zu wirtschaftlichem Handeln, er hatte auch einen Wirtschaftsplan; allein dieser Plan war schlecht und beruhte auf einer Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse. Würde der Mann sicher gewußt haben, daß er durch Ankauf von Kunstdünger sein Vermögen sicherer steigern könnte, als durch Aufsammeln des Geldes, er hätte gewiß den ersteren Weg gewählt; er wollte wirtschaften, aber ihm fehlte das Können, die Intelligenz und das Wissen; er handelte also unwirtschaftlich, weil er einen falschen Wirtschaftsplan verfolgte. Wenigstens war solch Handeln im objektiven Sinn unwirtschaftlich; ich

habe ja schon eingangs[1]) betont, daß ein Handeln nach schlechtem Wirtschaftsplan, streng genommen, wenn man von einem subjektiven Wirtschaftsbegriff ausgeht, nicht unwirtschaftlich genannt werden kann. Für den vorliegenden Fall genügt es indessen wohl, auf den theoretischen Unterschied hinzuweisen. Solchem unwirtschaftlichen Verhalten kann allgemeine Volksbildung steuern. Sie ist deshalb von grundlegender Bedeutung für das wirtschaftliche Handeln. Allein sie genügt noch nicht. Der Trunkenbold, der sich durch den Alkohol um die Früchte seiner Arbeit bringen ließ — wir wollen annehmen, daß er jeweils im einzelnen Falle nicht die Kraft hatte, der Versuchung zu widerstehen — mochte vielleicht einen vortrefflichen Wirtschaftsplan haben. Allein er besaß nicht die Energie, ihn zu befolgen. So handelte auch er unwirtschaftlich, und zwar zweifellos in subjektivem Sinne. Der Wirtschaftsplan wurde durchbrochen.

Die beiden Beispiele stellen wohl die praktisch wichtigsten Typen des unwirtschaftlichen Handelns dar: der eine handelt unwirtschaftlich wegen seines schlechten Wirtschaftsplans, der andere, weil er seinen guten Plan nicht einhält. Damit also Motive wirtschaftlich wirken, ist einmal erforderlich, daß das, was wirtschaftlich ist, erkannt werde und sich als Plan auspräge; sodann, daß dieser Plan auch durchgeführt werde, daß also der unerschütterliche Wille zur Wirtschaft[2]) vorhanden sei. Wird der Plan nicht eingehalten, so trägt daran vielfach eine unrichtige Gruppierung der Motive Schuld; insbesondere wird dann häufig das Gegenwartsmotiv über das Zukunftsmotiv den Sieg davon getragen haben.

Das privatwirtschaftliche Handeln wird also durch diejenige Gruppierung der Motive gewährleistet, die auf Innehaltung des als geeignet erkannten Wirtschaftsplans hinzielt. Selbstverständlich ist damit das volkswirtschaftliche Handeln noch nicht gegeben. Steht ja doch das privatwirtschaftliche Handeln oft genug dem volkswirtschaftlichen entgegen. Motive, die den Arbeiter zu »Ca-Canae«, den Grundbesitzer zu mangelhaftem Anbau, den Fabrikanten zur Herstellung eines wertlosen Surrogats veranlassen, liegen vielleicht in der Richtung der einzelnen Privatwirtschaft, der Volkswirtschaft aber stehen sie feindlich gegenüber. Umgekehrt können Motive, die das volks-

[1]) Oben S. 3.

[2]) Vgl. v. Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft S. 240.

wirtschaftliche Handeln fördern, der Privatwirtschaft entgegenstehen. Die vorhin erwähnte passive Wirkung der Motive wird in den häufigeren Fällen gleichzeitig dem privat-, wie dem volkswirtschaftlichen Interesse zuwiderlaufen. Es muß freilich gar nicht immer der Fall sein. So können oftmals ethische Motive ein Nichthandeln veranlassen, das im volkswirtschaftlichen Sinne liegt: wenn etwa das Handeln eine Bereicherung auf Kosten der anderen dargestellt hätte [1].

Es genügt also nicht, die Motive für das privatwirtschaftliche Handeln aufzustellen. Das privatwirtschaftliche Handeln ist von unendlicher Bedeutung für die Volkswirtschaft; es ist in unserer Wirtschaftsordnung der hervorragendste Vorkämpfer des volkswirtschaftlichen Handelns, weil die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns, die gleichzeitig zum privatwirtschaftlichen Handeln führen, in viel heftigerem Maße den Menschen ergreifen, als diejenigen, die mit Privatwirtschaft nichts zu tun haben. Aber Privat- und Volkswirtschaft stehen auch oft genug in hartem Gegensatz. Daher wäre es höchst nützlich, wenn allgemein festgestellt werden könnte, wann die Motive des privatwirtschaftlichen Handelns das volkswirtschaftliche Handeln fördern, also gleichzeitig als Motive des volkswirtschaftlichen Handelns wirken werden. Unbezweifelt wäre dies der Fall, wenn einmal das völkische Wirbewußtsein so stark das ganze Volk ergriffe, daß jeder einzelne seine Interessen völlig mit denen des Volkes identifizierte. Allein Gemeinsinn in diesem höchsten Maße hat es nie gegeben. Als ein Ideal, dem man nachstreben muß, soll er vorleuchten. Im Wirtschaftsleben wird aber immer der klaffende Unterschied zwischen Ich und Wir bleiben.

Ist jedoch diese Vereinigung auf der Subjektseite eine ideale, so kann die reale Vereinigung auf der Objektseite dem Ziel nähern. Ich meine folgendes: Ziel der Wirtschaft ist der Ertrag, der Ueberschuß des Nutzens über die Kosten. Daß privat- und volkswirtschaftlicher Ertrag oft nicht übereinstimmen, haben wir gesehen. Das blühende Geschäft des Lebensmittel ins Ausland verschiebenden Schleichhändlers wirkt volkswirtschaftlich vernichtend. Ist es nun nicht möglich, Privat- und Volkswirtschaft einander näherzubringen? Können sich privat- und volkswirtschaftlicher Nutzen, privat- und volkswirtschaft-

[1] Vgl. Wagner, Grundlegung I, 1 S. 118, der hier eine positive und negative Wirkung seines 5. Motivs unterscheidet.

licher Ertrag nicht decken? Die Nationalökonomie hat zu dieser Frage verschiedentlich Stellung genommen. Die Optimisten des ökonomischen Individualismus haben geglaubt, daß bei freier Wirtschaft letzten Endes beide von selbst zusammenfallen; sie meinten, daß ohne weiteres durch Erstreben des privaten Nutzens der volkswirtschaftliche gefördert werde. Der Sozialismus erkannte die Einseitigkeit dieser Lehre; aber auch ihm liegt ein ähnlicher Irrtum zugrunde: er hat den volkswirtschaftlichen Nutzen im Auge und überlegt zu wenig, ob die Motive, die auf das privatwirtschaftliche Handeln eingestellt waren, sich ohne weiteres auf das volkswirtschaftliche Handeln umstellen lassen.

Der Fehler beider Richtungen war, daß sie bei bestimmtem Wirtschaftssystem — die eine bei freier, die andere bei einer gewissen Art gebundener Wirtschaft — die Deckung des privatwirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Nutzens einfach voraussetzten. Hier liegt aber gerade das, was erst zu erstreben ist. Will man volkswirtschaftliches Handeln erzielen, so muß man — abgesehen von der schon erwähnten Pflege des Gemeinsinns — dafür Sorge tragen, daß die Ziele des privat- und volkswirtschaftlichen Handelns sich möglichst nahekommen, daß also der einzelne, indem er auf seinen wirtschaftlichen Vorteil bedacht ist, zugleich den des Volkes wahrt. Bei der freien Wirtschaft ist, wie wir nun ja längst wissen, dies nicht immer der Fall. Die Notwendigkeit von Arbeiterschutzgesetzen, Wuchergesetzen und unzähligen anderen Bestimmungen gibt Zeugnis davon. Daß die Deckung bei gebundener Wirtschaft zutreffen kann, das müßten die Vertreter solchen Wirtschaftssystems erst erweisen. Insoweit sie nicht stattfindet, können auch die Motive des privatwirtschaftlichen Handelns nicht für das volkswirtschaftliche Handeln in Anrechnung gebracht werden.

Sind die Ziele des volks- und privatwirtschaftlichen Handelns zu weit auseinander, dann kann die Gesetzgebung wohl das privatwirtschaftliche Handeln unterdrücken; es wird ihr aber nicht leicht gelingen, in erheblichem Umfange ein volkswirtschaftliches an dessen Stelle zu setzen.

Jede Wirtschaftspolitik muß also darauf ausgehen, privat- und volkswirtschaftlichen Nutzen einander zu nähern. Dann werden die Motive des privatwirtschaftlichen Handelns von selbst für die Volkswirtschaft fruchtbar gemacht. Das ist denn

auch mehr oder weniger in den bisherigen Wirtschaftssystemen geschehen, freilich in verschiedenem Maße.

Hierbei kommt es, was zu beachten ist, nicht bloß darauf an, daß der volkswirtschaftliche Ertrag dem privatwirtschaftlichen an Höhe nahestehe, sondern vor allem auch, daß er überhaupt möglichst hoch sei. Hoher volkswirtschaftlicher Ertrag neben einem bedeutend höheren privatwirtschaftlichen Ertrag ist besser als niedriger volkswirtschaftlicher Ertrag neben gleich niedrigem privatwirtschaftlichem.

Aus der staatlichen Einwirkung in dieser Richtung ein Beispiel für viele: die Masse der heutigen neuen Steuern wirkt zweifellos der volkswirtschaftlich erwünschten Ansammlung von Kapital entgegen. Es liegt jetzt vielfach im Interesse der Privatwirtschaft, keine zu große Vermögensvermehrung eintreten zu lassen. Der privat- und der volkswirtschaftliche Nutzen scheinen sich entgegenzustehen. Dem Zweck, beide wieder zu vereinigen, sollte offensichtlich die angeregte Aufwandbesteuerung dienen, denn sie wollte auch die privatwirtschaftlichen Motive wieder für das volkswirtschaftlich nützliche Sparen in Tätigkeit setzen.

Die volkswirtschaftlich wichtigen Handlungen sind nun aber, wie schon gezeigt, verschiedener Art. Es ist einleuchtend, daß für diese verschiedenen Arten durchaus nicht dieselben Motive wirksam sind. Einige Beispiele dafür: eine so große Rolle die Tunbedürfnisse für das Arbeiten spielen können, für die richtige Verwendung der Sachgüter haben sie verhältnismäßig weniger Bedeutung. Die selbstlosen Motive sind wohl geeignet, den Menschen von sozial- und volkswirtschaftlich schädlichen Handlungen abzuhalten; auch werden heroische Taten vor allem auf sie zurückzuführen sein; allein dauerndes Arbeiten und höchste Anspannung werden doch weit mehr von ichsüchtigen und solchen wirsüchtigen Motiven bestimmt, die sich auf einen engeren Kreis beziehen, wie die Familie einer ist. Um von den Menschen eine gewisse, allerdings niedrige Arbeitsleistung zu erreichen, genügen fast reine Gegenwartsmotive: das zeigt die tiefere Sklaverei. Höhere Arbeit, Anspannung aller Kräfte und wirtschaftliche Verwendung der Sachgüter können nur mit starken Zukunftsmotiven erreicht werden. Wohl noch mehr gilt das von den Autoritätsmotiven. Für eine gewisse Art niederer Arbeit ist starke Zwangsautorität möglich, ja zum Teil unentbehrlich. Dagegen läßt sich höhere wirtschaft-

liche Leistung ohne Freiheit nicht erreichen. Diese Tatsache wird durch etwaige Zunahme der Autorität mit steigender Arbeitsteilung nur scheinbar erschüttert. Denn bei dieser Arbeitsteilung muß gerade die höhere, leitende Tätigkeit stark unter dem Freiheitsmotiv arbeiten, soll sie nicht zur Schablone werden, während bei der untergeordneten Arbeit das Autoritätsmotiv mehr hervortreten kann und sogar muß.

So sehen wir, daß die einzelnen Motive in höchst verschiedener Weise auf die Arten des volkswirtschaftlichen Handelns einwirken. Bei jedem Wirtschaftssystem wird man aber in irgendeiner Form Gruppierungen von Motiven verfolgen können, die durch Anregung des Individuums die Wirtschaft der Gesamtheit fördern sollen. Solche Motivreihe gestaltet sich sehr verschieden. Ganz schematisch (nach der isolierenden Abstraktion) sei eine privatkapitalistische Motivgruppe entworfen: individuelle Habenbedürfnisse und Geltungsstreben beherrschen die Menschen. Jeder denkt an sich und seine nächsten Angehörigen. Da sie aber ihren wahren wirtschaftlichen Vorteil suchen, sind sie auf die Zukunft bedacht. Autoritative Motive sollen ausgeschlossen sein. Dann werden die Armen möglichst durch Arbeit ihre Bedürfnisse zu befriedigen suchen, die Reichen werden vor allem ihr Kapital so anlegen, daß es den höchsten Ertrag liefert. Um dies zu tun, werden sie selbst vielfach arbeiten.

Wenn wir die Verschiedenheit der Bedürfnisse einmal nicht berücksichtigen und das Zukunftsmotiv, das ja praktisch bei jedem wirtschaftlichen Handeln, wenn auch nicht bei jedem Handelnden, irgendwie vorhanden sein muß, zunächst als gleichbleibend annehmen, so können wir bei diesem Schema hauptsächlich zwei Aenderungen vornehmen: wir können einmal an Stelle des selbstischen ein selbstloses Handeln setzen, und wir können — ohne Rücksicht auf Selbstsucht oder Selbstlosigkeit — das Freiheitsmotiv in ein Zwangsmotiv umwandeln. Im ersteren Falle kommen wir auf ein karitatives System, im zweiten auf ein zwangswirtschaftliches. Die beiden werden sich nähern, je nachdem beim karitativen System schon starke Autoritätsmomente beigemischt sind. Auf ähnlichen Erwägungen beruht Wagners Scheidung der drei Wirtschaftssysteme, des privatwirtschaftlichen, karitativen und gemeinwirtschaftlichen [1]). Die drei

---

[1]) Wagner, Grundlegung I, 2 S. 772 ff.; vgl. Schäffle, Gesellschaftliches System, besonders Bd. I S. 24.

Systeme sind Schemata, die in Wirklichkeit nicht existieren. Das Leben mischt sie durcheinander. Die Alleinherrschaft des privatkapitalistischen Systems, so grundlegend es für die Produktion ist, würde die Kultur zerstören, die absolute Zwangswirtschaft würde zum Zuchthaus, das reine karitative System wäre unmöglich, solange Menschen Menschen sind [1]).

Auf jeden Fall müssen die Motive, um das Wirtschaftsleben zu beeinflussen, in harmonischer Weise miteinander verbunden sein. Höchste Wirkung würde erzielt, wenn es gelänge, die Motive ungeschwächt möglichst allgemein heranzuziehen. Ein solcher Zusammenklang aller Motive regte dann das wirtschaftliche Handeln in stärkstem Maße an. Die meisten wirtschaftspolitischen Richtungen betonen immer nur eine Seite; sie stellen eine einseitig zugestutzte Motivreihe als Ideal auf. Entweder Tun- oder Habenbedürfnisse, ichsüchtige oder selbstlose Motive, Autorität oder Freiheit werden gefordert. Dem liegt der richtige Gedanke zugrunde, daß man für verschiedene Wirtschaftssysteme freilich auch verschiedene Motivreihen braucht. Aber jede weise Politik wird nach möglichst allseitigen Motivreihen streben. Die höchste Wirkung muß in einem Anklingen möglichst aller Motive liegen, einem Klingen freilich der Art, daß keine Disharmonie, sondern ein Akkord ertönt.

II. Aeußere Einflüsse auf die Motivierung.

Wer die Motivation erforschen will, darf die Erscheinungen außerhalb des Individuums nicht außer acht lassen. Die Motive stehen nicht selbständig dem wirtschaftenden Menschen gegenüber; sie sind von Natur und Gesellschaft abhängig. Auf diese Tatsachen muß in wenig Worten eingegangen werden. Ich verhehle mir dabei nicht, daß das, was ich zu sagen habe, zum Teil allbekannt ist, zum Teil aber auch nur angedeutet werden kann, weil es vom Thema zu weit ablenken würde.

Die äußeren Einflüsse beherrschen die Motive zunächst, insoweit sie Bedürfnisse erregen. An die Bedeutung des Klimas für den Bedarf an Nahrung, Kleidung und Wohnung brauche ich nur zu erinnern. Die Tatsache, daß die gemäßigte Zone im allgemeinen immer noch die arbeitsamsten Menschen hervorgebracht hat, steht damit in einem gewissen Zusammen-

[1]) Vgl. Wagner, Grundlegung I, 2 S. 781.

hang, ohne doch dadurch allein erklärt zu werden. Auch abgesehen von Hitze und Kälte haben Wind, Feuchtigkeit, Bodenbeschaffenheit ihre Wirkung. All diesen Natureinflüssen kommt — neben anderem — ein Anteil an der Herausbildung der Rasse zu. In der Besonderheit der Rasse liegt aber wieder ein weiterer Grund für verschiedene Motivierung: schon aus dem Rassenunterschied heraus wird der Deutsche durch andere Motive bestimmt, als der unter demselben Klima lebende Zigeuner [1]).

Die genannten Verschiedenheiten beeinflussen aber nun die gesellschaftlichen Zustände, die ihrerseits von höchster Bedeutung für die Motive sind. Wie unterschiedlich die gesellschaftliche Klassenbildung auf die Bedürfnisse und damit auf die Motive einwirkt, ist schon manches Mal betrachtet worden. Die Klassen- und Standesunterschiede sind besonders auch für das Motiv des Geltungsstrebens von großer Wichtigkeit. Welch mächtigen Antrieb stellt nicht allein der Wunsch dar, über seine Klasse hinauszukommen! Aber vielleicht noch stärker wirkt die Furcht, aus seiner Klasse, seinem Stande herauszufallen, »deklassiert« zu werden Zu große und unüberbrückbare Spannungen, wie das Kastenwesen sie zeigt, wirken freilich dem Geltungsstreben entgegen; denselben Erfolg würde aber völlige Gleichheit der Menschen haben: in beiden Fällen geht der Anreiz verloren den Hoffnung des Aufstiegs und Angst des Sturzes gewähren [2]).

Mit der Klassenbildung stehen materielle Not und Ueberfluß in einem gewissen Zusammenhang, wenn sie ja auch nicht rein gesellschaftlich verursacht werden. Ihre Betrachtung ist ebenfalls sehr wichtig. Zunächst könnte man meinen, daß die Not ohne weiteres ein Motiv zum wirtschaftlichen Handeln bilde. Wie verhält es sich damit? Die materielle Not kennzeichnet sich zunächst als ein Mangel an Gütern. Unzweifelhaft hat der vorhandene Güterstand eine Bedeutung für die Motive: der Kapitalist wird durch andere Motive bewogen als der Proletarier. Allein wenn wir sehen, daß es hier wie dort Faulenzer und Wirtschafter gibt, so kommen wir darauf, daß die Masse der zur Verfügung stehenden Güter allein noch nicht viel ausmacht. Zur selben Erwägung leitet uns die Beobachtung, daß

[1]) »Der Wille zur Wirtschaft ist ein anderer bei der Masse der Russen und ein anderer bei der Masse der Engländer oder Angloamerikaner; er ist ein anderer bei den Besitzenden und ein anderer beim Proletariat.« v. Wieser, Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft S. 240.

[2]) Darüber Gurewitsch a. a. O., besonders S. 126.

Erfindungen bald aus Mangel, bald aus Ueberfluß geboren werden: man denke einerseits an die Luxuserfindungen — nicht nur der Kraftwagen, sondern unzählige Gebrauchsgegenstände haben im Anfang lediglich den oberen Zehntausend als Verwertung ihrer Einkünfte gedient —; andererseits sei an alle Erfindungen erinnert, die der Not der Kriegsjahre entsprangen: vom Buchentabak zum Kampfgas verdanken sie dem Mangel ihre Entstehung. Mit Recht führt Vierkandt[1]) in etwas allgemeinerer Betrachtung aus, daß die Not an sich weder den Kulturfortschritt noch den Stillstand bedingen müsse, und er erwähnt als hochinteressantes Beispiel aus der tierischen Entwicklungsgeschichte unter anderem die Tatsache, daß von den Tiefseetieren einige besonders scharfe Lichtapparate, andere aber auch gar keine besitzen. Auch beim Menschen kann das Nichtvorhandensein eines Gutes sowohl zum Kulturfortschritt als zum Stillstand Anlaß geben. Es kann — das liegt ja in derselben Richtung — bald wirtschaftliches Handeln und Arbeiten, bald Unwirtschaftlichkeit und Trägheit hervorrufen. Wann das eine oder das andere eintritt, vermögen wir nicht mit voller Sicherheit zu sagen. Wir können aber doch ein Kriterium von erheblicher Wichtigkeit finden: wenn das Nichtvorhandensein von Gütern überhaupt nicht als Mangel empfunden wird, dann entsteht gar kein Bedürfnis und damit kein Anreiz zu wirtschaftlichem Handeln. Dann ist eben auch keine eigentliche Not vorhanden: wirkliche Not muß subjektiv empfunden sein. Umgekehrt kann Not auch von dem gelitten werden, den alle Schätze der Welt umgeben, wenn er ungestillte Bedürfnisse empfindet. Wir kommen also darauf: Not ist vor allem insofern für die Motivation bedeutsam, als ihr ein Bedürfnis entspringt. Auf das Bedürfnis kommt es an.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das Vorhandensein von Gütern ein gleichgültiger Umstand sei. Um Lebensnotwendigkeiten wird wohl mit größerer Intensität gerungen als um Luxusgegenstände; es wird also ein besonders kräftiger Antrieb zum wirtschaftlichen Handeln gegeben sein, wo lebensnotwendige Sachgüter fehlen und es deren Erlangen gilt. Es werden eben dann auch besonders starke Bedürfnisse sein, die ihre Befriedigung verlangen. Hermann und andere[2]) haben

[1]) Vierkandt, Stetigkeit im Kulturwandel S. 150, 151.

[2]) v. Hermann a. a. O. S. 82; vgl. Wagner, Grundlegung I, 1 S. 76, Brentano a. a. O. S. 8.

unter diesem Gesichtspunkt die Bedürfnisse in absolute und relative geschieden. Aber man darf diese Antriebe nicht überschätzen. Vielfach trifft es ja zu, daß die Wirtschafter ihr Aeußerstes einsetzen, wenn es das Leben gilt. Aber oftmals erscheint dem Menschen wie jenem Mann aus Syrerland die süße Beere, die am Abgrund wächst, viel wichtiger als die Erhaltung des Lebens. Naturvölker bringt man am ehesten durch Hoffnung auf Putz und Tand zum Arbeiten. Der Mitteleuropäer dünkt sich über solch kindische Gesinnung erhaben. Aber erleben wir es nicht gerade jetzt, daß er Milliarden für Tabak ins Ausland gehen läßt, während doch jede aus ausländischem Tabak gedrehte Zigarette seine Existenzmöglichkeiten verringert? Als unzweifelhafte und wichtige Tatsache bleibt indessen auf jeden Fall bestehen, daß der Besitz an Sachgütern einen Einfluß auf die Motivierung hat; deshalb wirken stärkere Motive zur Arbeit auf den Armen als auf den Reichen [1]).

Bisher haben wir nur die Wirkung der Sachgüter betrachtet, insoweit sie besessen oder nicht besessen werden. Aber vielleicht noch wichtiger ist die psychische Wirkung, die vom Gedanken an ihren Gewinn oder Verlust ausgeht. Die Furcht vor der Not bringt auch einen wohlhabenden Mann zum Arbeiten. Vor allem aber wird die Hoffnung auf Wohlstand oder Reichtum ein gewaltiger Ansporn zur Arbeit für den Armen sein, wenn ihm nur eine kleine Hoffnung auf Erfolg winkt. Deshalb wäre — vom wirtschaftspsychologischen Standpunkt aus — die Ungleichheit des Besitzes auch dann noch ein mächtiges Motiv zum wirtschaftlichen Handeln, wenn klar feststünde, daß der Reiche weniger zum wirtschaftlichen Handeln angetrieben würde als der Arme; sie wäre dann ein solches Motiv nicht für den Reichen, wohl aber für den Armen. Aber an eine Voraussetzung wäre dies geknüpft: die Möglichkeiten zum Reichtumserwerb dürften nicht ausgeschlossen sein.

Es mag vielleicht auffallen, daß ich hier und an manchen anderen Stellen von Reichen und Armen rede. Heutzutage wird diese Scheidung im wissenschaftlichen Sprachgebrauch nicht viel angewandt; man pflegt von Proletariern oder Arbeitern auf der einen, von Kapitalisten, Grundeigentümern, Unternehmern auf der anderen Seite zu sprechen. Demgegenüber möchte ich betonen, daß mir für die Zwecke der Motivationslehre gerade

[1]) Vgl. v. Hermann S. 1 ff.

die Begriffe reich und arm, so schwankend sie auch erscheinen, unentbehrlich sind. Als »reich« möchte ich dann den bezeichnen, der dank seinen Einkünften leidlich angenehm leben kann, ohne zu arbeiten. Dann ergibt sich, daß in der Tat dieser Mann kraft seines Reichtums von ganz anderen Motiven bewegt wird, als die »Nichtreichen«, mögen diese nun Bauern, Arbeiter oder Handwerker sein. Der Ausweg der meisten Sozialisten, alle diese Klassen dem Proletariat zuzurechnen, erscheint mir höchst gewaltsam.

Ist endlich die Not hoffnungslos, erscheint keine Möglichkeit zur Stillung der Bedürfnisse, dann werden Bedürfnis und Not auch nicht zum wirtschaftlichen Handeln, sondern höchstens zur Verzweiflung treiben. Der Schiffbrüchige auf Salas y Gomez empfand — im Gegensatz zu Robinson — keinen Antrieb zu wirtschaftlichem Handeln, weil er seine Lage nicht bessern konnte. Liest man Berichte über die Arbeiterbevölkerung mancher Länder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie die bekannte Darstellung von Engels, so gewinnt man den Eindruck, daß auch da zum Teil eine ähnliche Seelenstimmung herrschen mußte.

Das führt uns auf ein weiteres.

Im Fall der Hoffnungslosigkeit bleiben die Motive unwirksam, weil kein Erfolg winkt. Aber nicht nur die Tatsache des Erfolges, sondern auch die Größe des Erfolges, der gerade von der betreffenden Handlung abhängt, ist von ungeheurer Bedeutung für die Motivation. Deshalb hat der Feldherr, auf dessen Schultern die ganze Last der Verantwortung ruht, einen viel stärkeren Antrieb zu angespanntester Anstrengung, als der Musketier, der von seinem Verhalten die Entscheidung nur zu einem ganz kleinen Bruchteil abhängig weiß. Diese Erkenntnis ist aber nun für das Wirtschaftsleben von größter Wichtigkeit. Der Selbstwirtschafter wird nicht nur deshalb eifriger wirtschaften als das Mitglied einer Genossenschaft, weil der Egoismus ein stärkerer Antrieb ist als der Nostrismus (dies ist durchaus nicht immer der Fall), sondern weil er weiß, daß von seinem Arbeiten seine Existenz abhängt, während der Genosse sich ebenso bewußt ist, daß die Existenz der Genossenschaft nur zu einem kleinen Teile gerade von seiner, des einzelnen Genossen, persönlichen Tätigkeit abhängt. Deshalb wird die Familienwirsucht, selbst wenn sie nicht stärker ist als die Klassenwirsucht, doch in weit

höherem Maße als Motiv des wirtschaftlichen Handelns wirken. Der Familienvater trägt die ganze Verantwortung, bei der Klasse verteilt sie sich auf viele. Von diesem Gesichtspunkt wird uns manche zunächst befremdende Erscheinung begreiflicher: wir sehen, daß derselbe Mann, der freudig für sein Volk sein Leben in die Schanze geschlagen hat, doch zur Erhaltung eben dieses Lebens oft genug sich die Mittel auf eine dem Gemeinwesen abträgliche Weise zu verschaffen sucht. Er liebt offenbar sein Vaterland in hohem Maße. Aber er ist der Meinung, daß seine persönlichen kleinen unlauteren Machenschaften der Gesamtheit nicht schaden werden. Damit sollen natürlich derlei verwickelte psychologische Zusammenhänge nicht erklärt, sondern nur ein Streiflicht auf sie geworfen werden.

Für die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns ist zu merken, daß ihre Wirksamkeit in hohem Maße von der Größe des Erfolgs abhängt, den gerade die einzelne, persönliche Handlung des Wirtschafters erwarten läßt. Man kann das auch so ausdrücken: die Wirksamkeit der Motive wächst mit der Verantwortung.

Allein nicht nur die wirtschaftlichen Zustände sind von Wichtigkeit für die in einer Periode geltenden Wirtschaftsmotive, sondern überhaupt die ganze kulturelle Gestaltung. Vom autoritativen Wirken der Sitte wurde schon früher gesprochen; hier sei sie als wichtige Grundlage der Motive überhaupt erwähnt. Ererbte Gewohnheit und Erfahrung haben die Wirkung von Gewichten: sie können sowohl hemmen als treiben. Von den sittlichen und religiösen Anschauungen einer Zeit hängt in hohem Maße ab, was als Motiv des wirtschaftlichen Handelns wirken soll. Dies zeigt sich besonders am geltenden Zeitideal. Jeder Kulturepoche, und in ihr oft jedem Gesellschaftsteil, schwebt ein mehr oder weniger bestimmtes Ideal vor, das nach den Zeiten sehr verschieden ist und insbesondere völlig andersartige Stellungen zum wirtschaftlichen Handeln zeigt. In gänzlich unterschiedlicher Weise mußten das Frömmigkeits- und Tapferkeitsideal des mittelalterlichen Rittertums, das Persönlichkeitsideal des Humanismus, das Arbeitsideal, in dem im 19. Jahrhundert Kapitalismus und Sozialismus sich zu treffen scheinen, auf die Motivierung des wirtschaftlichen Handelns wirken. Im Mittelalter war das Dienen Ideal, die Arbeit gegen Geld mißachtet. Heute steht die Arbeit, auch die gegen Entgelt, in Ehren,

der Dienst, soweit er persönlich ist, verliert an Bedeutung und an Ansehen [1]). Vielleicht deutet aber gerade der Sozialismus darauf hin, daß ein neues, allerdings unpersönliches Dienstideal im Vordringen begriffen ist; denn was ist gerade nach den sozialistischen Zukunftsbildern die Arbeit der neuen Gesellschaft anderes, als ein nicht durch Geld entlohnter Dienst an der Allgemeinheit? Die einzelnen Klassen und Stände haben zumeist ihre besonders gearteten Ideale. Vielfach hängt der Wechsel der Anschauungen damit zusammen, daß die Ideale einer bestimmten Klasse mit dieser selbst erstarken und sich verbreiten, so das des Ritters, des Bourgeois. Wenn auch namentlich ein höher gestimmtes Ideal meist nur einen Teil der Menschen erfüllt, so kann es sich doch die Herrschaft und die wenigstens äußere Anerkennung der übrigen Menschen erobern.

So haben die religiösen, sittlichen, staatlichen Ideale höchste Bedeutung für die Motive. Mit ihnen hängen die kirchlichen und staatlichen Zustände überhaupt zusammen. Die herrschenden Mächte — seien es die der Kirche, des Staats oder der Wirtschaft — üben aber auch anderweitig großen Einfluß auf die Motivation aus. Nicht nur durch Ritter- und Mönchsideal wurden im Mittelalter dem Erwerbstrieb Zügel angelegt, sondern auch durch das kanonische Zinsverbot und die städtische Gesetzgebung. Von besonders großer Bedeutung ist in unserer Zeit der Staat und seine Betätigung. Jede Staatseinrichtung beeinflußt die Motive absichtlich oder unabsichtlich, wenn auch diese Beeinflussung meist nicht ihr ausgesprochener Hauptzweck sein wird. Gesetz und Verordnung üben diese erziehende Tätigkeit aus. Schon in der Schule können verschiedenartige Motive des wirtschaftlichen Handelns eingeimpft werden. Vielleicht wichtiger jedoch als solch absichtliche Einprägung ist die Ausbildung der Geisteskräfte überhaupt. Gründliche Bildung ermöglicht erst die Aufstellung eines guten Wirtschaftsplans, sie wirkt aber auch auf den Willen zum Wirtschaften ein. Mit Recht betont Wagner, wie die allgemeine Schulpflicht das Verlangen der Massen nach ökonomischer und sozialer Hebung steigern muß [2]). Staatliche Motivbeeinflussung begleitet in

---

[1]) »Das Mittelalter heiligte und adelte den Begriff des Dienens, wie die Neuzeit sich bemüht, den Begriff der Arbeit zu erheben«. Alexander v. Gleichen-Russwurm, Ritterspiegel S. 177.

[2]) Grundlegung I, 2 S. 816.

unseren Tagen den Bürger durch das ganze Leben. Vielleicht ihr klassisches Gebiet ist das der Steuern. Jede Steuer wird irgendwie auf die Motive einwirken. Aber die mannigfachsten anderen Gebiete der Staatstätigkeit sind ebenfalls von größter Bedeutung — wehe dem Staat, dessen Gesetzgebung die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns einschläfern würde!

Neben dem Staat bleiben andere Organisationen in Wirksamkeit. Auf die gewaltige Bedeutung der Kirche sei besonders hingewiesen. Es wird aber schließlich jeder der Bewußtseinskreise, von denen wir oben gesprochen haben, das Individuum irgendwie beeinflussen. Einen hervorragenden Einfluß übt dann zusammengefaßt all das auf den Menschen aus, was man unter öffentlicher Meinung versteht. An Presse und Versammlungen, an Propaganda und Reklame, durch die Organisationen oder einzelne uns zu bestimmen suchen, sei kurz erinnert; es gehört alles zur Willenslenkung von außen.

Indessen vollzog sich diese Beeinflussung von andern Menschen, insbesondere von Autoritäten her, so sehr bedeutsam sie war, bisher doch meist auf empirische Weise. Neue Wege wandelt die Psychotechnik, die besonders in Amerika in erheblichem Maße für das Wirtschaftsleben Bedeutung zu erlangen beginnt. Die Erfolge des Taylorsystems, das sich diese Wissenschaft zunutze macht, haben ja in den letzten Jahren auch in Deutschland Aufsehen erregt. Indessen ist doch unter ihren bisherigen Leistungen auf wirtschaftlichem Gebiet gerade die Willensbeeinflussung weniger hervorgetreten. Die Frage, wie der Arbeiter den erstrebten Erfolg am besten erreicht, wird erforscht. Damit ist insbesondere bei Taylor wohl auch die Absicht verbunden, den Willen der Arbeiter auf das volkswirtschaftliche Handeln zu richten [1]). Aber sein Hauptzweck ist nicht die Beeinflussung des Willens, sondern die Arbeitstechnik. Immerhin liegt ohne Zweifel seine Absicht auch in der Richtung, die Motive für gutes Arbeiten zu verstärken.

So können wir mit der Möglichkeit rechnen, daß für die Zukunft auf wissenschaftlichem Wege eine starke äußere Be-

[1]) Dies zeigen Aussprüche wie folgende: »Under scientific Management the »initiative« of the workmen (that is, their hard work, their good-will, and their ingenuity) is obtained with absolute uniformity and to a greater extent than is possible under the old system« (Taylor, The Principles of Scientific Management S. 36 vgl. S. 119 ff.). Vgl. Münsterberg, Psychologie und Wirtschaftsleben S. 39.

einflussung stattfinden mag. Soweit sie sich auf das volkswirtschaftliche Handeln bezieht, wird sie vor allem auf die Arbeit wirken, ohne andere Gebiete auszuschließen. Die Motive zu höchster Anspannung aber werden freilich stets anderswo ihren Ursprung haben.

III. Die Motive im tatsächlichen Wirtschaftsleben.

A. Historische Motivgruppen.

So verschieden die Einflüsse waren, die auf die Motivierung des Menschen einwirkten, so verschiedene Gruppierung der Motive im Wirtschaftsleben ergab sich. Eine genaue Analyse der Motivgruppen wäre Sache der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung. Nur in ganz wenig Strichen möchte ich von weitem auf einige Motivgruppen hinweisen, um ihre Verschiedenheit zu zeigen.

Beim tiefstehenden Sklaven — ich denke etwa an den in Ketten arbeitenden römischen Agrarsklaven — mögen Motive folgender Art wirksam gewesen sein: primitives leibliches Habenbedürfnis, bestehend in Furcht vor körperlicher Züchtigung und dabei Hoffnung auf Essen und Ruhe, schließlich auf Erleichterung des schweren Loses, lag zugrunde. Ein Tunbedürfnis konnte sich immerhin etwa bei taktmäßiger oder von Gesang begleiteter Arbeit geltend machen. Für andere als für sich selbst zu sorgen bestand nicht viel Anlaß, und gerade beim streng gehaltenen Agrarsklaven wird die Zukunftshoffnung auf Freilassung wenig mitgespielt haben. Von Freiheit war keine Spur. Die ganze Motivation lag ausschließlich in der Richtung schärfster Zwangsautorität.

Die Ergänzung dieser Motivgruppe liegt dann in der ganz anders gerichteten Motivierung der Leiter und Eigentümer jener Sklaven. An eines möchte ich hier erinnern: wenn man von Selbstinteresse spricht, denkt man meist an das ichsüchtige individuelle Habenmotiv in der Art, wie es etwa den modernen Geschäftsmann bewegt. Hier sehen wir dasselbe Motiv beim tiefstehenden Sklaven zugrunde liegen. Auch er wird meist von ganz ichsüchtigen Motiven zum Arbeiten getrieben. Nicht durch die Ichsucht, sondern durch Zukunfts- und Freiheitsmotiv heben sich höhere Stufen von ihm ab. Der Mangel an diesen beiden letzteren Motiven hindert ihn am eigentlichen Wirt-

schaften (er kommt kaum zu wirtschaftlichen Erwägungen), nicht aber am volkswirtschaftlichen Handeln in unserem Sinn.

Eine viel verwickeltere Motivgruppe ergibt sich etwa beim mittelalterlichen Stadthandwerker. Wenn ich für diesen eine Anzahl Motive aufstelle, so will ich selbstverständlich nicht behaupten, daß dies allgemein die ausschlaggebende Motivreihe gewesen sei; aber man wird jedenfalls zugeben, daß alle angeführten Motive von großer Bedeutung waren: unter den Individualbedürfnissen, die den Handwerker zum wirtschaftlichen Handeln trieben, zeigt schon das Wort »Nahrung« die Wichtigkeit der leiblichen Habenbedürfnisse [1]). Für die leiblichen Tunbedürfnisse ist die Freude an der eigenen Arbeit kennzeichnend, mag sie sich auch nicht immer so gestaltet haben, wie romantischer Sinn sie gern ausmalt: eine Mühe blieb die Arbeit immer! Geistige Tun- und Habenbedürfnisse fehlen durchaus nicht; Baukunst und Meistergesang sind dafür die offenkundigsten, aber nicht einzigen Zeugen. Unter den Sozialbedürfnissen aber sei das Geltungsstreben hervorgehoben. Herrschte es auch weniger in der vernichtenden Gestalt der Konkurrenz, so doch sicher in der belebenden des Wetteifers, der allerdings nicht dem Geltungsstreben allein zugeschrieben werden darf. Natürlich besagt das Vorhandensein all dieser Bedürfnisse noch nicht, daß sie sämtlich wirtschaftlich fördernd gewirkt haben; so gut wie heute mochte es auch damals vorkommen, daß der Bäckermeister, um den Gewürzkrämer nebenan auszustechen, sich ein Wams leistete, das ihm sein Geschäft eigentlich nicht gestattet hätte, oder daß ein allzu eifriger Meistersinger, anstatt bei seinem Leisten zu bleiben, seine Werkstatt vernachlässigte. Aber im allgemeinen, von großem Gesichtspunkt gesehen, wird man annehmen können, daß nicht nur der geschäftliche Wetteifer, sondern auch die geistigen Interessen fördernd, weil anregend, auf das Wirtschaftsleben gewirkt haben.

Unter dem Gesichtspunkt der Selbstsucht und Selbstlosigkeit scheiden sich die aufgezählten Bedürfnisse nun in sehr verschiedener Weise. Selbstverständlich hatte der Mann seine ganz persönlichen Bedürfnisse, in Rücksicht auf die er ichsüchtig zu handeln geneigt war. Eine sehr wichtige Stellung nahm aber sein wirsüchtiges Handeln ein, und zwar in Rücksicht auf recht

[1]) Sombart, Der moderne Kapitalismus, 2. Aufl. Bd. 1 S. 34 ff., 188 ff.

verschiedene Kreise. Um nur die wichtigsten anzuführen: er erwarb den Lebensunterhalt für Weib und Kind, mit einer gediegenen Handwerksleistung suchte er nicht bloß seine, sondern auch der Zunft Ehre zu wahren, und dem äußeren Feind gegenüber fühlte er sich mit Stolz als Bürger der Stadt. Aber auch selbstlose Motive — selbstlos in dem Sinn, den ich oben für den Zweck dieser Schrift festgelegt habe — findet man in besonders großer Anzahl, wie die vielen milden Stiftungen erweisen.

Das Zukunftsmotiv hatte sich gegenüber dem Gegenwartsmotiv noch nicht stark durchgesetzt; die ganze Kapitalwirtschaft, die im heutigen Wirtschaftsleben unsere Wertung der Zukunft anzeigt, befand sich ja damals in embryonalem Zustande. In dieser Auffassung könnte uns allerdings ein Umstand schwankend machen: die Dauerhaftigkeit der Erzeugnisse damaliger Arbeit, mögen wir nun denken an Gewänder oder Waffen, an die steinernen Dome oder an die frühen Werke der Buchdruckerkunst, scheint uns darüber belehren zu wollen, daß auch dem Handwerker jener Tage der Zukunftsgedanke keineswegs fremd war. Und in der Tat dachte er vielleicht mehr an fernere Zukunft — über seinen Tod hinaus — als der heutige Industrielle; aber diese Gedanken erstreckten sich nicht in dem Maß auf den persönlichen Erwerb wie bei uns. Der Zukunftsgedanke war in starkem Maße vorhanden. Aber er wirkte aus der ganzen Ideenrichtung heraus weniger als Motiv des wirtschaftlichen, besonders des privatwirtschaftlichen Handelns.

Autorität und Freiheit endlich waren beide in Wirksamkeit. Mochte auch die Autorität der Zunft und der Stadt bisweilen stören, sie hat doch in der besten Zeit gewiß nicht nur gedrückt, sondern auch viel anregend gewirkt.

So ergab sich hier eine Motivreihe, die sicherlich nicht alle denkbaren volkswirtschaftlichen Handlungen auslöste, die beispielsweise für die äußerste, dauernde Anspannung nicht eben viel Motive hatte, die aber doch nicht nur unvergleichlich mehr Antriebe zum Handeln aufwies, als wir beim römischen Sklaven gesehen hatten, sondern die auch einem Wirtschaftssystem von eigentümlicher Geschlossenheit und Kraft lange Zeit zur Grundlage dienen konnte.

B. Moderne Motivgruppen

1. Unternehmer.

Wesentlich anders zeigt sich das Bild unserer Tage. In einigen Linien soll zu zeigen versucht werden, welche Motive unser Wirtschaftsleben beherrschen; eine ausführliche Darstellung davon würde ja fast einer Beschreibung des gesamten Kapitalismus gleichkommen. Ich lege dabei nicht die gegenwärtige Zeit der Umwälzungen zugrunde, sondern etwa die Jahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges.

Wir wissen, daß sich in den vergangenen Jahrhunderten der kapitalistische Unternehmer entwickelt hatte; seine Gedankenrichtung war so sehr auf das Wirtschaftsleben gerichtet, daß in der Literatur ein lebhafter Kampf darüber entbrennen konnte, ob das von ihm abgezogene Bild des economical man, das in der wirtschaftswissenschaftlichen Literatur auftauchte, ein abstraktes Schema oder eine Photographie der Wirklichkeit sein sollte. Von ihm als Typus wollen wir ausgehen. Das nächstliegende Motiv für ihn ist das individuelle Habenmotiv, als Hoffnung vor allem, aber auch als Furcht, und zwar erstrebt er, wenigstens in der Mehrheit seiner Vertreter, doch im allgemeinen mehr die Befriedigung leiblicher als geistiger Bedürfnisse. Der Sinn für die Zukunft ist bei ihm als Erwerbssinn stark ausgebildet; er denkt in dieser Hinsicht vor allem an sich und seine nächsten Angehörigen. Von besonderer Bedeutung ist dabei der Gedanke, durch die Erbfolge auch seinen Nachkommen die Früchte seines Wirtschaftens zu hinterlassen. Möglichste Befreiung von autoritativem Zwang ist von ihm aufs heißeste erwünscht und in gewissen Zeiten und Ländern auch fast völlig erreicht.

Dem individuellen Habenmotiv tritt als gleichberechtigt, ja vielfach als noch wichtiger, das Geltungsstreben zur Seite. Auch dieses kommt besonders in der auf die Familie bezüglichen Wirform vor. Zu entscheiden, welches der beiden genannten Motive für den Unternehmer größere Wichtigkeit hat, ist schwer, weil beide aufs innigste miteinander verknüpft sind. Der eine mochte vielleicht mehr durch die Hoffnung auf ein bequemes Leben getrieben werden, der andere mehr durch Ansehen und Glanz, die der Reichtum gewährt. Verfolgt man jedoch die vielen Verästelungen genauer, so findet man, daß vielfach da,

wo man auf den ersten Blick ein leibliches Individualbedürfnis zu sehen glaubt, die genauere Untersuchung ein verstecktes Anerkennungs- und Rivalitätsstreben zutage fördern wird. So wird man geneigt sein, wenigstens bei dem Unternehmer, der nicht mehr um die Lebensnotwendigkeiten zu kämpfen hat, dem Geltungsstreben den Vorrang einzuräumen. Dies wird ganz besonders gerade für den Tüchtigen gelten.

Unter dem Einflusse dieser Hauptmotive wird der Unternehmer seine körperlichen und geistigen Kräfte aufs äußerste anstrengen; er wird in der wirtschaftlichsten Weise über seine Sachgüter disponieren. Diese Motive sind es, die in den wirtschaftlichen Beziehungen besonders zutage treten. Unter ihrer Einwirkung wird produziert und werden die Preise geregelt, streben Kapital und Arbeit dem Platze zu, wo sie am nötigsten gebraucht werden, werden die Leistungen durch die Konkurrenz aufs höchste getrieben, werden schließlich die Unternehmer zu immer weiterer Produktion, immer intensiverer Ausnutzung der Mittel gehetzt.

Allerdings können es die genannten Motive nicht zuwege bringen, daß immer vom volkswirtschaftlichen Standpunkt am richtigsten gehandelt wird. Aber sie erreichen es doch in einem früher nicht dagewesenen Grade, daß sowohl Kapital wie Arbeitskraft des Unternehmers möglichst in Tätigkeit erhalten werden. Unterstützt werden sie durch das Tunbedürfnis, das gerade die besten Unternehmer in hohem Grade beseelt: die Freude an eigener Arbeit, eigener Tätigkeit spielt hier eine große Rolle.

Selbstverständlich können die genannten Motive auch in unwirtschaftlicher Weise wirken: Genußsucht und Protzentum haben manchen Geschäftsmann ruiniert. Allein dies wird doch gerade da vorkommen, wo die Bedürfnisse nicht genügend auf die Zukunft abgestellt sind. Die Richtung auf die Zukunft wird aber niemandem so nahegelegt wie dem Unternehmer der kapitalistischen Epoche: er weiß, daß er, ohne Not zu leiden, für seine und seiner Kinder Zukunft sorgen kann; da wäre er doch ein Tor, wollte er nur der Gegenwart leben.

Allein auch noch andere Abweichungen vom Schema weist das Bild des Unternehmers auf. Natürlich ist es unrichtig, daß jeder Unternehmer bloß sein und seiner Familie Interesse im Auge hat. Er kann auch an einen weiteren Kreis denken oder

selbstlos handeln. Es hat Unternehmer gegeben, die vor allem das Wohl ihrer Arbeiter, andere, die das völkische Interesse fördern wollten. Vor allem aber handelten sie selbst in der Hochblüte des Liberalismus niemals ausschließlich nach dem Freiheitsmotiv, noch viel weniger in der späteren Zeit. Rücksichten auf die Kommandogewalt von Sitte und öffentlicher Meinung haben das Kapital sogar in seiner siegessicheren Jugendkraft nicht ganz verlassen. Selbst der anklagende Spiegel, den Marx in den beschreibenden Teilen des »Kapital« den Unternehmern seiner Zeit vorhält, zeigt auf dem abstoßenden Antlitz die Schminke der Wohlanständigkeit, deren Auflegung auch die schlimmsten Ausbeuter der Sitte als Tribut brachten. Die Kapitalisten haben sich nicht der öffentlichen Meinung entgegenzustemmen gewagt, sondern nur diese umzustimmen gesucht. Im Deutschland der Jahrhundertwende aber, wie viele Rücksichten auf Autorität! Bald machte sich die Autorität der Presse, bald die der Regierung, bald die der Gewerkschaften geltend. Am wirksamsten aber war vielleicht die Autorität des eigenen Gewerbes, die in Kartellen und Syndikaten die Wirtschaft des Unternehmers bestimmte. Und wie magisch wirkt der Zwang der öffentlichen Meinung erst auf die Verwendung der Konsumgüter ein! So hat sich denn das Bild des freien Unternehmers, wie es die Klassiker malen, ziemlich verfärbt; überall bestehen Autoritäts- und Freiheitsmotive; daß diese Mischung freilich eine sehr verschiedene ist, sehen wir, wenn wir etwa eine Automobilfabrik mit einem Kaliwerk, einen Antiquitätenhändler mit einem Apotheker vergleichen.

2. Arbeiter.

Die Vereinigung von individuellem Habenmotiv und Geltungsstreben finden wir auch beim industriellen Arbeiter. Hier ist aber doch die Deckung der vitalen Bedürfnisse das Vorwiegende. Der Arbeiter arbeitet in erster Linie, um für sich und die Seinen Nahrung, Kleidung, Wohnung zu beschaffen; gewisse andere Bedürfnisse, die nicht notwendig zu Erhaltung des Lebens gehören, wirken oft nicht viel weniger, so das Bedürfnis nach Tabak und Alkohol. Die geistigen Bedürfnisse sind natürlich vorhanden und besitzen größten Wert für das kulturelle Leben der Arbeiterschaft. Allein als Antrieb zum wirtschaftlichen Handeln kommen sie weder für die Masse der Arbeiter

noch für die Mehrzahl der Unternehmer erheblich in Betracht. Immerhin sind sie auch in dieser Hinsicht nicht völlig bedeutungslos. Mancher Arbeiter hat seine Arbeitsleistung aufs höchste gesteigert, um die Mittel zu geistiger Bildung zu erlangen. Daß übrigens beim Arbeiter gerade das individuelle Habenmotiv noch ganz anders ausgenutzt werden könnte, ist besonders Taylors Ausführungen zu entnehmen [1]).

Wenn nun das Geltungsstreben auch keine so gewichtige Stellung einnimmt wie beim Unternehmer, so ist es doch durchaus nicht zu übersehen. Es tritt beim Arbeiter wohl besonders stark in der Gestalt des Anerkennungsstrebens zutage. Hier aber beherrscht es ihn in viel höherem Maße als der Angehörige der besitzenden Klassen bei oberflächlichem Zusehen zu meinen pflegt. Auch der Arbeiter wendet alles daran, in seinem Kreis als den andern ebenbürtig angesehen zu werden. Zu dieser Gleichheit gehört aber vor allem das Aeußere der Lebenshaltung. Der Arbeiter wird sich ebensosehr scheuen, in seiner Kleidung von seinen Kollegen unvorteilhaft abzustechen, wie der Fabrikant. Er hat nur einen andern Maßstab. Eine Illustration dazu liefert die Tageszeitungen entnommene Tatsache, daß selbst in der Not des Jahres 1918 ein gewaltiger Posten aus unbrauchbar gewordenen und schwarz gefärbten Uniformen angefertigter Anzüge von der Bevölkerung als »Sträflingskleidung« abgelehnt wurde. Die Groß-Berliner Kleiderverwertungsgesellschaft konnte Waggonladungen davon nicht los werden [2]). Diese Ablehnung war gewiß töricht. Aber will man den Arbeiter im allgemeinen tadeln, weil ihm seine Geltung bei anderen wichtig ist? Wir werden im Gegenteil derlei Antriebe an sich als äußerst kostbar und nützlich erachten müssen, weil sie Selbstbewußtsein und Lebenshaltung erhalten und gleichzeitig zur Arbeit anspornen können.

Das Tunbedürfnis weiterhin unterstützt sicher die Arbeit noch immer; allein es ist wohl nicht zu leugnen, daß die Arbeitsfreudigkeit im Vergleich etwa gegen die des mittelalterlichen Handwerkers abgenommen hat.

Einen Unterschied in der Art des Anreizes bedingen die Löhnungsmethoden. Um nur den Gegensatz zwischen Zeitlohn und Akkordlohn herauszugreifen, so wirken beide in verschie-

---

[1]) Taylor a. a. O. bes. S. 119 ff.

[2]) Vorwärts (Abendausgabe) 20. Dezember 1918.

dener Art auf den Arbeitseifer ein: beim Akkordlohn soll die Hoffnung, möglichst viel zu gewinnen, zu möglichster Häufung der Arbeitsleistung antreiben; beim Zeitlohn die Furcht vor Verlust der Stelle, Strafe oder Tadel von nachlässiger Arbeit abhalten. Die Wirksamkeit des Zeitlohnmotivs steht daher in einem gewissen Zusammenhang mit der Möglichkeit, den Arbeiter zu entlassen. Praktisch erfolgt allerdings eine Art Ausgleichung zwischen beiden Lohnformen dadurch, daß die Stücklohnsätze häufig herabgesetzt werden, wenn die Arbeiter eine größere Fertigkeit erlangt haben. Diese Tatsache hält dann wiederum die Arbeiter davon ab, die Arbeit so schnell als möglich zu verrichten, ja sie veranlaßt sie oft geradezu, langsam zu arbeiten [1]).

Wie der Unternehmer, schafft auch der Arbeiter in erster Linie für sich oder die Familie. Zunehmende Ichsucht namentlich der Jugendlichen wird oft beklagt. Aber hier hat sich in den letzten Jahrzehnten ein neues Wir mit Macht Geltung verschafft. Der Arbeiter fühlt sich als zu seiner Klasse gehörig. Schon von früher her hatte sich namentlich der gelernte Arbeiter mit Stolz als Mitglied seines Berufes gefühlt. Der Schlosser, der Tischler, der Fleischer hielten ihre Standestradition in Ehren. Heute ist dieses Bewußtsein durchaus nicht geschwunden. Neben und über ihm zeigt sich aber jetzt alles überragend das Klassenbewußtsein des Proletariats. Nicht übersehen darf weiter werden, daß auch — in unserem Sinn — durchaus selbstlose Motive auf die Arbeit in hohem Grade fördernd eingewirkt haben: das besonders auf religiöser Grundlage aufbauende Pflichtgefühl hat bis jetzt den Arbeiter — aber auch den Unternehmer — zur fleißigen, redlichen Arbeit, vor allem zur tätigen Sorge für den Unterhalt der Seinen in hohem Maße veranlaßt. Verstärkt wurde das Pflichtgefühl durch die in derselben Richtung wirkenden autoritativen Einflüsse, besonders von Kirche, Sitte und öffentlicher Meinung.

Das Zukunftsmotiv ist ebenfalls beim Arbeiter vorhanden. Wo es gänzlich fehlt, wie beim Bruder Leichtsinn, der seinen ganzen Lohn gleich vertrinkt, bezeichnen wir das Handeln als unwirtschaftlich. Aber in erster Linie handelt es sich beim

---

[1]) Ueber diese Art der Handhabung und ihre Wirkung auf die Arbeiter Taylor a. a. O. S. 21 ff. Interessante Beispiele bei Fischer, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters Bd. 1, 2. Aufl. Leipzig 1903 S. 263 ff.

Proletarier um die nähere Zukunft. Der Gedanke an fernere Zeiten ragt doch meist nicht gar so tief ins Arbeiterleben herein. Denn der industrielle Arbeiter ist vor allem damit beschäftigt, den Unterhalt für die nächsten Wochen und Monate zu erwerben. Kann er einen Spargroschen für Alter und Not zurücklegen, so wird er es tun. Allein es läßt sich nicht leugnen, daß der Gedanke an die Zukunft bei den Arbeitermassen weniger zum Ausdruck kommt als bei den Besitzenden. Je besser freilich die Lage der Arbeiter wird, je mehr sie über den Alltag hinauszublicken vermögen, desto mehr kann auch bei ihnen die Sorge für ihre fernere Zukunft und die ihrer Kinder als mächtiger Stachel wirken. Die zunehmenden Sparkasseneinlagen haben gezeigt, daß diese Sorge ihren praktischen Ausdruck gefunden hat [1]).

Man hat gemeint, die Vorsorge für Alter und Not werde durch die Sozialversicherung künstlich den Arbeitern ausgetrieben. Wäre das der Fall, so bedeutete es ein gewichtiges Argument gegen diese Versicherung. Allein da jeder weiß, daß die Leistungen der Versicherung doch nicht hinreichen, den Lebensunterhalt zu bestreiten, so dürften sie auch nicht geeignet sein, den Spartrieb und die Arbeitsamkeit zu hemmen. Uebrigens ist ja gerade die deutsche Sozialversicherung auf der Abstufung nach der geleisteten Arbeit aufgebaut.

Indessen wirken Zukunftsgedanken nicht nur in der Form der Furcht vor Not auf den Arbeiter ein, sondern auch in der Gestalt der Hoffnung auf eine bessere Lage. Ist der Aufstieg aus der Arbeiterklasse im heutigen Deutschland auch verhältnismäßig selten, so ist er doch einer immerhin erheblichen Anzahl hervorragend tüchtiger Arbeiter gelungen. Ihr Beispiel wirkt weithin ermunternd. Wo die Möglichkeit eine größere ist, wie etwa für den Handwerksgesellen der mittelalterlichen Stadt

---

[1]) Eine äußerst geringe Meinung von der Wirkung des Zukunftsmotivs bei den Arbeitern auf längere Zeit hat Taylor, wenn er sagt (a. a. O. S. 94): »But few men are able to look forward for more than a week or perhaps at most a month, and work hard for a reward which they are to receive at the end of this time. The average workman must be able to measure what he has accomplished and clearly see his reward at the end of each day if he is to do his best. And more elementary characters, such as the young girls inspecting bicycle balls, or children, for instance, should have proper encouragement either in the shape of personel attention from those over them or an actual reward in sight as often as once an hour.«

oder für den hochqualifizierten Arbeiter in Amerika, da ist dies Motiv auch von viel stärkerer Wirkung.

Es liegt auf der Hand, daß das Motiv der völligen Freiheit beim Arbeiter in noch höherem Grad eine Fiktion ist wie beim Unternehmer. Insoweit er bei der Wahl des Berufes oder Betriebs unfrei ist, wird er allerdings mehr vom Zwang der Verhältnisse als von einer Autorität eingeengt. Im Betrieb selbst aber arbeitet er immer unter Autorität; und da solche Autorität in jedem Betriebe besteht, vermag er ihr auch nicht zu entgehen, wenn er sich nicht selbständig machen kann. Im Auge behalten muß man aber die Tatsache, daß, wenn auch seine Arbeit unter Autoritätsmotiv erfolgt, dies doch nicht für die gesamte Wirtschaft des Arbeiters gilt. In der Sachgüterverwendung, also insbesondere in der Verteilung seines Lohnes auf seine Bedürfnisse, handelt er frei, insofern er nicht durch truckähnliche Systeme eine Einschränkung erleidet oder der Autorität der für ihn maßgebenden Sitte Opfer zollt.

3. Die Gesamtwirkung der Motive im modernen Wirtschaftsleben.

Ich habe hier die beiden Typen des heutigen Wirtschaftslebens einander gegenübergestellt, die gewöhnlich für die Nationalökonomie, besonders die theoretische, im Vordergrund des Interesses stehen. Daß die Unterschiede der Motivierung bei beiden sehr bedeutend sind, fällt in die Augen. Auch wenn beide unter derselben Motivreihe handeln, so ist die Intensität und die Wirkungsart der einzelnen Motive eine völlig verschiedene. So mag das leibliche Habenmotiv sich bei einem Arbeiter als die Sorge für die Existenzbedürfnisse verkörpern, bei einem Unternehmer etwa als die Furcht, sein behagliches Heim und seine Lebensgewohnheiten aufgeben zu müssen. Dafür bleibt beim Unternehmer Raum für eine viel ausgedehntere Wirkung der Zukunftsmotive. Die für die Wirtschaft unentbehrliche Ansammlung von Kapital geschieht vornehmlich durch die den Unternehmer und Kapitalisten beseelenden Zukunftsmotive. Damit er diese Funktionen erfüllen könne, ist für ihn das Freiheitsmotiv notwendiger als für den Arbeiter.

Es wäre natürlich falsch, wollte man die beiden Typen, die ich etwas schablonenhaft gezeichnet vorführe, als unser ganzes Wirtschaftsleben allein erfüllend ansehen. Die bunte Mannig-

faltigkeit der Gestalten des wirklichen Lebens ist ja vielmehr gar nicht wiederzugeben. Schon zwischen den industriellen Arbeiter und Unternehmer schieben sich Mischformen und Zwischenstufen ein. Die einzelnen Arten der Unternehmer und Arbeiter selbst sind wieder sehr verschiedenartig. Der kleine Zigarrenfabrikant wird von ganz anderen Motiven geleitet als der Leiter eines Stahltrusts, der oberschlesische Bergmann und der Berliner Schriftsetzer haben einen sehr verschiedenen Denkkreis.

Wir haben bei der Darstellung der Unternehmermotive in erster Linie an den Mann gedacht, der sein eigenes Unternehmen selbst leitet. Heute hat sich indessen eine weitgehende Scheidung von Eigentum und Leitung vollzogen. Die reinen Kapitalisten, die von ihren Zinsen oder Dividenden leben, ohne auf Arbeit angewiesen zu sein, sind natürlich von den eigentlichen Unternehmern begrifflich durchaus zu scheiden. Es geht aber vom selbstleitenden Eigentümer zum bloßen Couponschneider einerseits, zum nur als Beamten angestellten Direktor andererseits eine lange Reihe fast unmerklicher Uebergänge, für die Namen wie Großaktionär, Aufsichtsratsmitglied usw. höchstens Anhaltspunkte bieten. Bei allen finden wir zum Teil Unternehmermotive, aber in verschiedener Abtönung. Eine Stellung für sich nehmen gerade auch in der Motivierung die reinen Kapitalisten ein.

Nun erwäge man noch die jeweils anders gelagerten Verhältnisse in Handel und Verkehr, in Land- und Forstwirtschaft, bei Angestellten, Beamten und freien Berufen, so wird man das bunteste Bild der Motivierung schauen.

Wir müssen aber unsern Blick sogar weit über den Kreis hinauswenden, an den wir beim Wort »Wirtschaft« zu denken gewohnt sind. Auch die Personengruppen, die direkt nichts mit Sachgüterbeschaffung zu tun haben, können doch volkswirtschaftlich höchst bedeutsam sein. Nehmen wir z. B. das Heer, dem der Schutz der heimischen Wirtschaft zufällt — gewiß eine volkswirtschaftlich äußerst wichtige Leistung. Die Motive, die in unserem Heer etwa vor 1914, dann im Kriege, dann jetzt in der Reichswehr wirksam waren und noch wirken, sind längst nicht so einfach auf eine Formel zu bringen, als es scheinen könnte. Schon die Motive für den Eintritt waren verschieden bei dem Berufssoldaten und dem nur seiner Militär-

pflicht Genügenden, beim Ein- und beim Zweijährigen, beim völlig Gesunden und beim Kränklichen. Motivgruppen verschiedener Art bezweckten dann im Dienst gute Führung und tüchtige Leistungen: bei genauerer Untersuchung finden wir da die meisten Antriebe, die überhaupt im Wirtschaftsleben vorkommen, wenn auch in anderer Anordnung und Formung als sonst. Der Kriegsbeginn brachte große Umänderung: insbesondere hat 1914 das Wirmotiv auf der ganz breiten Grundlage des Vaterlandes seine Triumphe gefeiert, aber auch das völlig selbstlose Handeln ist vorgekommen.

Ueberhaupt dürfen wir nicht vergessen, daß im ganzen Wirtschaftsleben immer wieder selbstlose Motive auftreten. Auf mancherlei Art können sie sich geltend machen: ein ganzes Wirtschaftssubjekt — eine Stiftung, ein Kloster — kann auf ihnen begründet sein. Es kann aber auch bei einer auf selbstsüchtiger Grundlage fußenden Wirtschaft der Wirtschafter durch Milde im Erwerb oder durch selbstlose Verwendung des Erworbenen selbstlosen Motiven Raum gewähren [1]). Aber mag im einzelnen so manche Liebe walten, eines zieht sich doch durch unser ganzes Wirtschaftsleben durch: überall sehen wir das Individuum in Tätigkeit, oft in angestrengtester, heftigster Tätigkeit, um für sich und die Seinen die Bedürfnisse zu decken. Ob diese Tätigkeit vorwiegend in Arbeit besteht wie beim Arbeiter oder mehr nur in zweckmäßiger Disposition — so am reinsten beim bloßen Kapitalisten — immer hängt die Deckung der Bedürfnisse, ja die Existenz vom Erfolg dieser Tätigkeit ab. So werden die Menschen durch die denkbar stärksten Motive angetrieben, wirtschaftlich zu handeln. Der Arbeiter, überhaupt der Arme, muß arbeiten, will er nicht größtem Elend anheimfallen. Der Kapitalist, der von seinen Zinsen leben kann, braucht zwar nicht um den Lebensunterhalt zu arbeiten, immerhin hat gerade er die Möglichkeit, durch Arbeit sein Einkommen bedeutend zu erhöhen und damit seine Bedürfnisse besser zu befriedigen; dies ist auch für ihn ein starker Antrieb zur Arbeit. Vor allem aber lenkt ihn die Wirtschaftsordnung zur wirtschaftlichen Verwendung seiner Kapitalien. Auch er verliert seine Existenz, wenn er sein Vermögen in schlechten Werten anlegt. So wird er zum Arbeiten geleitet, aber zu wirtschaftlichen Erwägungen gezwungen. Sorge und Hoffnung begleiten gerade in

[1]) Vgl. Philippovich Bd. 1 S. 126.

unserer Wirtschaftsordnung mehr denn je alle Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Oft verflucht sie der Mensch und sehnt sich nach Ruhe. Aber — mit Recht sagt es Paulsen: »Es gibt nichts in der Welt, was der Mensch weniger entbehren kann, als Furcht und Hoffnung«[1].

Zum privatwirtschaftlichen Handeln sind also in der Wirtschaftsordnung des Kapitalismus ungemein starke Motive gegeben. Nicht die denkbar stärksten: es muß zugegeben werden, daß noch stärkere allgemeine Anspannung, noch besseres Haushalten sich denken ließe. Aber wohl die stärksten Motive, die je in der Wirtschaftsgeschichte das wirtschaftliche Handeln bestimmten. Dabei hat — das dürfen wir nicht vergessen — der Grundgedanke, daß jeder sein Los selbst in der Hand hält, niemals ganz gefehlt. Der Liberalismus brachte ihn nur besonders deutlich zur Geltung. Aber eine Wirtschaftsordnung ohne irgendeine Verantwortlichkeit des einzelnen für sein Tun hat es nie gegeben.

Nun erhebt sich freilich die Frage, ob durch die betrachteten Motive denn auch das volkswirtschaftliche Handeln in genügendem Maße angetrieben wird. Sie hängt mit der oben erwähnten Frage der Vereinigung von privat- und volkswirtschaftlichem Nutzen und Ertrag aufs innigste zusammen. Ueberblicken wir zunächst einmal kurz, wie die wichtigsten Arten des volkswirtschaftlichen Handelns durch die Motive erreicht werden: zur gewöhnlichen Arbeit drängen so viele Motive, daß in Deutschland vor Kriegsausbruch — anders als in vielen andern Ländern und Zeiten — der arbeitsscheue Bettler zur Seltenheit geworden war, und auch der nichtstuende Reiche schief angesehen wurde. Für die höchste Anspannung aller Kräfte bestehen gerade in unserer Wirtschaftsordnung stärkste Antriebe, weil der einzelne durch diese Anspannung ungemein viel erreichen kann. Wir würden sie in noch höherem Maße vorfinden, wenn bei uns — wie etwa in Amerika und in Kolonialländern überhaupt — der Aufstieg aus der Arbeiterklasse leichter wäre. Sie würden aber in unendlich geringerem Maße vorhanden sein, wenn die einzelnen — wie es doch wohl beim Kommunismus der Fall wäre — keine Möglichkeit hätten, sich und ihre Nachkommen im Verhältnis zu ihrer Umgebung auf eine höhere Stufe der Gesellschaft zu bringen. Die Freiheit der Berufswahl ist in der kapitalistischen

[1] Paulsen, Ethik Bd. 2 S. 381.

Gesellschaft freilich nur formell gewährleistet, weil der Proletarier aus Mangel an Mitteln nicht jeden Beruf ergreifen kann. Wenn man also auch denken mag, daß jeder zu dem Beruf drängt, der ihm am meisten liegt, so ist es doch nicht möglich, daß jeder den auch erreicht — ein unleugbarer Fehler. Nur ist es nicht auszudenken, wie eine völlige Freiheit der Wahl überhaupt irgendwie möglich sein soll. Was endlich die Verwendung der Sachgüter betrifft, so hat niemand soviel Interesse, sparsam und wirtschaftlich mit ihnen umzugehen, als der Eigentümer. Die Motive zum Wirtschaften in bezug auf die Sachgüterverwendung sind daher sehr starke, am meisten gerade da, wo der Eigentümer selbst die Güter in der Hand hat oder wenigstens beaufsichtigt. Wenn trotzdem nicht immer die rationellste Bewirtschaftung eintritt, so ist vielfach mangelnde Einsicht schuld — sie kann aber verbessert werden.

So sehen wir also, daß auch das volkswirtschaftliche Handeln durchaus nicht vernachlässigt ist, daß sogar ungemein starke Antriebe zum volkswirtschaftlichen Handeln gegeben sind. Diese Antriebe gehen vorzüglich durch das Mittel der privatwirtschaftlichen Motive. Die privatwirtschaftlichen Motive sind die Pässe, durch die das volkswirtschaftliche Handeln das Volk beherrscht. Denken wir sie weg, so schwankte das volkswirtschaftlich wichtige Handeln unserer Zeit in seinen Fundamenten. Nun haben wir schon gesehen, daß nicht jedes privatwirtschaftliche Handeln der Volkswirtschaft zugute kommt, daß es somit außer den volkswirtschaftlichen Handlungen solche gibt, die nur die Privatwirtschaft fördern, ja sogar die Volkswirtschaft hindern. Allein ist dies unter allen Umständen ein Unglück? Die Frage läuft schließlich darauf hinaus, ob eine andere Wirtschaftsordnung, die auf anderen Motiven fußte, imstande wäre, dieselbe oder eine höhere volkswirtschaftliche Arbeit zu leisten. Ich habe schon betont, daß es weniger auf das Verhältnis des volkswirtschaftlichen zum privatwirtschaftlichen Ertrag ankommt, als auf die Höhe des volkswirtschaftlichen Ertrags überhaupt. Es sei dazu folgendes Bild gestattet: ein Fuhrmann führt auf einem schweren Wagen eine schwere Last einen Berg hinauf. Der Tadler wirft ihm vor, daß er außer der schweren Last auch noch den schweren Wagen von den Pferden ziehen lasse. Der Wagen sei unnötige Belastung, ja er beeinträchtige sogar durch sein Gewicht die Zugkraft der Pferde. Hat der Kritiker recht?

Nur dann, wenn er ein Mittel angeben kann, die schwere Last ohne Wagen ebensogut den Berg hinaufzubefördern.

So liegt die Sache auch hier. Die Motive des privatwirtschaftlichen Handelns sind es vorzugsweise, auf die die schwere Last der Volkswirtschaft gelegt ist. Ist es einer andern Wirtschaftsordnung möglich, mehr volkswirtschaftliche Arbeit, als die heutige Ordnung es tut, ohne deren privatwirtschaftliche Spesen zu leisten, dann sind die Vorkämpfer dieser Zukunftsordnung im Recht. Sie müssen also dann nachweisen, daß ihre Motive mindestens die volkswirtschaftliche Arbeitsleistung des Kapitalismus zu bewirken imstande sind.

Es ist kein Idealbild, das uns die gegenwärtig wirksamen Motive gezeigt haben. Nicht alle Motive hat der Kapitalismus zum Anklingen gebracht, vor allem auch nicht zur Genüge die höheren. Der Klang war nicht immer schön, ja bisweilen waren schrille Mißtöne zu hören. Aber es hat doch wenigstens einen Klang gegeben, und dieser Klang brachte die ganze Volkswirtschaft in atemlose Bewegung. Wird es dem Sozialismus möglich sein, die Motive überhaupt wirksam werden zu lassen, und werden die Motive des Sozialismus imstande sein, die Volkswirtschaft in Gang zu halten und zu immer höherer Leistung zu bringen? Das ist die große Frage, die man an den Marxismus zu stellen berechtigt ist. Sehen wir zu, was er wenigstens in der Theorie darauf geantwortet hat.

II. Teil.

Darstellung der marxistischen Auffassung.

Ueberblick.

In der vorliegenden Arbeit soll die Stellung des deutschen Marxismus zur Frage der Motivation des volkswirtschaftlichen Handelns besprochen werden. Der deutsche Marxismus, ruhend auf den Schultern von Marx und Engels, umfaßt doch eine Reihe verschiedenartiger Autoren. Es fragte sich nun, welchen Weg ich einschlagen wollte. Das Nächstliegende und für die Untersuchung des einzelnen Schriftstellers Fruchtbringendste wäre gewesen, jeden Autor für sich allein darzustellen und zu kritisieren. Allein dies hätte eine endlose Reihe von Wiederholungen ergeben, der Leser aber hätte doch kein einheitliches Bild vor die Augen bekommen. Ein solches Bild hätte freilich der entgegengesetzte Weg zustande gebracht: es wäre dann eine Gesamtdarstellung des Marxismus zu geben gewesen, in der die Einzelauffassungen verschwommen wären. Indes gegen eine solche Verschmelzung hätte sich der Marxismus mit Recht gewehrt: es geht nicht an, Marx, Bebel und Ballod unbesehen in einen Topf zu werfen. So erschien mir die im folgenden angewandte Methode als die richtige: es wird zuerst einzeln die Auffassung der Autoren dargestellt; im dritten Teil wird dann auf dieser Grundlage das Gesamtbild geprüft. das sich aus den einzelnen Untersuchungen ergibt. Dabei soll es natürlich nicht ausgeschlossen sein, einzelne aus dem allgemeinen Rahmen fallende Auffassungen schon im zweiten Teil zu kritisieren.

Natürlich macht die vorliegende Untersuchung insofern nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, als nicht alle deutschen Marxisten betrachtet worden sind. Vielmehr habe ich diejenigen ausgewählt und vorzustellen gesucht, die gerade vom Standpunkt

der Motivation in der zukünftigen Gesellschaft von Bedeutung waren, also vor allem die Autoren, die sich eingehender mit der Zukunftsgesellschaft befaßten. Bei der ablehnenden Haltung des offiziellen Marxismus gegen Zukunftsphantasien sind somit manche der bedeutendsten Autoren hier nicht vertreten, weil sie ihre Forschungen nur auf die Kritik der kapitalistischen Entwicklung gerichtet haben. Andere, wie besonders die Revisionisten, wollen sich nur mit Reformvorschlägen für die Gegenwart oder für die nächstliegende Zukunft beschäftigen. »Ich habe zu keiner Zeit ein über allgemeine Grundsätze hinausgehendes Interesse an der Zukunft gehabt, noch kein Zukunftsgemälde zu Ende lesen können«, sagt Bernstein [1]). Daß unter solchen Umständen die offiziellen Parteiprogramme nicht viel boten, ist begreiflich.

Mit der Revolution wurde natürlich das Interesse lebhafter. Fragen der Motivation werden mehr beachtet. Aber weil die Erscheinungen der neuesten Zeit sowohl den Bedürfnissen der Gegenwart, als den Erfordernissen der Lehre gerecht zu werden suchen, erhalten sie leicht einen gewissen Kompromißcharakter. So glaubte ich in dieser Schrift, die sich mit der Gesamtauffassung des deutschen Marxismus befaßt, das Hauptgewicht auf die Doktrin der Meister und ihrer nächsten Schüler legen zu sollen und habe insbesondere von der Revolutionsliteratur nur die wichtigsten Erscheinungen untersucht. Es werden also die bedeutendsten Autoren in diesem zweiten Teil in Einzelbildern vorgeführt. Manche hier nicht Erwähnte werden dann wohl noch gelegentlich im dritten Teil berücksichtigt. Wer noch als Marxist zu rechnen war, wer nicht mehr dazu gehörte, darüber mußte notwendig eine gewisse Willkür entscheiden. Der Kreis der orthodoxen Marxanhänger ist ein verhältnismäßig enger. Zwischen ihn und die Gegner seines Systems — die auch vielfach von ihm beeinflußt sind — schieben sich viele Autoren ein, die ihre Abhängigkeit von Marx zugeben, und doch ihm in wesentlichen Punkten entgegentreten. Wenn ich z. B. Lassalle und Anton Menger nicht berücksichtigte, so fühlte ich mich zu dieser Haltung berechtigt, weil Lassalle von Marx und Engels abgelehnt wurde, Menger aber selbst die Meister ablehnte. Ich gebe aber zu, daß namentlich unter den neueren

---

[1]) Die Voraussetzungen des Sozialismus S. VII.

von mir besprochenen Autoren manche Marx auch kaum näherstehen als die Genannten.

I. Kapitel

Die Meister.

1. Allgemeines.

Das Schwergewicht der wissenschaftlichen Arbeit von Marx und Engels lag auf der Untersuchung und Kritik des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Es ist nicht Aufgabe meiner Schrift, dieses ihr Lebenswerk zu erforschen. Die marxistische Lehre muß hier als bekannt vorausgesetzt werden. Erinnert sei nur, daß ihre Grundlage die materialistische — besser ökonomische — Geschichtsauffassung ist, nach welcher alles menschliche Geschehen letzten Endes auf die ökonomischen Produktionskräfte und deren Umwälzung zurückzuführen ist. Die Entwicklung vollzieht sich in Widersprüchen, die Klassenkämpfe sind dabei in der uns bekannten Geschichte das treibende Element. Jeweils eine Klasse herrscht, während die neue zur Herrschaft berufene Klasse im Schoß der alten Gesellschaft entsteht und in Kämpfen sich stärkt, bis sie die Herrschaft antritt, um ihrerseits wieder von einer später auftauchenden Klasse gestürzt zu werden. Darwins Lehre vom Kampf ums Dasein war nicht Vorbild von Marx und Engels, aber sie ist von ihnen bei ihrem Erscheinen freudig aufgenommen worden.

Die bis nun herrschende Klasse ist vorzüglich die Bourgeoisie, das Mittel ihrer Herrschaft das Kapital. Verkauft der Proletarier seine Arbeitskraft dem Kapitalisten zu ihrem Wert und verkauft ebenso der Kapitalist die vom Proletarier gefertigte Ware zu ihrem Wert, so bleibt, weil die Arbeitskraft mehr als ihren eigenen Wert zu produzieren vermag, ein Mehrwert, der dem Kapitalisten zugute kommt. Während also des Arbeiters Lage gleich bleibt, ja verelendet, häufen sich auf der Kapitalistenseite die Werte, und zwar in immer weniger zahlreichen Händen, da die Kapitalisten sich gegenseitig durch Konkurrenz bekämpfen und die Schwachen ausgestoßen werden. So entwickelt sich innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft die gesellschaftliche Produktion. Nicht mehr einzeln verfertigt der Produzent seine Ware, sondern in immer wachsenden Betrieben zusammengeballt stellen die

Arbeiter das Notwendige unter kapitalistischer Leitung her. Schließlich ist die Konzentration auf einen Punkt gekommen, daß nur wenige Kapitalisten der Masse des Proletariats gegenüberstehen. Dann nehmen die Arbeiter Besitz von den Produktionsmitteln, die Expropriateurs werden expropriiert, die längst vorher durch die Entwicklung angebahnte Vergesellschaftung der Produktionsmittel tritt ein [1]).

Dies, in ganz kurzen Worten, die wichtigsten Züge der Entwicklung, auf deren Erforschung die beiden Dioskuren den Hauptteil ihres Lebens verwendet haben. Schon in sehr frühen Schriften wird der Ton angeschlagen, im Kommunistischen Manifest ist die Lehre in den wichtigsten Punkten vollendet und wird mit unvergleichlicher Wucht in die Welt hinausgeschleudert. Im »Kapital« erhält sie die Weihe wissenschaftlicher Zusammenfassung; spätere Schriften von Friedrich Engels sind stützend, feilend, verbessernd um dieselben Gedankengänge tätig.

Allein die Aufzeigung des wirtschaftlich-sozialen Geschehens in wissenschaftlicher Weise war nur die eine Seite von Marx und Engels. Hinter dem Gelehrten, sein Schaffen anfeuernd, stand der soziale Revolutionär, der etwas erreichen wollte. Marx war ein Mann, der sein Leben in heißem Kampfe um eine Idee verbraucht hat, der der Welt ein Ziel zeigte und für dieses Ziel als politischer Flüchtling selbst ungeheure Arbeitslast und materielle Not auf sich nahm. Marx war nicht nur der reine Wissenschafter, er war auch Apostel und Prophet, und dieses Prophetentum schlägt selbst da durch, wo er wissenschaftlich sein will, wenn er im »Kapital« der verhaßten Bourgoisie den Spiegel vorhält. Das gleiche gilt von Engels. Als reiner Wissenschafter hat Marx vor allem das Getriebe einer Entwicklung zu zeigen gesucht. Als Prophet stellte er ein Ziel auf. Und weil Wissenschaft und Prophetentum bei ihm verschmolzen, ist das Ziel des Propheten, die sozialistische Gesellschaft der Zukunft, auch in die wissenschaftliche Untersuchung einbezogen, wenngleich er sich darüber merkwürdig wenig äußert [2]). Wie nun die Möglichkeit dieses Ziels von Marx und Engels begründet wird, wie weit es insbe-

[1]) Marx, Kapital, Band I S. 728.

[2]) Ueber die »Zwei Seelen« ist schon manche Betrachtung angestellt worden: Sombart, Sozialismus S. 73 ff., vgl. auch Bernstein, Voraussetzungen S. 177.

sondere vom Standpunkt der Motivation aus fundamentiert wird, das soll in den folgenden Blättern untersucht werden. Es werden daher zunächst Marx' und Engels' Ansichten über die Zukunftsgesellschaft und ihre Begründung dargelegt werden; dann wird zu untersuchen sein, welche Auffassungen über Motivation sich bei beiden finden. Dabei ziehe ich Aeußerungen aus den verschiedenen Entwicklungsperioden der Verfasser heran; es ist aber selbstverständlich, daß die Anschauungen aus der Zeit der reifsten Vollendung ihrer Lehre für uns den größten Wert haben werden. Da trifft es sich denn günstig, daß die eingehendsten Ausführungen der beiden Männer in die 70er Jahre fallen, also in eine Zeit, da das Lehrgebäude schon so ziemlich abgeschlossen dastand, wenn auch der zweite und dritte Band des »Kapital« noch der Druckreife harrten.

Zunächst noch ein Wort über die Terminologie. Heutzutage pflegt man, wenn von Sozialismus und Sozialdemokratie die Rede ist, in erster Linie an den Marxismus zu denken, während unter Kommunismus meist eine Lehre verstanden wird, die in Theorie und Praxis noch schnellere und allgemeinere Vergesellschaftung fordert. Tatsächlich ist Sozialismus natürlich ein viel weiterer Begriff, der außer dem Marxismus noch vielerlei Richtungen umfassen kann. Marx und Engels aber bezeichneten sich namentlich in ihrer früheren Zeit als »Kommunisten«, und erst spät hat Engels den Namen »Sozialdemokrat« unter Vorbehalt gelten lassen [1]). Ich halte mich daher für befugt, die Ausdrücke »kommunistisch« und »sozialistisch« bei der Besprechung der marxistischen Anschauungen unterschiedslos zu gebrauchen. Wenn ich von Sozialismus rede, so denke ich im allgemeinen immer an marxistischen Sozialismus.

II. Die Vorstellung von der Zukunftsgesellschaft.

Im September 1844 schreibt Engels an Marx in einem Briefe: »Die Germanen sind alle noch sehr im Unklaren wegen der praktischen Ausführbarkeit des Kommunismus; um diese Lumperei zu beseitigen, werde ich eine kleine Broschüre schreiben, daß die Sache schon ausgeführt ist, und die in England und Amerika bestehende Praxis des Kommunismus populär schildern« [2]).

---

[1]) Engels, Internationales aus dem Volksstaat (1871/75) S. 6. Vgl. Engels' Vorrede zum Kommunistischen Manifest S 22.

[2]) Briefwechsel zwischen Engels und Marx, Bd. I S. 3.

Diese Ankündigung läßt uns Ausblicke erhoffen. Tatsächlich aber stehen in den Schriften früherer Zeit nicht viel mehr als Andeutungen. Einige davon finden wir im Kommunistischen Manifest. In diesem wird »Aufhebung des Privateigentums« angekündigt. Daß darunter aber nur das bürgerliche Eigentum, also das an Produktionsmitteln gemeint ist, zeigt der Satz: »Der Kommunismus nimmt Keinem die Macht, sich gesellschaftliche Produkte anzueignen, er nimmt nur die Macht, sich durch diese Aneignung fremde Arbeit zu unterjochen«[1]. Im übrigen sind die Forderungen und Hoffnungen für die Ordnung der Zukunft recht allgemein gehalten. Wohl wird eine Anzahl konkreter Maßnahmen verlangt. Für uns sind die interessantesten darunter: Expropriation des Grundeigentums, Abschaffung des Erbrechts, Zentralisation des Kredits und des Transportwesens in den Händen des Staats, gleicher Arbeitszwang für alle, Vereinigung des Betriebs von Ackerbau und Industrie, öffentliche und unentgeltliche Erziehung aller Kinder. Allein die Verfasser des Kommunistischen Manifests betrachten all dies als für die fortgeschrittensten Länder in Betracht kommende Maßregeln, »die ökonomisch unzureichend und unhaltbar erscheinen, die aber im Lauf der Bewegung über sich selbst hinaus treiben und als Mittel zur Umwälzung der ganzen Produktionsweise unvermeidlich sind«. Es sollen also Uebergangsmaßregeln sein. Später »verliert die öffentliche Gewalt den politischen Charakter . . . An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Gegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines Jeden die Bedingung für die freie Entwicklung Aller ist«[2].

Die hier angeführten zwei Phasen finden sich wieder in Marx' Schrift »Die Klassenkämpfe in Frankreich«, die zuerst als Aufsatzreihe in der Revue der Neuen Rheinischen Zeitung 1850 erschien. Danach ist der revolutionäre Sozialismus »die Klassendiktatur des Proletariats als notwendiger Durchgangspunkt zur Abschaffung der Klassenunterschiede überhaupt, zur Abschaffung sämtlicher Produktionsverhältnisse, worauf sie beruhen, zur Abschaffung sämtlicher gesellschaftlicher Beziehungen, die diesen Produktionsverhältnissen entsprechen, zur Umwälzung sämtlicher Ideen, die aus diesen gesellschaftlichen Bezie-

[1]) Kommunistisches Manifest S. 33—35.

[2]) Ebenda S. 37, 38.

hungen hervorgehen«[1]). Daß sich in derselben Schrift zuerst die Formel von der Aneignung der Produktionsmittel durch die Gesellschaft findet, betont Engels in der Einleitung zur Neuausgabe von 1895[2]).

Wir sehen also, diese Programme aus den früheren Zeiten enthalten nicht gar viel Positives. So werden wir uns nicht darüber wundern, wenn die Ausbeute in Marx' Hauptwerk noch geringer ist: denn dessen Zweck war ja offensichtlich die Kritik, und so findet sich im Kapitel außer der berühmten Stelle, in der die Expropriation der Expropriateurs angekündigt wird[3]), kaum ein Satz, der sich mit der Gestaltung der künftigen Zustände befaßt, wenn auch die Vorstellung der kommenden Revolution und ihrer Folgen unausgesprochen den Leser wie fernes Gewittergrollen begleitet. Viel merkwürdiger erscheint es uns, daß auch in Marx' und Engels' vertrauter Korrespondenz die Zukunftsgesellschaft kaum erwähnt wird. Eine kurze Notiz über die Ziele findet sich dann noch in Engels' Aufsätzen im »Volksstaat«[4]). Weitaus am meisten gehen die schon erwähnten zwei Schriften aus den 70er Jahren auf die Gestaltung der Zukunft ein. Es ist einmal Marx' Kritik am Entwurf zum Gothaer Sozialdemokratischen Parteiprogramm, dann Engels' Streitschrift gegen Dühring.

Die oft versuchte, stets gescheiterte Aussöhnung zwischen Eisenachern und Lassalleanern sollte nun endlich Tatsache werden. Die Führer beider Parteien, denen der Klassenkampf näher lag als die Theorie dieses Kampfes, hatten sich auf ein Programm geeinigt, das in wesentlichen Punkten der Lassalleschen Auffassung Konzessionen machte, so namentlich das von Marx verpönte Eherne Lohngesetz aufnahm. Ueber diesen Entwurf schrieb nun Marx eine für die deutschen Parteiführer bestimmte Kritik, die an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ. Sie wurde dann 1891 anläßlich der Beratungen zum Erfurter Programm in der »Neuen Zeit« veröffentlicht[5]). Da im Einigungsprogramm die Wünsche für die kommende Gesell-

---

[1]) Marx, Klassenkämpfe in Frankreich S. 94.

[2]) Ebenda S. 48, vgl. S. 5.

[3]) Marx, Kapital Bd. I S. 728. Man kann auch die illustrative Darstellung einer kommunistischen Gesellschaft auf S. 45 hier erwähnen.

[4]) Engels, Internationales aus dem Volksstaat S. 45.

[5]) Aus dem Nachlaß von Karl Marx. Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms. Neue Zeit IX, 1 S. 561 ff.

schaft aufgestellt waren, mußte auch Marx dazu Stellung nehmen. Er tut dies, indem er zwei Zukunftsbilder aufstellt und so den im Kommunistischen Manifest angedeuteten Gedanken weiter ausführt: die ideale kommunistische Gesellschaft tritt noch nicht gleich in voller Reinheit ans Licht. Zunächst erscheint eine Uebergangsgesellschaft. Diese erste Phase des Kommunismus schildert Marx mit folgenden Worten [1]:

»Womit wir es hier zu tun haben, ist eine kommunistische Gesellschaft, nicht wie sie sich auf ihrer eigenen Grundlage entwickelt hat, sondern umgekehrt, wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft hervorgeht; die also in jeder Beziehung, ökonomisch, sittlich, geistig, noch behaftet ist mit den Muttermalen der alten Gesellschaft, aus deren Schoß sie herkommt. Demgemäß erhält der einzelne Produzent — nach den Abzügen — exakt zurück, was er ihr gibt. Was er ihr gegeben hat, ist sein individuelles Arbeitsquantum. Z. B. der gesellschaftliche Arbeitstag besteht aus der Summe der individuellen Arbeitsstunden; die individuelle Arbeitszeit des einzelnen Produzenten ist der von ihm gelieferte Teil des gesellschaftlichen Arbeitstages, sein Anteil daran. Er erhält von der Gesellschaft einen Schein, daß er so und so viel Arbeit geliefert (nach Abzug seiner Arbeit für die gemeinschaftlichen Fonds) und zieht mit diesem Schein aus dem gesellschaftlichen Vorrat von Konsumtionsmitteln so viel heraus, als gleichviel Arbeit kostet. Dasselbe Quantum Arbeit, das er der Gesellschaft in einer Form gegeben hat, erhält er in der anderen zurück.«

In diesem Zustand kann der physisch oder geistig Ueberlegene mehr leisten, der eine ist faktisch reicher als der andere [2]. Man kann sich diese Phase mit der später erwähnten politischen Uebergangsperiode, in der das Proletariat die Herrschaft ausübt, zusammenfallend vorstellen [3]. Daß solche Verhältnisse noch nicht dem reinen kommunistischen Ideal entsprechen, sieht Marx ein, deshalb schwebt ihm für die ferne Zukunft eine noch viel gründlichere Umwandlung der menschlichen Gesellschaft vor [4]:

»In einer höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft,

---

[1]) Ebenda S. 566.
[2]) Ebenda S. 567.
[3]) Ebenda S. 573.
[4]) Ebenda S. 567.

nachdem die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz geistiger und körperlicher Arbeit verschwunden ist; nachdem die Arbeit nicht nur Mittel zum Leben, sondern selbst das erste Lebensbedürfnis geworden; nachdem mit der allseitigen Entwicklung der Individuen auch die Produktionskräfte gewachsen sind, und alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen — erst dann kann der enge bürgerliche Rechtshorizont ganz überschritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahnen schreiben: Jeder nach seinen Fähigkeiten, Jedem nach seinen Bedürfnissen.«

Auf den ersten Blick ist zu sehen, daß die beiden Phasen völlig verschieden sind, und daß namentlich auch in jeder von beiden ganz verschiedene Motive die Menschen beherrschen müssen.

Daß übrigens auch die zweite Phase kein Schlaraffenleben für die Menschheit gewähren sollte, zeigt eine Stelle aus dem dritten Bande des »Kapital«, in der es heißt: »Wie der Wilde mit der Natur ringen muß, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sein Leben zu erhalten und zu reproduzieren, so muß es der Zivilisierte, und er muß es in allen Gesellschaftsformen und unter allen möglichen Produktionsweisen«[1]).

Auch Engels' Stellungnahme verdankt einem äußeren Anlaß ihre Entstehung. Der Berliner Privatdozent Dühring hatte sich zum Sozialismus bekannt und genoß nun namentlich bei der Berliner Arbeiterschaft ein beträchtliches Ansehen. Da aber seine Lehren mit dem Marxismus durchaus nicht im Einklang standen, unternahm es Engels, den deutschen Genossen in einer 1877/78 im Leipziger Vorwärts veröffentlichten Artikelreihe die Unterschiede darzulegen, um sie zu warnen. In Buchform erschienen dann die Artikel unter dem Titel »Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft«. Hier mußte auch Engels auf die Gestaltung der kommunistischen Gesellschaft kommen. Aber da er dies nur in Abwehr der Dühringschen Ansichten tut, ergibt sich kein völlig klares Bild seiner eigenen Anschauungen. Als wichtigstes sei folgendes hervorgehoben:

An Stelle der gesellschaftlichen Produktionsanarchie tritt gesellschaftliche planmäßige Regelung der Produktion[2]). Der

[1]) Kapital III, 2 S. 355.

[2]) Anti-Dühring S. 301.

Staat ergreift die Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft. Aber dann stirbt er ab. Seine Funktion erlischt. Alle Klassenunterschiede sind aufgehoben [1]. »Die alte Produktionsweise muß also von Grund aus umgewälzt werden, und namentlich muß die alte Teilung der Arbeit verschwinden. An ihre Stelle muß eine Organisation der Produktion treten, in der einerseits kein einzelner seinen Anteil an der produktiven Arbeit, dieser Naturbedingung der menschlichen Existenz, auf andere abwälzen kann; in der andererseits die produktive Arbeit, statt Mittel der Knechtung, Mittel der Befreiung der Menschen wird, indem sie jedem Einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu befriedigen, und in der sie so aus einer Last eine Lust wird« [2].

Die neue Gesellschaft erzeugt ein Geschlecht von allseitig ausgebildeten Produzenten, »die die wissenschaftlichen Grundlagen der gesamten industriellen Produktion verstehen und von denen jeder eine ganze Reihe von Produktionszweigen von Anfang bis zu Ende praktisch durchgemacht« [3]. Anstatt der durchs ganze Leben gehenden Arbeitsteilung von heutzutage soll eine Abwechslung in der Arbeit eintreten. Engels sagt: »Der dem Herrn Dühring überkommenen Denkweise der gelehrten Klassen muß es allerdings als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, daß es einmal keine Karrenschieber und keine Architekten von Profession mehr geben soll, und daß der Mann, der eine halbe Stunde lang als Architekt Anweisungen gegeben hat, auch eine Zeitlang die Karre schiebt, bis seine Tätigkeit als Architekt wieder in Anspruch genommen wird« [4].

Diese Ablehnung der heutigen, ja jeder dauernden Arbeitsteilung ist eine Konsequenz des Zusammenhangs von Arbeitsteilung und Klassenteilung. Engels sagt: »Das Gesetz der Arbeitsteilung ist es also, was der Klassenteilung zugrunde liegt« [5]. Das Aufhören der Arbeitsteilung ist übrigens ein Lieblingsgedanke von Engels, dem er schon in seinem von

[1] Ebenda S. 302.
[2] Ebenda S. 317.
[3] Ebenda S. 320.
[4] Ebenda S. 213.
[5] Ebenda S. 303. Ueber die schädlichen Wirkungen der heutigen Arbeitsteilung S. 314, 315.

Bernstein 1914 veröffentlichten Entwurf zum Kommunistischen Manifest Ausdruck gegeben hat [1]).

Wie die Verteilung erfolgt, ist nicht ganz klar zu ersehen. Ihre Grundlage allerdings wird wohl in irgendeiner Art die in den Produkten steckende Menge gesellschaftlicher Arbeit sein [2]). Auf dieser Basis wären sehr verschiedenartige Lösungen möglich, über die sich Engels jedoch nur in sehr allgemeiner Weise ausläßt. So sagt er, »daß die Verteilung, soweit sie durch rein ökonomische Rücksichten beherrscht wird, sich regeln wird durch das Interesse der Produktion, und die Produktion wird gefördert am meisten durch eine Verteilungsweise, die allen Gesellschaftsgliedern erlaubt, ihre Fähigkeiten möglichst allseitig auszubilden, zu erhalten und auszuüben« [3]). An anderer Stelle heißt es: es »wird die kapitalistische Aneignungsweise, in der das Produkt zuerst den Produzenten, dann aber auch den Aneigner knechtet, ersetzt durch die in der Natur der modernen Produktionsmittel selbst begründete Aneignungsweise der Produkte: einerseits direkt gesellschaftliche Aneignung als Mittel zur Erhaltung und Erweiterung der Produktion, andererseits direkt individuelle Aneignung als Lebens- und Genußmittel« [4]).

Das ist nun recht nebelhaft, ja mißverständlich; man möchte doch gerade wissen, nach welchen Gesichtspunkten diese »direkt individuelle Aneignung« sich vollzieht. Jedenfalls geschieht die Verteilung nicht nach der Formel des »vollen Arbeitsertrags«; gegen die wendet sich Engels ausdrücklich [5]). Allgemein wahrt er sich gegen die Versuche, »die künftige Verteilung der Existenzmittel als eine Art höheren Arbeitslohns zu regulieren« [6]). Auch tritt er gegen höhere Entlohnung der zusammengesetzten, d. i. gelernten Arbeit auf [7]). Damit ist indessen noch nicht gesagt, daß alle Arbeit gleich entlohnt werden soll; es ist sogar anzunehmen, daß die Bedürfnisse bei der Verteilung eine Rolle spielen. Aber man ist hier auf Vermutungen angewiesen.

Im ganzen sagt Engels in den ziemlich umfangreichen Ausführungen zu unserer Frage weniger Positives, als Marx

---

[1]) Grundsätze des Kommunismus S. 28, 29.
[2]) Dazu besonders die Ausführungen Anti-Dühring S. 335.
[3]) Anti-Dühring S. 212.
[4]) Ebenda S. 301.
[5]) Ebenda S. 214, 338.
[6]) Ebenda S. 212.
[7]) Ebenda S. 213, 214.

in der Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms. Wir werden daher die Ausführungen von Marx in erster Linie unseren Betrachtungen zugrunde legen. Auffällig ist es, daß die in Marxens Aufsatz zutage tretende Scheidung zwischen den beiden Phasen des Kommunismus bei Engels nicht mehr erscheint, wenn er auch S. 302 ff. von einem Uebergangsstadium spricht. Jedenfalls ähnelt aber seine Auffassung von der kommunistischen Gesellschaft eher der zweiten Phase bei Marx als der ersten.

Sehen wir nun zu, wie Marx und Engels ihre Erwartungen begründen, wie sie die Möglichkeit ihrer Zukunftspläne rechtfertigen.

III. Die Begründung.

A. Die Notwendigkeit.

Die Frage nach der Möglichkeit der Zukunftsgesellschaft ist in den Augen des Marxisten großenteils falsch gestellt. Er schöpft das Bewußtsein von der Möglichkeit seiner Zukunftsgedanken aus ihrer Notwendigkeit. Folgen wir also dem Marxismus zunächst auf dem von ihm angezeigten Weg.

Schon von frühen Aeußerungen an zieht sich durch die Schriften von Marx und Engels der Gedankengang, daß der Kommunismus kommen müsse, weil dem Gang der Entwicklung nach der Kapitalismus dem Untergange geweiht sei; im Schoße der kapitalistischen Gesellschaft aber sei die neue sozialistische Gesellschaft im Entstehen begriffen, die dann nur die Hülle zu sprengen habe. Der Gedanke ist wohl wenig ausgeführt, aber überall ist er zu spüren, und manche Stellen sind deutliche Belege dafür [1]).

Das Neue, das sich entwickelt, kann nun in verschiedener Weise vorhanden sein. Zunächst und vor allem muß man es natürlich in den Produktivkräften suchen, deren Veränderung ja nach der materialistischen Geschichtsauffassung die Grundlage aller Umwälzung ist. Unsere ganze Wirtschaftsverfassung trägt den Keim des Sozialismus in sich; enthält sie ja doch Zentralisation und Vergesellschaftung der Arbeit in immer höherem Maße.

[1]) Engels, Anti-Dühring S. 162, 286; Marx, Zur Kritik der politischen Oekonomie S. XII; Kapital Bd. I S. 728.

Allein in den Ideen, wenn diese auch nach derselben Anschauung als Ueberbau der Umwälzung der wirtschaftlichen Grundlage nur zu folgen haben, zeigt sich gleichfalls die neue Gesellschaft. Das geschieht in der Weise, daß neue Pläne und Formen im Geist auftauchen. Ihr Erscheinen gilt Marx als ein Beweismittel dafür, daß die in ihnen dargestellte Ordnung irgendwie kommen wird. So sagt er in der berühmten Vorrede zur »Kritik der politischen Oekonomie«: »Daher stellt sich die Menschheit nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden sind oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind« [1]. Und wenn Engels schon im Jahre 1845 in einer Versammlung ausruft: »Wo finden wir eine Revolution, die das nicht wirklich durchgesetzt hätte, wovon sie ausging?« so liegt derselbe Gedanke zugrunde [2].

Die Notwendigkeit der Entwicklung vollzieht sich allerdings unter der Mitwirkung der Menschen. Daß die Umstände von den Menschen verändert werden, wird in einer frühen Aeußerung von Marx anerkannt [3]. In einer etliche Jahre später erschienenen Schrift sagt er, immerhin unter Einschränkungen, daß die Menschen ihre eigene Geschichte machen [4]. In der im Jahre 1860 erschienenen Streitschrift gegen Vogt endlich führt Marx aus, daß »es sich nicht um Durchführung irgendeines utopistischen Systems handle, sondern um selbstbewußte Teilnahme an dem unter unseren Augen vor sich gehenden geschichtlichen Umwälzungsprozeß der Gesellschaft« [5]. Viel schärfer ausgedrückt ist derselbe Gedanke in Engels' Schrift gegen Dühring. Dort heißt es, daß das Proletariat die Forderung der Abschaffung der Klassen »durchführen muß bei Strafe des Versinkens in chinesisches Kulitum«. Und gleich darauf wird noch deutlicher ausgeführt, es bestehe in solchem Grad ein Widerspruch der Produktionskräfte mit der kapitalistischen Produktionsweise, »daß eine Umwälzung der Produktions- und

---

[1]) Zur Kritik der politischen Oekonomie S. XII.

[2]) Nachlaß Bd. II, S. 400.

[3]) Marx über Feuerbach (Brüssel 1845; Anhang zu Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, S. 60).

[4]) Marx, Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte S. 1.

[5]) Marx, Herr Vogt, S. 35.

Verteilungsweise stattfinden muß, die alle Klassenunterschiede beseitigt, falls nicht die ganze moderne Gesellschaft untergehen soll«[1]. Also nunmehr wird die Gesellschaft nicht als mit unentrinnbarer Notwendigkeit auf den Sozialismus zutreibend angesehen, sondern die Alternative wird aufgestellt: entweder Umwälzung zum Sozialismus oder Untergang der modernen Gesellschaft, chinesisches Kulitum. Das ist eine Abschwächung der Marxschen Notwendigkeitsauffassung von großer Bedeutung. Bei Engels kann man nicht mehr von unentrinnbarer Notwendigkeit sprechen. Einem Fatalismus sollte auf diese Weise vorgebeugt, die Wichtigkeit menschlichen Handelns — man denke an die revolutionäre Tätigkeit — sollte betont werden. Es stimmt damit überein, wenn Engels sagt, die Mittel zur Beseitigung der Mißstände seien »nicht etwa aus dem Kopf zu erfinden, sondern vermittelst des Kopfes in den vorliegenden materiellen Tatsachen der Produktion zu entdekken«[2]. Denn schließlich ist das Entdecken doch auch eine äußerst wichtige Tätigkeit. Die große Bedeutung ihrer eigenen praktischen Arbeit für den Sozialismus haben denn auch Marx und Engels wohl erkannt[3].

B. Der gegebene Zeitpunkt.

Aus der Notwendigkeit folgt die Möglichkeit. Aus der Annahme einer notwendigen Entwicklung folgt, daß die Möglichkeit nicht — wie Utopisten meinen konnten — immer vorhanden war, sondern daß sie in einem bestimmten Moment erscheint, wenn die Bedingungen gegeben sind. Das Lebenswerk der beiden Freunde ist darauf gerichtet, das Heranreifen dieser Entwicklung aufzuzeigen. Ihre Ueberzeugung, daß die Bedingungen für den Sozialismus jetzt oder in allerkürzester Frist gegeben seien,

---

[1] Anti-Dühring S. 162.

[2] Ebenda S. 286.

[3] Eine hübsche Illustration dazu bietet folgende Stelle aus einem Briefe von Engels an Sorge vom 7. März 1884: »Vor 14 Tagen hatte ich einen Neffen aus Barmen hier, Freikonservativer, dem sagte ich: Wir sind jetzt in Deutschland so weit, daß wir die Hände in den Schoß legen können und unsere Feinde für uns arbeiten lassen. Ob Ihr das Sozialistengesetz abschafft, verlängert, verschärft oder mildert, ist einerlei, was Ihr auch tut, es arbeitet uns in die Hände. — Ja, sagte er, die Umstände arbeiten merkwürdig für Euch. — Allerdings, sagte ich, das täten sie auch nicht, wenn wir sie nicht schon vor 40 Jahren richtig erkannt und danach gehandelt hätten. — Keine Antwort.« (Briefe an Sorge, S. 194).

ist als Unterton in ihren Werken und Briefen zu spüren, der namentlich bei Engels bisweilen klar zum Ausdruck kommt. So sagt er im Anti-Dühring: »Die Möglichkeit, vermittelst der gesellschaftlichen Produktion allen Gesellschaftsgliedern eine Existenz zu sichern, die nicht nur materiell vollkommen ausreichend ist und von Tag zu Tag reicher wird, sondern die ihnen auch die vollständige freie Ausbildung und Betätigung ihrer körperlichen und geistigen Anlagen garantiert, diese Möglichkeit ist jetzt zum ersten Mal da, aber sie ist da«[1]).

Die wirtschaftlichen Vorbedingungen für den Kommunismus sind somit vorhanden. Er muß nicht irgendwann einmal im Laufe der Entwicklung kommen, sondern in baldiger Zeit kann und muß er eingeführt werden.

Allerdings haben sich Marx und Engels im Laufe ihres Lebens über den genauen Zeitpunkt zugestandenermaßen getäuscht. Schon 1848, dann bei der Krisis in den 50er Jahren, dann beim Kommuneaufstand glaubten sie ihn gekommen. Am Ende seines Lebens hat Engels diesen Irrtum offen zugegeben [2]).

C. Die Vorzüge der neuen Ordnung.

Marx und Engels betonten immer vor allem die Notwendigkeit der Entwicklung. Indessen war sie es gewiß nicht allein, die sie zum Kommunismus hinzog. Sie stellte nur die hauptsächlichste wissenschaftliche Begründung für ihr kommunistisches Glaubensbekenntnis dar [3]). Was aber die Kommunisten vor allem lockte, das waren doch die Vorzüge, welche die neue Ordnung gegenüber der jetzigen haben sollte. Diese Vorzüge waren den Utopisten gleichzeitig der Beweis für die Güte und damit letzten Endes auch für die Möglichkeit der neuen Ordnung. Der »wissenschaftliche« Sozialismus ließ sie in dieser Eigenschaft zurücktreten. Ganz konnte er sie aber in seinem Gedankengang nicht entbehren. Zumindest insoweit die menschliche Mitwirkung für erforderlich erachtet wurde,

---

[1]) Anti-Dühring S. 304, 305, ähnlich Wohnungsfrage S. 17.

[2]) Einleitung vom 6. März 1895 zu den »Klassenkämpfen in Frankreich« S. 6 ff.

[3]) In diesem Sinne spricht Bernstein von einem »Dualismus, der darin besteht, daß das Werk wissenschaftliche Untersuchung sein und doch eine, lange vor seiner Konzipierung fertige These beweisen will« (Die Voraussetzungen des Sozialismus S. 177).

mußte, um diese Mitwirkung zu gewinnen, nachgewiesen werden, daß die erstrebte Gesellschaft etwas besseres sei als die alte. In dieser Hinsicht wirkte vor allem der Gedanke an die ungeheure Erhöhung der Produktion durch deren bewußte Regelung. Die Produktionsfähigkeit der Erde ist ja unermeßlich; bisher wurde ziellos und anarchisch produziert. Werden aber einmal alle Produktionskräfte zusammengefaßt und nach einem weisen Plan gelenkt, dann muß durch diese rationelle Produktion der Ertrag ungemein steigen. Dazu werden in der Technik ungeahnte Fortschritte die Herstellung erleichtern. Die bewußte, planmäßige Lenkung schließt aber auch die Krisen aus, von denen unser heutiges Wirtschaftsleben in entsetzlichen Krämpfen geschüttelt wird [1].

Dieser Lieblingsgedanke des Sozialismus mußte auch Marx und Engels packen, ja gerade sie, weil sie auf die Bedeutung des Sozialismus für die Produktion so viel Wert legten. Aber er schien ihnen doch offenbar nicht wissenschaftlich genug, um in ihrem System grundlegende Bedeutung zu gewinnen. Derartige Stützen waren gut genug für Utopisten. So wird bei Marx nicht viel ausdrücklich darauf Bezug genommen. Eher finden sich Aeußerungen von Engels. In seinem Jugendaufsatz »Umrisse zu einer Kritik der Nationalökonomie« sagt er: »Diese unermeßliche Produktionsfähigkeit, mit Bewußtsein und im Interesse aller gehandhabt, würde die der Menschheit zufallende Arbeit bald auf ein Minimum verringern« [2]. Aber auch in späteren Tagen ist Engels von seiner Auffassung nicht abgekommen. In der Streitschrift gegen Dühring blickt sie verschiedene Male durch. Da erhofft Engels von der neuen Ordnung den Nutzen der bewußten Regelung nach 3 Seiten hin: einmal ununterbrochen fortschreitende Entwicklung der Produktivkräfte und damit praktisch schrankenlose Produktionssteigerung, dann Beseitigung der positiven Vergeudung von Produktivkräften und Produkten in der Produktion, endlich »Beseitigung der blödsinnigen Luxusverschwendung der jetzt herrschenden Klassen« [3]. Er kann in solchen Erwartungen recht optimistisch sein, wie folgende Stelle zeigt: »Bei der gegenwärtigen Entwicklung der produktiven Kräfte genügt schon

---

[1]) Vgl. über letzteren Gedanken etwa Anti-Dühring S. 296 ff., S. 304.

[2]) Nachlaß Bd. 1, S. 452.

[3]) Anti-Dühring S. 304.

diejenige Steigerung der Produktion, die mit der Tatsache der Vergesellschaftung der Produktivkräfte selbst gegeben ist, die Beseitigung der aus der kapitalistischen Produktionsweise entspringenden Hemmungen und Störungen, der Vergeudung von Produkten und Produktionsmitteln, um bei allgemeiner Teilnahme an der Arbeit die Arbeitszeit auf ein nach jetzigen Vorstellungen geringes Maß zu reduzieren« [1]).

Auf letzteres, die Verringerung der Arbeitszeit, legt Engels dabei besonderes Gewicht. Trotzdem will er, wie wir gesehen haben, das Resultat nicht durch vermehrte Arbeitsteilung erreichen, wenigstens nicht, insoweit sie die Menschen dauernd einem Berufe zuweist. Die Aufhebung der alten Arbeitsteilung beeinträchtigt nach ihm nicht die Produktivität. Im Gegenteil ist sie Bedingung der Produktion selbst geworden [2]). Das ist freilich eine sehr bedeutsame Behauptung, die uns später noch eingehender beschäftigen wird.

Alle die angeführten Aeußerungen, mehr aber noch die ganze, auf Herbeiführung des Kommunismus gerichtete Tätigkeit der beiden Meister zeigen uns, daß sie den Kommunismus nicht nur als mit Notwendigkeit kommend erwarteten, sondern ihn auch als die bessere, insbesondere die produktivere Wirtschaftsform ersehnten.

IV. Die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns.

A. Allgemeine Motivationslehre.

Die Betrachtungen der vorhergehenden Seiten über die Zukunftsgesellschaft und ihre Begründung konnten uns von unserem Wege abzuleiten scheinen. Allein sie waren notwendig als Unterlage für die Motivationslehre. Es läßt sich nämlich erst dann klar sehen, welche Rolle im Marxischen System und speziell in seinen Zukunftsgestaltungen die Motive spielen, wenn dieses System wenigstens in bezug auf seine Anschauung von der Zukunftsgesellschaft dargelegt ist. Denn es soll ja untersucht werden, wie diese Gesellschaft von den Motiven gestützt wird. Sehen wir also zunächst zu, welche Motive Marx und Engels in unserer bisherigen und jetzigen Gesellschaft kennen.

Nach der materialistischen Geschichtsauffassung wird das

[1]) Ebenda S. 317, vgl. auch S. 300.

[2]) Ebenda S. 317, 318.

historische Geschehen durch die wirtschaftlichen Produktivkräfte und deren Umänderung bewirkt. Sie sind nach Marxens wichtigsten Ausführungen der einzige, nach Abschwächungen, die besonders später von Engels gemacht wurden, der hauptsächlichste Faktor der geschichtlichen Entwicklung [1]). Mit den Produktivkräften hängen aber die wirtschaftlichen Interessen sehr nahe zusammen. Es werden also die Menschen im höchsten Grad durch ihre wirtschaftlichen Interessen, und zwar vor allem ihre materiell-wirtschaftlichen Interessen beeinflußt. »Die ‚Idee‘ blamierte sich immer, soweit sie von dem ‚Interesse‘ unterschieden war«, sagt Marx schon in der »Heiligen Familie« [2]). Nach unseren Motiveinteilungen wird man in diesen wirtschaftlichen Interessen vor allem ichsüchtige, individuelle, auf leibliche Bedürfnisse gerichtete Habenmotive sehen, also nur einen Ausschnitt aus dem großen Gebiet der Motive. Es ist hier zu beachten, daß Marx' und Engels' Wirtschaftsbegriff ein anderer war als etwa der meiner Arbeit zugrunde liegende. Sie dachten dabei offenbar in erster Linie an die Befriedigung der leiblichen Habenbedürfnisse. So ist es begreiflich, wenn ziemlich unterschiedslos bald von materiellen, bald von ökonomischen Interessen die Rede ist [3]).

Das heißt aber durchaus nicht, daß das einzige Motiv des Handelns das des materiellen Selbstinteresses sei. Es wäre nach der materialistischen Geschichtsauffassung sehr wohl möglich, daß die Menschen aus ganz verschiedenen Motiven handelten, daß aber alle diese Motive in letzter Linie, den Menschen unbe-

---

[1]) Die Meinungen über diese Abschwächung sind in der Literatur geteilt. S. meine »Lohntheorien« S. 61, 63.

[2]) Nachlaß Band II, S. 182.

[3]) Vgl. Anti-Dühring S. 11, Feuerbach S. 47. Besonders deutlich spricht sich dieser Begriff des Wirtschaftens in Engels' Rede an Marx' Grabe aus. Da heißt es: »Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte: Die bisher unter ideologischen Ueberwucherungen verdeckte einfache Tatsache, daß die Menschen vor allen Dingen zuerst essen, trinken, wohnen und sich kleiden müssen, ehe sie Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion usw. treiben können; daß also die Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel, und damit die jedesmalige ökonomische Entwicklungsstufe eines Volkes oder eines Zeitabschnitts die Grundlage bildet, aus der sich die Staatseinrichtungen, die Rechtsanschauungen, die Kunst und selbst die religiösen Vorstellungen der betr. Menschen entwickelt haben, und aus der sie daher auch erklärt werden müssen — nicht, wie bisher geschehen umgekehrt« (zit. bei Mehring, Marx S. 535). Hier wird also das Oekonomische durchaus in der »Produktion der unmittelbaren materiellen Lebensmittel« gesehen.

wußt, unter dem Einflusse der wirtschaftlichen Produktivkräfte und der materiellen Interessen stünden. So meinen es auch unsere Autoren. Engels äußert sich einmal darüber in seiner Schrift über Feuerbach, in der er von den Hebeln, die »die Leidenschaft oder die Ueberlegung unmittelbar bestimmen«, sagt: »Teils können es äußere Gegenstände sein, teils ideelle Beweggründe, Ehrgeiz, ‚Begeisterung für Wahrheit und Recht', persönlicher Haß oder auch rein individuelle Schrullen aller Art« [1]). Es kommt aber darauf an, die treibenden Mächte zu erforschen »die — bewußt oder unbewußt, und zwar sehr häufig unbewußt — hinter den Beweggründen der geschichtlich handelnden Menschen stehen und die eigentlich letzten Triebkräfte der Geschichte ausmachen« [2]). Noch deutlicher ist folgende Stelle: »Nicht darin liegt die Inkonsequenz, daß ideelle Triebkräfte anerkannt werden, sondern darin, daß von diesen nicht weiter zurückgegangen wird auf ihre bewegenden Ursachen« [3]). Als Beispiel unbewußt zugrunde liegender wirtschaftlicher Interessen führt er neben manchem anderen den Calvinismus in England an, »als die echt religiöse Verkleidung der Interessen des damaligen Bürgertums« [4]). Man kann wohl annehmen, daß Marx diese Auffassung teilte. Sie steht durchaus nicht im Widerspruch zu seinen sonstigen Anschauungen. Es kommen denn auch bei ihm Motive verschiedener Art vor. So wird immerhin die Liebe erwähnt [5]), und auch im »Kapital« werden Motive angezogen, die nicht zu den ichsüchtigen, individuellen Habenmotiven gehören. Da wird erzählt, wie die Konkurrenz durch den Eid der Gesellen in alter Zeit abgeschwächt wurde [6]), der Wetteifer bei der Kooperation wird berücksichtigt [7]), die Bedeutung des moralischen Elements für Mehrleistung bei Herabsetzung der Arbeitszeit wird anerkannt [8]), und wenn der größere

[1]) Engels, Feuerbach S. 44.

[2]) Ebenda S. 46.

[3]) Engels, Feuerbach S. 45. Klare Ausführungen darüber auch bei Kautsky, Die Materialistische Geschichtsauffassung und der psychologische Antrieb (Neue Zeit, XIV, 2 S. 652 ff.). Auf Seite 658 wirft Kautsky seinem Gegner Bax »die geradezu ungeheuerliche Verwechslung« der materiellen Interessen mit den zugrunde liegenden materiellen Bedingungen vor.

[4]) Engels, Feuerbach S. 55.

[5]) Zirkular gegen Kriege (1846). Aus dem liter. Nachlaß. Bd. II S. 415. Vgl. dazu aber unten S. 103 Anm. 3.

[6]) Kapital I, S. 451 Anm. 305.

[7]) Ebenda S. 290.

[8]) Ebenda S. 376, besonders Anm. 163.

Arbeitseifer der verheirateten Frau hervorgehoben wird [1]), so ist natürlich vor allem an die Mutterliebe gedacht. An anderer Stelle weiß Marx zu berichten, wie beim Gangsystem durch den Gangmeister mit außerwirtschaftlichen Mitteln der Arbeitseifer angetrieben wurde [2]). Auch betont er, wie mit dem Bereicherungstrieb die Herrschsucht verbunden ist [3]). Ist gleich bei diesen Beispielen das materielle Interesse nicht ausgeschaltet, so zeigen sie doch, daß Marx noch andere Motive kannte.

Daß aber die materiellen Interessen in seiner Anschauung einen breiten, ja einen ungewöhnlich großen Raum einnehmen, lehrt ebenfalls das Studium seiner Schriften. Vielleicht sind es nicht eben so gar viele Stellen, in denen das Motiv ausdrücklich erwähnt wird, aber der ganze Ton in Marx' wie auch in Engels' Werken ist darauf gestimmt, daß das materiell-wirtschaftliche Selbstinteresse eine weit überragendere Bedeutung habe, als man im gewöhnlichen Leben annimmt. Oft wird — dies findet sich auch bei den Nachfolgern — die anscheinend ideelle Handlung auf wirtschaftlich-egoistische Motive zurückgeführt; also sie wird nicht nur, wie es die materialistische Geschichtsauffassung gebietet, in letzter Linie auf die wirtschaftlichen Produktionskräfte geleitet, sondern es werden ihr auch möglichst unmittelbar egoistische Habenmotive unterlegt. Das ist sehr begreiflich: ist der Grund der Veränderung aller Kultur nur in den materiellen und ökonomischen Vorgängen zu suchen, so ist es naturgemäß, daß sich dieses ungeheure Uebergewicht des Oekonomischen auch möglichst deutlich in bewußten Motiven ausdrückt. Es kommt hinzu, daß in der politischen Oekonomie Marxens einflußreichste Lehrer die britischen Oekonomen waren, die das wirtschaftliche Selbstinteresse auch da, wo sie es nicht, wie Ricardo und J. St. Mill, aus methodischen Gründen der isolierenden Abstraktion allein betrachteten, doch überall in ganz besonderer Weise in den Vordergrund stellten und ihm allgemein eine Bedeutung zumaßen, wie es sie vielleicht kaum für den business-man der City hatte. Endlich aber darf man nicht vergessen, daß Marx' und Engels' Untersuchungen dem Kapitalismus galten. Dieser Periode aber ist nach Marx die Unterjochung des Menschen unter sein Produkt und

[1]) Ebenda S. 367, Anm. 142.
[2]) Ebenda S. 662.
[3]) Ebenda S. 556, Anm. 34.

damit eine ganz besonders sichtbare Abhängigkeit vom Oekonomischen eigentümlich: der Kapitalist vorab handelt unter stetem Druck — so sehr, daß sein Handeln oft nur als triebartig erscheint. Charakteristisch sagt Marx, das treibende Motiv des kapitalistischen Produktionsprozesses sei die möglichst große Selbstverwertung des Kapitals [1]. Für den Marxischen Kapitalisten ist demnach das materiell-egoistische Habenmotiv fast das einzige. So heißt es schon im Kommunistischen Manifest, die Bourgeoisie habe alles auf Egoismus und Berechnung basiert [2], das »Kapital« ist durchtränkt mit dieser Anschauung, der Kapitalist wird »Fanatiker der Verwertung des Werts« genannt [3]. Dem entspricht es, daß auf der anderen Seite im kapitalistischen System der Stücklohn den Arbeiter durch sein persönliches Interesse zu möglichst intensiver Anspannung seiner Arbeitskraft treibt [4].

Aber schon vor der Zeit der Kapitalismus, nämlich mit der Klassengesellschaft, beginnt die überragende Bedeutung des materiellen Selbstinteressemotivs. Engels sagt im »Ursprung der Familie«: »Es sind die niedersten Interessen — gemeine Habgier, brutale Genußsucht, schmutziger Geiz, eigensüchtiger Raub an Gemeinbesitz — die die neue, zivilisierte, die Klassengesellschaft einweihen« [5]. Etwas später in derselben Schrift heißt es: »Die glatte Habgier war die treibende Seele der Zivilisation von ihrem ersten Tag bis heute, Reichtum und abermals Reichtum, Reichtum nicht der Gesellschaft, sondern dieses einzelnen lumpigen Individuums, ihr einzig entscheidendes Ziel« [6].

Wie ist es aber in der Zeit vor, wie nach der Klassengesellschaft? Das Idyll der Klassenlosigkeit, das bei Marx und Engels bisweilen in der grauen Vorzeit gesucht wird, um von dort aus auch den künftigen klassenlosen Zustand zu beleuchten, mutet ein wenig wie ein Ueberbleibsel eines utopischen Sozialismus an. Daß die Autoren sich über die damals herrschenden Motive nicht näher ausgesprochen haben, wird man ihnen nicht übelnehmen dürfen. Man wird auch einer von Engels zustimmend zitierten Aeußerung Morgans keinen besonderen

[1] Kapital Bd. 1, S. 295.
[2] Kommunistisches Manifest S. 25.
[3] Kapital Bd. 1 S. 555.
[4] Ebenda S. 516.
[5] Engels, Ursprung der Familie S. 60.
[6] Ebenda S. 143.

Wert beilegen, in der dieser von »der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der alten Gentes« spricht [1]). Aber man ersieht jedenfalls, daß Marx und Engels im Laufe der Geschichte sehr verschiedenartige Motive als wirksam annehmen. Dies war in so weitgehendem Maße nur möglich unter Voraussetzung einer erheblichen Veränderung der menschlichen Natur. Dahinzielende Aeußerungen sind denn auch leicht zu finden. In seiner Vorarbeit zum kommunistischen Manifest sagt Engels: »Ebenso wie der Bauer und Manufakturarbeiter des vorigen Jahrhunderts ihre ganze Lebensweise veränderten, und selbst ganz andere Menschen wurden, als sie in die große Industrie hineingerissen wurden, ebenso wird der gemeinsame Betrieb der Produktion durch die ganze Gesellschaft und die daraus folgende neue Entwicklung der Produktion ganz andere Menschen bedürfen und auch erzeugen« [2]). Noch stärker drückt Marx im »Elend der Philosophie« seinen Glauben an die Wandlungsfähigkeit der menschlichen Natur aus: »Herr Proudhon weiß nicht, daß die ganze Geschichte nur eine fortgesetzte Umwandlung der menschlichen Natur ist« [3]). Auch eine Stelle aus den Enthüllungen über den Kölner Kommunistenprozeß zeigt, daß nach ihm die Aenderung des Menschen Vorbedingung für die kommunistische Gesellschaft ist [4]). Besonders ausgeprägt — sogar in dem Maße, daß sie mit manchen der vorhin zitierten Stellen schwer vereinbar erscheinen — sind auch Aussprüche in der 1845/46 geschriebenen Streitschrift gegen Stirner. Da wird behauptet, der Gegensatz zwischen Pflichten und Interessen gehöre bloß der Bourgeois-Gesellschaft an [5]). Der Gegensatz zwischen Egoismus und Aufopferung verschwinde von selbst mit seiner materiellen Geburtsstätte; der Egoismus sei, ebenso wie die Aufopferung »eine unter bestimmten Verhältnissen notwendige Form der Durchsetzung der Individuen« [6]). Aus späterer Zeit finden sich gleichfalls Belege: so wird an mehreren Stellen des »Kapital« von der Veränderung der menschlichen Natur gesprochen [7]).

[1]) Ebenda S. 146.

[2]) Engels, Grundsätze des Kommunismus S. 28.

[3]) Marx, Das Elend der Philosophie S. 133.

[4]) Marx, Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln S. 52.

[5]) Sankt Max, Dokumente des Sozialismus, Bd. III S. 312.

[6]) Ebenda, Band IV S. 215; vgl. auch Max Adler, Der Kommunismus bei Marx (Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, Bd. VI, S. 229 ff.).

[7]) Kapital, Bd. I, S. 140, 573 Anm. 63 (»Die in jeder Epoche historisch

Damit ist nun freilich noch nicht viel darüber gesagt, in welcher Richtung die Wandlung der menschlichen Natur sich vollziehen soll. Es lag ja auch gar nicht in der Marxschen Ideenrichtung, darüber nachzugrübeln. Daß auf die naheliegende Entwicklung zum Gemeinsinn oder Altruismus hin viel Wert gelegt wird, läßt sich nicht erweisen, eher dürften gewisse abfällige Aeußerungen über die Menschenliebe dagegen sprechen [1]). Einzelne Winke geben auch die übrigen schon erwähnten Aeußerungen über die bei Marx und Engels überhaupt in Betracht kommenden Motive. Am meisten Licht fällt auf ihre Auffassung aus den Stellen, die von der Lust zur Arbeit reden. Denn wenn einmal allgemein die Arbeit »das erste Lebensbedürfnis geworden« [2]) ist, dann setzt das freilich eine ungeheure Veränderung nicht nur der Produktionsverhältnisse, sondern auch der menschlichen Natur voraus. Denn auch bei noch so veränderten Produktionsverhältnissen würde der heutigen menschlichen Natur, wie sie sich in der Masse der Menschen zeigt, die Arbeit keine Lust sein. Die Veränderung der menschlichen Natur wäre also vielleicht in der Richtung wachsenden Gemeinsinns und größerer Arbeitsfreudigkeit zu denken.

In den Anschauungen über Motivation sind nun freilich Theorie und Praxis scharf auseinanderzuhalten. Marx und Engels selber lebten für eine Idee, der sie ihre ganze Existenz unterordneten. Vom ichsüchtigen materiellen Habenmotiv ist bei ihnen nicht viel zu merken. Insbesondere hat Engels viele Jahre hindurch den Kaufmannsberuf nur ausgeübt, um Marx während der Abfassung seines Lebenswerks in selbstlosester Weise regelmäßig unterstützen zu können. In einem frühen Briefe vom Jahre 1844 an Marx hat er einige Aeußerungen hinterlassen, die ein Licht auf seine Auffassung werfen können. Er sagt da in Besprechung von Stirners Egoismus, wahr an dessen Prinzip sei, »daß wir erst eine Sache zu unserer eigenen, egoistischen Sache machen müssen, ehe wir etwas dafür tun können — daß wir also in diesem Sinne, auch abgesehen von etwaigen materiellen Hoffnungen, auch aus Egoismus Kommunisten sind, aus Egoismus Menschen sein wollen, nicht bloße Individuen«. Weiter unten heißt es: der Egoismus

modifizierte Menschennatur«); vgl. auch Bürgerkrieg in Frankreich S. 66.

[1]) Nachlaß Bd. II S. 415 ff.

[2]) Marx, Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms S. 567.

ist Ausgangspunkt für unsere Menschenliebe, »sonst schwebt sie in der Luft«[1]). Diese Auffassung des jungen Engels und die praktisch gewiß nicht auf bloßen wirtschaftlichen Gewinn gerichtete Tätigkeit der beiden Freunde hat sie aber nicht abgehalten, bei der übrigen Menschheit im allgemeinen überall die Alleinherrschaft der krassesten, materiell gerichteten Selbstsucht zu wittern: Marx hatte, wie Sombart richtig bemerkt, einen Flair für die schlechten Seiten der menschlichen Natur[2]).

B. Die Motive für die Erringung der Zukunftsgesellschaft.

Um die Zukunftsgesellschaft anzubahnen, mußte der Wille der Menschen auf das Ziel gerichtet werden, und es ergab sich die praktische Frage, durch welche Motive dies geschehen konnte. Der utopische Sozialismus hatte teils sehr stark an die allgemeine Menschenliebe appelliert, teils durch Ausmalung des herrlichen Zukunftslebens die Massen zu gewinnen gesucht. Von der Liebe allein konnten sich Marx und Engels keine große Wirkung versprechen; war doch für sie das wirtschaftliche Selbstinteresse das hervorragende Motiv. So wird denn auch im Zirkular gegen Kriege vom Jahre 1846 anerkannt, daß die allgemeine Menschenliebe eine Quelle der Ideen zu sozialen Reformen sei, daß sie aber nicht die zu denselben nötige energische Tatkraft verleihe: »Die Liebe verliert sich in sentimentale Phrasen, durch welche keine wirklichen faktischen Zustände beseitigt werden; sie erschlafft den Menschen durch den warmen Gefühlsbrei, mit dem sie ihn füttert. Aber die Not gibt dem Menschen Kraft; wer sich selbst helfen muß, der hilft sich auch«[3]). Wir haben keinen Anlaß anzunehmen, daß Marx und Engels in späterer Zeit anders gedacht haben. Hätten sie von der Anrufung

[1]) Briefwechsel zwischen Engels und Marx, Bd. I, S. 7, 8. Man vergleiche auch hier die eben zit. Aeußerungen aus Sankt Max.

[2]) Sombart, Sozialismus S. 59.

[3]) Nachlaß Bd. II S. 415, 416. Allerdings sind diese Worte nicht mit voller Bestimmtheit Marx oder Engels zuzuschreiben. Nach dem Herausgeber Mehring (S. 479) sind die Sätze zwar wahrscheinlich von Marx und Engels, kommen aber tatsächlich »auf Lünings oder Weydemeyers Rechnung, die den Abdruck auf eigene Faust und wider den Willen der Verfasser veranstaltet haben«. Ich habe mich trotzdem für befugt gehalten, die Worte hier zu zitieren, da das ganze, im übrigen von Mehring nicht angezweifelte Zirkular auf denselben Ton gestimmt ist und später, so auf S. 419, 424, 426 ähnliche, nur vielleicht etwas weniger prägnante Ausführungen enthält.

der Liebe sich irgendeinen erheblichen Erfolg versprochen, so würden sie es gewiß nicht unterlassen haben, sich das Motiv zunutze zu machen. Aber der Schlußsatz zeigt schon die Richtung, aus der sie mehr Förderung erhofften. Kurz darauf heißt es denn auch, die wirklichen Zustände seien »die andere, mächtiger sprudelnde Quelle der sozialistischen Weltanschauung«[1]). In der Tat, das ungeheure Arbeiterelend, das die erste Hochflut der großen Industrie mit sich brachte, die Schrecken der Kinderarbeit, die Wohnungsnot, die langen Arbeitszeiten, der ganze ungeheure Druck, der auf dem damaligen Arbeiter lastete, das waren die Hebel, an denen Revolutionäre anpacken konnten. Was Engels in seiner »Lage der arbeitenden Klassen«, Marx in den Schilderungen im »Kapital« den Proletariern vorführte, das konnte ihnen wohl die Auffassung beibringen, daß sie von einer Umwälzung nur Gutes zu erwarten hätten. Mochte das Resultat der Revolution noch so unsicher sein, schlimmer konnte ihre Lage nicht werden. Da brauchte es gar keiner lockenden Darstellungen des Zukunftstaates, es genügte der Ruf des kommunistischen Manifests: »Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen«[2]).

Im selben Sinn äußert sich Marx kurz vor Abfassung des Kommunistischen Manifests in einer Rede im kommunistischen Arbeiterbildungsverein: »Die ganze alte Gesellschaft ist verloren. Der Verlust der alten Gesellschaft ist aber kein Verlust für die, die nichts in der alten Gesellschaft zu verlieren haben, und in allen jetzigen Ländern ist dies der Fall für die große Mehrzahl. Sie haben vielmehr alles zu gewinnen durch den Untergang der alten Gesellschaft, welcher die Bildung einer neuen, nicht mehr auf Klassengegensätzen beruhenden Gesellschaft bedingt«[3]).

Am meisten aber werden die Arbeiter in Krisenzeiten betroffen. So erhofften Marx und Engels von der Krisis die Revolution und begrüßten aus diesem Grunde den Druck, der in solcher Zeit auf dem Proletariat lastet. Engels schreibt darüber in einem Brief vom 13. November 1857 an den Freund: »Der chronische Druck ist für eine Zeitlang nötig, um die Bevölkerung warm zu machen. Das Proletariat schlägt dann bes-

[1]) Ebenda S. 416. Es gilt auch hier das in der vorigen Anmerkung Gesagte.

[2]) Kommunistisches Manifest S. 46.

[3]) Neue Zeit XX, 1 S. 546 (in Mehrings Artikel: Einiges zur Parteigeschichte), vgl. Nachlaß Bd. II, S. 389.

ser, in besserer Connaissance de cause, und mit mehr Einklang; gerade wie eine Kavallerieattacke viel besser ausfällt, wenn die Pferde erst 500 Schritt traben mußten, um an den Feind zur Karrieredistanz zu kommen«[1]).

Allzuleicht haben sich aber Marx und Engels die Umwälzung wohl nicht vorgestellt; wie in den »Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln« zu lesen ist, führte Marx im Jahre 1850 gegen die Fraktion Willich-Schapper u. A. aus: »Während wir den Arbeitern sagen: ihr habt 15, 20, 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe durchzumachen, nicht nur um die Verhältnisse zu ändern, sondern um euch selbst zu ändern und zur politischen Herrschaft zu befähigen, sagt ihr im Gegenteil: Wir müssen gleich zur Herrschaft kommen oder wir können uns schlafen legen«[2]). Ob aber der heißblütige Kämpfer immer, auch in optimistischen Stunden, sich die Aufgabe so schwer gedacht hat?

Nach unserer Terminologie werden wir, soweit man überhaupt aus den erwähnten Aeußerungen klare Begriffe herausschälen kann, folgendes feststellen können: zur Erringung der Zukunftsgesellschaft dient vor allem das ichsüchtige individuelle Habenmotiv in der Gestalt der Hoffnung und in der Richtung auf die Zukunft, unter besonderer Betonung der gegenwärtigen Not. Daß die Wirsucht dabei eine gewisse Wichtigkeit habe, muß bei der Bedeutung des Klassenbewußtseins jedenfalls angenommen werden, obwohl natürlich, wie ich oben zu zeigen versucht habe, klassenmäßiges Handeln und wirsüchtiges Handeln keineswegs zusammenzufallen brauchen. Gerade Marx hat gewiß im klassenmäßigen Handeln in hohem Maße die Ichsucht gesehen. Auch das selbstlose Handeln endlich schließt er nicht aus.

C. Die Motive in der Zukunftsgesellschaft.

Mit welchen Motiven die Menschen zu bewegen sind, die Umwälzung im kommunistischen Sinne anzubahnen, das ist

[1]) Briefwechsel Band II, S. 204. Wilbrandt, Karl Marx, S. 65 sagt von Marx in bezug auf das Elend als Hoffnungsgrundlage: »Was schlecht ist, wird ihm dialektisch das, was als unerträglich weiter treibt, also Hoffnung gewährt; so vor allem das eine, in dem sich alles zusammenfaßt: die Lage des Proletariats.«

[2]) Marx, Enthüllungen S. 52, vgl. darüber Mehring, Karl Marx S. 210.

schließlich eine praktische Frage der Agitation. Unendlich wichtiger aber ist die Frage, welche Motive denn das Wirtschaftsleben in der Zukunft aufrechterhalten sollen. Im Zeitalter des Kapitalismus überragt das Habenmotiv alles. Daß dies in der sozialistischen Gesellschaft anders werden soll, zeigen schon die vorhin angeführten Stellen, zeigt noch deutlicher der ganze Gedanke der kommunistischen Zukunftsgesellschaft: ist er bei Marx und Engels auch nur mit ganz wenigen Strichen gezeichnet, so läßt er doch eins klar erkennen: das ichsüchtige, individuelle Habenmotiv soll nicht mehr der hervorragende Antrieb zur wirtschaftlichen Produktion sein. Wenn jeder nach seinen Fähigkeiten arbeitet und nach seinen Bedürfnissen beteilt wird, wie es Marx sich für die höhere Phase des Kommunismus denkt, so ist damit das genannte Motiv zwar durchaus nicht beseitigt, aber es ist so ziemlich ausgeschaltet als Antrieb zu volkswirtschaftlichem Handeln. Es ist wohl anzunehmen, daß Marx und Engels erwarteten, es werde an Stelle des Habenmotivs vielfach das Tunmotiv treten. Engels spricht ja, wie oben gezeigt, im Anti-Dühring von einer Organisation der Produktion, bei der die Arbeit »aus einer Last eine Lust wird«[1]), und nach Marx soll sie — allerdings erst in der höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft — das »erste Lebensbedürfnis« sein[2]). Angeführt werden dafür vor allem die Aufhebung der heutigen Arbeitsteilung, überhaupt die Aenderung des kapitalistischen Arbeitsverhältnisses und die schlechte Lage des Proletariats. Daß Marx und Engels auf altruistische Motive viel bauten, ist nicht anzunehmen, auch hier sei an die Stelle im Zirkular gegen Kriege erinnert. Dagegen schwebt ihnen offenbar ein Gesamtinteresse der Arbeiterklasse vor, das die Wirsucht des Proletariats zu einem gewaltigen Faktor erheben würde.

Ueber die ungemein wichtige Frage, ob Autorität oder Freiheit das künftige Wirtschaftsleben beherrschen werden, ist sehr wenig zu ersehen. Nach den allgemeinen Aeußerungen über Freiheit sollte man aber nicht annehmen, daß die Meister eine Zwangsautorität gewünscht haben. Dafür spricht insbesondere auch die bekannte Stelle im Anti-Dühring: »Sobald es keine Gesellschaftsklasse mehr in der Unterdrückung zu halten

[1]) Anti-Dühring S. 317.

[2]) Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms S. 567.

gibt, sobald mit der Klassenherrschaft und dem in der bisherigen Anarchie der Produktion begründeten Kampf ums Einzeldasein auch die daraus entspringenden Kollisionen und Exzesse beseitigt sind, gibt es nichts mehr zu reprimieren, das eine besondere Repressionsgewalt, einen Staat, nötig machte . . . Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse wird auf einem Gebiet nach dem anderen überflüssig und schläft dann von selbst ein. An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen«[1]. Danach kann man eine Zwangswirtschaft irgendwelcher Art kaum als in Engels' Sinne liegend betrachten. Andererseits läßt sich freilich die Marx-Engelssche Zukunftsgesellschaft schwerlich ohne Zwang denken, und im Kommunistischen Manifest wird, allerdings für die erste Stufe, der »gleiche Arbeitszwang für alle« ausdrücklich gefordert[2].

All das sind für die Motivationsfrage nur Andeutungen. Wir ahnen kaum, welche Motive in der Zukunftsgesellschaft tatsächlich wirksam sein sollen; was die Zukunftsgesellschaft zusammenhalten, was den Menschen zur regelmäßigen Arbeit, was ihn zur äußersten Anspannung seiner Kräfte antreiben wird, ist uns unbekannt; und doch mußten diese Fragen für Marx und Engels um so brennender sein, als sie die Umwälzung in baldiger oder gar nächster Zeit erwarteten. Wenn sie sich trotzdem nicht viel um ihre Beantwortung kümmerten, so ist das eben nur dadurch zu erklären, daß sie auf die Notwendigkeit der Entwicklung bauten. Sie vertrauten ja auf eine Veränderung der menschlichen Natur in dem Maße, als es den geänderten Verhältnissen entsprechen würde.

II. Kapitel.

Die Anschauung der Massen: Bebel.

I. Bebels Persönlichkeit.

Der Sozialismus ist heute zu einer ungeheuren Volksbewegung geworden. Keiner wird zu behaupten wagen, dieser Strom habe seinen alleinigen Ursprung in Marxens und Engels' Studierstuben. Viel eher könnte umgekehrt die durch die materia-

---

[1]) Engels, Anti-Dühring S. 302.

[2]) Kommunistisches Manifest S. 38.

listische Geschichtsauffassung nahegelegte Frage auftauchen, inwieweit die marxistischen Ideen aus der proletarischen Bewegung heraus geboren sind. Als unbestritten wird man da ohne weiteres sagen dürfen, daß, wenn auch die sozialistische Bewegung Marx und Engels sehr viel verdankt, doch die marxistischen Ideen nur durch die Welle der Massenbewegung ihren gewaltigen Einfluß gewinnen konnten. Ist aber die Bedeutung der Masse für die Ausbreitung der sozialistischen Lehre von so ausschlaggebender Wichtigkeit, so ist es erforderlich, auch ihre Meinung zu beachten. Man darf also, wenn man den Sozialismus bearbeiten will, sich nicht damit begnügen, die gelehrten Forschungen zu würdigen, sondern man muß auch Schriften der Betrachtung unterziehen, die ohne weitergehende wissenschaftliche Ansprüche in populärer Weise den Sozialismus verkünden, wenn nur solche Schriften die Anschauungen der Masse aussprechen. Die Prüfung der Frage, inwieweit der Glaube der Massen mit der Lehre der Meister übereinstimmt, ist dann von besonderem Reiz.

Stoßen wir nun auf ein Buch, das als Hauptwerk eines langjährigen allverehrten Führers der Sozialdemokratie nach 39 Jahren im 146. Tausend erscheint, so müssen wir den darin vertretenen Auffassungen ohne weiteres eine Wichtigkeit aus dem Grunde zusprechen, weil sie als Anschauung des sozialdemokratischen Volksteils anzusehen sind. Ein solches Buch ist Bebels »Die Frau und der Sozialismus«, das im Jahre 1879 zum erstenmal als schmales Bändchen dem Proletariat sich zeigte. Wenn ich mich daher im folgenden eingehender mit Bebel befasse, als es eigentlich seiner wissenschaftlichen Bedeutung entsprechen würde, so ist dies gewiß aus dem Grunde gerechtfertigt, weil sein Buch, wie wenige andere, den Zukunftshoffnungen des sozialdemokratischen Deutschland zugrunde liegt.

August Bebel war ein hervorragender politischer Führer, aber kein selbständiger Denker. Den Anspruch auf solchen Titel hat er auch nicht erhoben; er sagt in der Vorrede zur 25. Auflage seines Buches: »Es wäre eine Anmaßung sondergleichen von mir, wollte ich mich als einen der sozialistischen Theoretiker betrachten«[1]. Wir dürfen also bei ihm keine grundlegenden theoretischen Untersuchungen erwarten. Die Ge-

[1] Bebel, Die Frau und der Sozialismus S. XI.

setze, von denen die Entwicklung unserer Gesellschaft, sowie der kapitalistische Zustand beherrscht werden, sieht er mit den Augen von Marx und Engels; ohne weiteres gibt er zu, auf ihren Schultern zu stehen. Wir werden uns daher in der vorliegenden Arbeit gar nicht weiter mit derlei Fragen befassen. Aber höchst wichtig für uns ist, wie sich im Kopf dieses ehemaligen Drechslergesellen, der im Arbeitskittel die aufstrebendste deutsche Partei führte, der bei allem Feuergeist doch ein kluger Realpolitiker war, das Bild der heißersehnten Zukunft malte und auf welchen Motiven ruhend er sie dachte.

Es muß bemerkt werden, daß Bebels Darstellung in keinerlei Weise eine parteioffiziöse ist. Der Verfasser sagt ausdrücklich, mit den Grundanschauungen seines Buches dürften zwar alle Sozialisten einverstanden sein; soweit es sich aber um die Schilderung von Zukunftsgebilden handle, sei nur die persönliche Auffassung des Verfassers dargelegt [1]). Damit schützt er die Partei vor dem etwaigen Vorwurf des Utopismus. Die ungeheure Masse seiner Leser und Bewunderer zeigt aber, daß seine Zukunftsphantasien dem sozialdemokratischen Proletariat aus der Seele gesprochen waren.

II. Der Plan.

Bebel ist sich darüber klar, daß das Prophezeien eine mißliche Sache ist. Er gibt daher seine Zukunftspläne nur unter erneutem, ausführlichem Vorbehalt preis, den er in folgende Worte faßt: »Von diesem Gesichtspunkt ausgehend unterstellen wir, daß in einem gegebenen Zeitpunkt alle geschilderten Uebel so auf die Spitze getrieben sind, daß sie der großen Mehrheit der Bevölkerung so sichtbar und fühlbar werden, daß sie ihr unerträglich erscheinen, und daß ein allgemeines, unwiderstehliches Verlangen nach gründlicher Umgestaltung sie ergreift, wobei sie die rascheste Hilfe als die zweckmäßigste ansicht« [2]). Wollen wir Bebel richtig beurteilen, so müssen wir seiner Darstellung der neuen Gesellschaft diese Voraussetzungen zugrunde legen. Sie zeigen uns, daß Bebel, wenn er auch den Sozialismus mit Notwendigkeit erwartete, doch nicht den Anspruch erhob, in seiner Zukunftsdarstellung gerade die mit Gewißheit zu erwartende Gestaltung aufzuzeigen.

---

[1]) Ebenda S. 8.

[2]) Ebenda S. 370.

Die neue Gesellschaft wird nun die Arbeitsmittel — sie werden spezialisiert als »Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel« — in Gemeineigentum verwandeln. Der Staat verschwindet sodann allmählich [1]. Näheres über die Art und Weise der Umgestaltung teilt Bebel nicht mit: »In welchen Formen sich dieser große gesellschaftliche Expropriationsprozeß vollziehen wird, und unter welchen Modalitäten, entzieht sich jeder Voraussage« [2]. Auch für die Zeit nach der Umwälzung lassen sich, wie Bebel von neuem betont [3], nur allgemeine Prinzipien entwickeln; danach führt er uns eine Organisation vor, deren wichtigste Punkte folgende sind: »Grundgesetz der sozialistischen Gesellschaft« ist »die Arbeitspflicht aller Arbeitsfähigen« [4]. Die Ansprüche der Gesellschaft dem einzelnen gegenüber werden durch eine auf breitester demokratischer Grundlage beruhende Lokal- und Zentralverwaltung festgestellt. Beamte mit dauernder Funktion gibt es nicht; mit der bisherigen Regierung des Staates hat diese Verwaltung nichts mehr zu tun [5].

Das verwaltende Kollegium setzt nun, besonders mit Hilfe der Statistik, auf Grund der vorhandenen Mittel und des festgestellten Bedürfnisses, fest, was gearbeitet werden soll [6], und wie lange die tägliche Arbeitszeit zu dauern hat [7]. Mit leichter Mühe wird berechnet, wieviel Stunden durchschnittlicher Arbeitszeit zu einem bestimmten Stück gebraucht werden. Jeder Arbeiter erhält nun ein Zertifikat, »ein bedrucktes Stück Papier, Gold oder Blech«, auf Grund dessen er Gebrauchsgegenstände von entsprechender Arbeitszeit einfordern kann [8]. Die Regulierung der Produktion, die bisher dem blinden, anarchischen Walten der Konkurrenz oder dem egoistischen Vorsorgen der Kartelle und Trusts überlassen war, wird nun in rationellster Weise von der Gesamtheit besorgt; wo es nötig ist, werden neue Produktionsanstalten errichtet, überflüssige eingezogen oder umgebaut [9]. Mit der einheitlichen Verwaltung ist eine Betriebs-

[1] Ebenda S. 370, 371.
[2] Ebenda S. 373.
[3] Ebenda S. 374.
[4] Ebenda S. 375.
[5] Ebenda S. 375, 376.
[6] Ebenda S. 377.
[7] Ebenda S. 379.
[8] Ebenda S. 403, 404.
[9] Ebenda S. 378, 379.

konzentration von selbst gegeben. Es ist bemerkenswert, daß der Kommunismus noch über die Vergesellschaftung der Produktionsmittel weit hinausgeht: gemeinsame Erziehung und Zentralküche sind Beispiele dafür [1]).

Auf der Grundlage solcher — von Bebel nur flüchtig skizzierter — Organisation erhebt sich nun das herrliche Dasein der künftigen Gesellschaft. Mit Behagen wird uns da ein glänzendes Bild gezeigt. Kein Proletarierleben werden die Massen führen, sondern die neue Gesellschaft wird in allen ihren Gliedern »als ein hochentwickeltes Kulturvolk« leben [2]). Die Arbeit wird ein Genuß sein; in angenehmen Arbeitsstätten [3]), unter selbstgewählten Ordnern [4]), ohne Bindung an einen bestimmten Beruf [5]), werden alle um die Wette das Beste zu schaffen suchen [6]). Die Produktivität der Arbeit wird ins Ungeahnte steigen. Nicht die Kauffähigkeit der Konsumenten — wie jetzt — bildet die Grenze für die Produktion, sondern nur die »Produktionsfähigkeit der Gesamtheit«, und — wenn Arbeitsmittel und Arbeitskräfte vorhanden sind — in letzter Linie die — »Gesättigtheit der Konsumenten« [7]).

Schon heute »befinden wir uns einem Ueberfluß an Nahrungsmitteln gegenüber, der sogar mit jedem Jahre größer zu werden droht« [8]). Wie wird das erst sein, wenn unter dem befruchtenden Einfluß der sozialistischen Gesellschaftsordnung die Technik zur wirklich rationellen Verwertung von Wasserläufen, Sonnenwärme und der Hitze des Erdinnern gelangt ist und die Nahrungsmittelchemie es tatsächlich fertig bringt, »Brot aus Steinen zu machen«! [9]). Bei solcher Produktivität der Arbeit wird es leicht sein, den Arbeitstag auf 2—3 Stunden täglich herabzusetzen und dabei doch alle Kulturbedürfnisse befriedigen zu können [10]). Die freie Zeit wird dann zu künstlerischer und wissenschaftlicher Betätigung verwandt. »Es gibt in der neuen Gesellschaft keine Musiker, Schauspieler, Künstler, Ge-

---

[1]) Ebenda S. 447 ff., 469 ff.

[2]) Ebenda S. 385, ebenso S. 375.

[3]) Ebenda S. 379.

[4]) Ebenda S. 386 ff.

[5]) Ebenda S. 400.

[6]) Ebenda S. 380.

[7]) Ebenda S. 402.

[8]) Ebenda S. 495.

[9]) Ebenda S. 388—393.

[10]) Ebenda S. 384, 403, bes. Anm. 1.

lehrte von Profession mehr, aber um so mehr aus Begeisterung und durch Talent und Genie«[1]).

Der Mißbrauch, wie er mit der jetzigen kärglichen Freizeit des Arbeiters getrieben wird, hört auf: der Branntwein wird nicht mehr getrunken, weil keiner des Branntweins als »Sorgenbrecher« bedarf[2]). Denn sorglos werden die Menschen der neuen Gesellschaft dahinleben. Für ihre Bedürfnisse, insbesondere für Alter und Krankheit, ist in jeder Hinsicht gesorgt. Selbst die ehemaligen Kapitalisten werden das wohltätig empfinden: »Die Aufregungen der Spekulation, die unseren Börsenjobbern so viele Herzleiden und Schlaganfälle verursachen und sie mit Nervosität belasten, werden ihnen erspart«[3]). Diese Sorglosigkeit wird lebenverlängernd wirken. Man wird so vernünftig leben, daß Unglücksfälle und Erkrankungen möglichst verhütet werden. »Der natürliche Tod, das Absterben der Lebenskräfte, wird dann mehr und mehr zur Regel werden«[4]). Die Menschen werden edler und besser, sie werden durch das Milieu soweit verändert, daß es weder politische, noch gemeine Verbrechen und Vergehen geben wird. Diebstahl, Mord, Urkundenfälschung, Betrug verschwinden. Der zu ihrer Verhinderung und Bestrafung aufgestellte Apparat wird ebenso überflüssig, wie der ganze Staat mit seinen Gefängnissen, Gerichten, Beamten, Ministern, Parlamenten[5]). Ungestört durch obrigkeitliche Bevormundung beginnt das Reich der Freiheit und des Glücks. »Das ‚goldene Zeitalter', von dem die Menschen seit Jahrhunderten träumten und nach dem sie sich sehnten, wird endlich kommen«[6]).

So die Zukunftshoffnungen. Sehen wir zu, wie Bebel sie zu begründen weiß.

III. Die Begründung.

Die tiefste Begründung für seine Zuversicht schöpft der Marxist aus seinem Glauben an die Notwendigkeit der Entwicklung. Es ist oben bei Marx und Engels gezeigt worden, wie sie aus der Unmöglichkeit eines Weiterbestehens des Kapitalismus auf den kommenden Sozialismus schlossen. Auch

[1]) Ebenda S. 459, vgl. 401.
[2]) Ebenda S. 420.
[3]) Ebenda S. 442, 463.
[4]) Ebenda S. 464.
[5]) Ebenda S. 443, 444, vgl. S. 323.
[6]) Ebenda S. 482.

Bebel befaßt sich besonders im III. Abschnitt seines Buches [1]) mit dieser Begründung und sucht in der gegenwärtigen Entwicklung die Fäulniskeime des Kapitalismus, die Entstehungsursachen des Sozialismus nachzuweisen.

Was indessen charakteristisch für Bebel ist, das sind seine eingehenden Versuche, die sozialistische Gesellschaft als die ökonomisch beste darzustellen, während Marx und Engels nur nebenbei diesem Gedanken Raum gegeben hatten. Er erhofft vom Sozialismus eine ungeheure Produktionssteigerung. Die Gründe dafür sind vor allem organisatorisch-technischer, aber auch psychischer Art. Jener große Gedanke der bewußten Produktionsregelung, der immer schon die Sozialisten begeisterte, der nur durch Marxens Geschichtsauffassung in den Hintergrund gedrängt wurde, und der auch heute wieder die Geister in Spannung hält, geht von der Betrachtung der unendlich vielen Mittel und Kräfte aus, die in unserer heutigen Wirtschaftsordnung nutzlos und unproduktiv vergeudet werden: der Geschäftsreisende, der Börsenspekulant, der Kapitalist leisten nach dieser Auffassung nichts für die Produktion, der kleine Handwerker und Bauer und viele andere bringen trotz angestrengtester Arbeit nur wenig hervor, weil sie, einzeln für sich arbeitend, der ungeheuren Vorteile der Organisation, des bewußten Zusammenarbeitens entbehren. Wie ganz anders wird es sein, wenn alle planmäßig nach einem Grundgedanken dem einen Zwecke dienen! Dann werden zunächst einmal alle Aufwendungen wegfallen, die bisher nur dazu nutz waren, das Privatkapital des einzelnen zu stärken, das Gesamtprodukt aber nicht erhöhten: es wird weder Händler noch Makler mehr geben [2]). Kein Exerzierplatz wird mehr nützlichen Boden der Landwirtschaft entziehen, kein stehendes Heer wird die der Produktion zukommenden Kräfte absorbieren [3]). Auswüchse der Konsumtion, Modetorheiten und Schundwaren belasten nicht mehr die Herstellung [4]). Weiterhin aber wird die ganze Produktion nach einem einheitlichen Plan zusammengefaßt; nicht das Interesse einzelner Kapitalisten, sondern einzig das der Gesamtheit bestimmt nunmehr, was, wo und wie produziert wird. Da die Gesamtheit auch die Mög-

---

[1]) So S. 312 ff., bes. 346, ferner S. 480

[2]) Ebenda S. 411

[3]) Ebenda S. 420.

[4]) Ebenda S. 385, 386.

lichkeit hat, stets nach dem rationellsten Verfahren vorzugehen, so wird sie es tun. Vor allem wird die Konzentration der Betriebe, die ja schon in der kapitalistischen Periode den Sozialismus vorbereitete, vollends allgemein Platz greifen [1]. In der Landwirtschaft werden großartige Bodenmeliorationen, Be- und Entwässerungen, Bewaldungen und Entwaldungen usw. vorgenommen werden können, die jetzt durch das Privateigentum am Grund und Boden verhindert werden. Die Technik wird in ungeahntem Maße voranschreiten, weil alle Interesse daran haben. Die neuen Entdeckungen werden allgemein angewandt werden können, während heute, weil Mittel oder Kenntnisse fehlen, vielfach nur ein Teil der Besitzer dazu imstande ist [2].

Bebel begründet also die Möglichkeit der neuen gegenüber der heutigen Gesellschaft vor allem mit ihren Vorzügen in organisatorischer Hinsicht. Die Arbeit wird aber auch um dessentwillen viel produktiver sein, weil eine ganz andere Schaffensfreude die Menschen beseelen wird. Er erwartet also kräftigere Motive des volkswirtschaftlichen Handelns.

IV. Die Motive.

Da Bebel die Möglichkeit der sozialistischen Gesellschaft in hohem Maße mit dem Nutzen begründet, den der Sozialismus den Menschen bringen wird, mußte für ihn die gründliche Erforschung der menschlichen Motive von höchster Wichtigkeit sein. Denn Voraussetzung der Erlangung des höchsten Ertrags ist es doch, daß für die Menschen Motive vorliegen, volkswirtschaftlich zu handeln und damit diesen Ertrag zu erzielen.

Von einer gründlichen Untersuchung der Motive findet sich bei Bebel jedoch nichts. In bezug auf die menschliche Natur war er in Anlehnung an seine Vorbilder geneigt, die Gleichheit der Menschen zu betonen, wenn er auch zugibt, daß die Menschen nicht so völlig gleich sind, wie etwa ein Helvetius sie sah, und eine Verschiedenheit der Anlagen für die Berufe anerkennt [3]. Für die Zukunft erhofft er eine große Veränderung der Menschen. Wir haben ja schon gesehen, daß es in der neuen Gesellschaft keine Verbrecher geben soll. Diese Veränderung wird bald nur als auf dem geänderten Milieu beruhend betrach-

[1] Ebenda S. 382; speziell für die Landwirtschaft S. 416 ff., 429.

[2] So in der Landwirtschaft ebenda S. 421.

[3] Ebenda S. 405 Anm. 1.

tet[1]), bald denkt Bebel an eine Aenderung der menschlichen Natur durch Vererbung erworbener Eigenschaften[2]). Er übersieht aber dabei, daß die letztere mit der Gleichheit in schärfstem Widerspruche steht.

Unter den Motiven des wirtschaftlichen Handelns wird von Bebel die Selbstsucht mit ihren Wirkungen durchaus anerkannt. Nicht umsonst lehnt er sich in seiner Auffassung des Menschen an Helvetius an, von dem Schmoller sagt, er sei »der glänzendste Theoretiker des Egoismus«[3]). Natürlich aber ist nach Bebel der Egoismus mit seinen Schattenseiten besonders im kapitalistischen Zeitalter heimisch[4]). Diese Schattenseiten machen aber Bebel, der auf die Veränderlichkeit der menschlichen Natur baut, für die Zukunft nicht allzu viel Sorgen.

Um die Menschen zur Erringung der sozialistischen Gesellschaft anzuspornen, fehlt es nicht an Motiven. Interessant aber ist, daß sie auf einen anderen Ton gestimmt sind, als bei Marx. Das Kommunistische Manifest konnte die Behauptung aufstellen, daß die Proletarier nichts zu verlieren haben als ihre Ketten. Zur Zeit, als Bebels Buch erschien, war die Lage der deutschen Arbeiter doch um ein so erhebliches Stück gebessert, daß ein derartiger Desperadoruf nicht viel verfangen hätte — in der Revolutionszeit nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges konnte er wieder eher Wirkung erzielen. Die Lehre von der Notwendigkeit der Entwicklung konnte die Führer überzeugen, zu revolutionärem Handeln begeisterte vor allem die glänzende Ausmalung des zukünftigen Lebens. Mit dieser Aussicht mochte es denn auch nicht schwer sein, die Massen zu dem Handeln zu bringen, das für die Erringung der Zukunftsgesellschaft zweckmäßig schien.

Für das volkswirtschaftliche Handeln in der Zukunftsgesellschaft selbst lassen sich etwa folgende Motive bei Bebel finden: zunächst einmal wird die Arbeit möglichst angenehm sein[5]). Unter dem Kapitalismus schindet sich der Arbeiter in ungesunden, unwohnlichen Fabriken und Werkstätten täglich

[1]) Ebenda S. 407, vgl. S. 323, 444.

[2]) Ebenda S. XVII, S. 242 ff., S. 258.

[3]) Schmoller, Grundriß Bd. 1, S. 32; vgl. Bebel, Frau S. 405, Anm. 1.

[4]) Vgl. Bebel, Frau S. 313 ff., 382.

[5]) Ebenda S. 375, 380.

viele Stunden und kehrt endlich totmüde heim, um andern Tags in aller Frühe dieselbe verhaßte, einförmige Arbeit wieder aufzunehmen. In der Zukunft wird jeder die Arbeit leisten, die ihm am meisten behagt und für die er am besten paßt [1]. Die Arbeit wird er um so lieber verrichten, als sie, nur wenige Stunden des Tages dauernd, in bequem eingerichteten, schönen Arbeitsstätten [2] und unter selbstgewählten Ordnern [3] geschieht. Bebel hofft, daß mittelst technischer Fortschritte die unangenehmen, widerlichen Arbeiten »durch irgendwelchen Prozeß in angenehme Arbeiten umgewandelt werden« [4]. Besonderer Wert wird auf die Abwechslung gelegt, und zwar geschieht das in zweifacher Hinsicht. Einmal wird für den Zukunftsmenschen der Tag so eingeteilt sein, daß Pflichtarbeit und Muße, körperliche und geistige Anstrengung, wissenschaftliche und künstlerische Betätigung aufs schönste sich ablösen. So sollen Körper und Geist harmonisch gebildet werden [5]. Ermöglicht wird dies durch die kurze Dauer der Arbeitszeit. Aber auch diese Arbeitszeit selbst soll nicht das ganze Leben hindurch von derselben Tätigkeit ausgefüllt sein. Jeder soll verschiedenartige Arbeit lernen [6]. Wer auf einem Gebiet nichts zu leisten vermag, wählt sich ein anderes [7]. Etwaige noch notwendige unangenehme Arbeiten aber werden der Reihe nach von allen verrichtet [8].

Wie überhaupt das Leben, so soll also im besonderen die Arbeit angenehmer werden. Jetzt eine Beschwerde, soll sie zur Freude werden. Es ist also das individuelle Tunmotiv, das hier zur Geltung kommt, und wirtschaftlich anspornend wirken soll. Daß dieses Motiv bei Bebel eine große Rolle spielt,

---

[1]) Ebenda S. 379, 406.

[2]) Ebenda S. 386, 387.

[3]) Ebenda S. 379.

[4]) Ebenda S. 408. In seiner Jugendschrift »Unsere Ziele« sagt er (S. 23), daß die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit »nicht eine Plage, sondern eine Erholung sein« werde.

[5]) Bebel, Frau S. 400, 401. Speziell für die Frau S. 474. An dieses Zukunftsbild erinnert Walter Rathenaus »Grundsatz des Arbeitsausgleichs«, der verlangt, »daß jeder mechanisch Arbeitende beanspruchen kann, einen Teil seines Tagewerks in angenehmer geistiger Arbeit zu leisten; daß jeder geistig Arbeitende verpflichtet ist, einen Teil seines Tagewerkes körperlicher Arbeit zu widmen« (Die neue Gesellschaft S. 80).

[6]) Bebel, Frau S. 398, 399.

[7]) Ebenda S. 406.

[8]) Ebenda S. 408, vgl. 473.

braucht nicht weiter zu verwundern. Ist es doch das Lieblingsmotiv der Utopisten, zu deren Ansichten phantasiebegabte Anhänger des Sozialismus trotz aller von Marx aufgerichteten Abwehrschranken immer wieder hinneigen.

Indessen ist das Habenmotiv nicht ganz vergessen. Unser Autor war viel zu erfahren im praktischen Leben, als daß er sich dies fundamentale Motiv hätte entgehen lassen. Der Entschluß, überhaupt zu arbeiten, wird im Individuum zunächst durch das Habenmotiv angeregt und zwar in seiner mehr egoistischen Gestalt. Denn nur der Arbeitende darf auf Befriedigung seiner Bedürfnisse rechnen [1]) — gemeint sind hier natürlich vor allem die leiblichen individuellen Habenbedürfnisse. Da er um so mehr Bedürfnisse befriedigen kann, je länger er arbeitet, so treibt ihn dasselbe Motiv dazu an, nicht zu kurz zu arbeiten [2]). Und da die Gesellschaft weiß, daß längerer Arbeitszeit reichlichere Bedürfnisbefriedigung entspricht, so sind dieselben Gesichtspunkte für die Gesamtheit bei Festsetzung der Arbeitszeit maßgebend [3]).

Auch der Ehrgeiz wird ein Motiv des wirtschaftlichen Handelns sein, und Bebel verspricht sich viel vom Wetteifer als Triebkraft der zukünftigen Wirtschaft. »Der Ehrgeiz, zu erfinden und zu entdecken, wird im höchsten Grade angeregt, einer wird an Vorschlägen und Ideen den anderen zu überbieten suchen« [4]). Freilich wird bei der allgemeinen Gleichheit dem Wetteifer das greifbare Ziel fehlen: praktische Vorteile soll ja der Tüchtigere nicht erlangen [5]).

Die genannten Motive, namentlich das individuelle Habenmotiv, werden aber in etwas anderer Art auf den Arbeiter wirken als heutzutage. Vielfach soll an Stelle der Ichsucht die Wirsucht treten. Dies gilt insbesondere für die Anspornung des Fleißes an der Arbeitsstätte selbst. Der Zukunftsarbeiter wird nicht mehr, wie heute der Akkordarbeiter, den Erfolg seiner intensiveren Arbeitsleistung an der prall gespannten Börse spüren; aber er wird mit dem Bewußtsein arbeiten, daß seine Anstrengung allen gleichmäßig und daher auch ihm zugute kommt. Nicht der

---

[1]) Ebenda S. 375.
[2]) Ebenda S. 404.
[3]) Ebenda S. 403.
[4]) Ebenda S. 380, bes. Anm. 1.
[5]) Ebenda S. 406.

Ausbeuter mehr hat den Gewinn, sondern die Gesamtheit und damit der Arbeiter als ihr Glied [1]).

Hier ist der Unterschied zu beachten: bei Bebel stellt sich, soweit das individuelle Habenbedürfnis in Frage kommt, das egoistische Motiv nur als Antrieb dar, überhaupt zu arbeiten, und als Antrieb, eine bestimmte Zeitlang zu arbeiten, beides etwa ähnlich wie unter der Herrschaft des Kapitalismus, ja nach Bebels Meinung noch heftiger, da ja niemand essen soll, ohne zu arbeiten. Es ist jedoch auch in diesen Fällen nicht das alleinige Motiv. Ganz allgemein aber tritt dann für den Fleiß während der Arbeitszeit an Stelle des ichsüchtigen Moments des Kapitalismus das wirsüchtige Moment: während in der kapitalistischen Fabrik das egoistische Motiv beim Akkordlohn direkt, beim Zeitlohn indirekt durch die Furcht vor Entlassung wirkt, schafft in Bebels Zukunftsgesellschaft der Arbeiter im Hinblick auf das Gesamtinteresse, in das er sein eigenes eingeschlossen weiß.

Die Wirsucht macht sich aber nicht bloß in bezug auf den Fleiß bemerkbar: alle haben nun Interesse an vollkommener Arbeit, an technischen Erfindungen und ihrer weitgehendsten Anwendung, während heute oft die Unternehmer allein ihren Vorteil dabei finden [2]). So werden die vielen der Wirtschaftsentwicklung entgegenstehenden Motive wegfallen, die in heutiger Zeit gerade aus dem wirtschaftlichen Selbstinteresse heraus die Produktion schädigen. Wenn heute der Produzent oft bei geringen Erträgen am besten seine Rechnung findet und deshalb Erfindungen ablehnend gegenübersteht [3]), wenn der Arbeiter die Einführung von neuen Maschinen fürchtet, weil sie ihn als überzählig aufs Pflaster werfen können [4]), so wird die Zukunft keinen derartigen Interessengegensatz mehr kennen.

Es soll also auch in der sozialistischen Gesellschaft die Selbstsucht ein Motiv des volkswirtschaftlichen Handelns sein. Ja sogar erst dann soll sie ihre eigentlich nützliche Wirksamkeit entfalten. Bebel sagt: »Heute sind Befriedigung des persönlichen Egoismus und Gemeinwohl meist Gegensätze, die sich ausschließen; in der neuen Gesellschaft sind diese Gegen-

[1]) Ebenda S. 380.

[2]) Ebenda S. 380, 382, 388 ff.

[3]) Ebenda S. 434 (speziell für die Landwirtschaft), vgl. S. 416 ff.

[4]) Ebenda S. 381.

sätze aufgehoben, Befriedigung des persönlichen Egoismus und Förderung des Gemeinwohls stehen miteinander in Harmonie, sie decken sich«[1]).

Hierzu sei zunächst nur bemerkt: soweit unter diesem »Egoismus« die Ichsucht zu verstehen ist, soll sie eben in der neuen Gesellschaft stark zurückgedrängt sein; insoweit aber dabei an Wirsucht gedacht ist, muß der Nachweis unternommen werden, daß sie tatsächlich imstande ist, das Wirtschaftsleben zu fundamentieren.

Wird nun Freiheit oder Zwangsautorität im Zukunftsstaat herrschen? Manche Stellen in Bebels Buch zeigen, daß er weitgehendste Freiheit wünscht, andere aber mit noch größerer Deutlichkeit, daß er ohne Zwangsautorität nicht auskommen kann. Um die Frage klarzustellen, soll die Arbeitspflicht bei Bebel herausgegriffen und untersucht werden, und zwar vor allem nach zwei Richtungen: nach der Arbeitszeit und nach der Verteilung der Arbeit. Wir fragen zunächst: muß überhaupt jeder arbeiten? Bebel bejaht energisch: es wird »die Arbeitspflicht aller Arbeitsfähigen, ohne Unterschied des Geschlechts, Grundgesetz der sozialisierten Gesellschaft«. Allein das Mittel, das der Gesamtheit zur Verfügung steht, um die Arbeit durchzusetzen, soll das ichsüchtige leibliche Habenbedürfnis sein: »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen«. Und gleich darauf: »Ohne Arbeit kein Genuß«. Es braucht also tatsächlich nicht jeder zu arbeiten, sondern nur »jeder, der seine Bedürfnisse befriedigen will«[2]). Somit ist es auch in der sozialistischen Gesellschaft nicht völlig ausgeschlossen, daß jemand existiert ohne zu arbeiten. Denn Bebel selbst spricht von der Möglichkeit, daß der eine freiwillig für einen anderen arbeitet, »damit dieser dem dolce far niente obliegen kann«[3]). Kann das aber geschehen, so ist die allgemeine Arbeitspflicht durchlöchert.

Wer bestimmt nun, wie lange täglich gearbeitet wird? Nach Bebels Antwort die Gesellschaft. Sie setzt die Arbeitszeit auf Grund genauer Pläne nach ihren Bedürfnissen fest. Je nach-

[1]) Ebenda S. 382. Solche Aeußerung, die dem Geist des marxistischen Sozialismus durchaus entspricht, zeigt, daß Schmoller immerhin zu allgemein urteilt, wenn er sagt, die Sozialdemokratie hoffe »auf ein goldenes Zeitalter mit Menschen ohne Egoismus« (Grundr. Bd. 1 S. 36).

[2]) Bebel, Frau S. 375.

[3]) Ebenda S. 404.

dem die Produktionsmethoden sich ändern, oder die Bedürfnisse steigen, ändert sie dieselbe nach ihrem Willen [1]). Und doch ist gleich darauf ebenso klar ausgesprochen, daß der einzelne selbst seine Arbeitszeit bestimmen kann: »Findet er, daß seine Bedürfnisse geringer sind als was er für seine Leistung erhält, so arbeitet er entsprechend kürzere Zeit. . . . . Will er freiwillig für einen anderen arbeiten, ... niemand wehrt es ihm« [2]). Dieser Widerspruch ist so auffallend, daß er nicht aus der Welt geschafft werden kann. Man kann höchstens herauszufinden suchen, wie Bebel sich die Sache vorgestellt haben dürfte. Dies mag man sich in folgender Art denken: im ganzen Land wird für alle Betriebe eine einheitliche Arbeitszeit eingeführt. Hat jemand so geringe Bedürfnisse, daß er weniger braucht, als was er für die volle Arbeitszeit erhält, so steht es ihm frei, kürzer zu arbeiten. Ebenso kann er den Arbeitsanteil eines anderen übernehmen. So ließe sich der Widerspruch zur Not erklären. Aber die Schwierigkeiten werden nun nicht geringer, wie gleich gezeigt werden soll. Bemerkt sei noch, daß Bebel nicht ausdrücklich sagt, ein jeder könne so lange arbeiten als er will. Vielmehr gehen die Abweichungen von der allgemeinen Arbeitszeit nach zwei Richtungen: einmal kann jeder kürzere Zeit arbeiten; daß er ohne weiteres aus freien Stücken länger arbeiten kann, ist nicht gesagt. Er kann aber auf jeden Fall durch Vereinbarung mit einem anderen dessen Anteil übernehmen.

Zur Verkürzung der Arbeitszeit folgendes: der Arbeiter eines Alleinbetriebs kann sich seine Arbeitszeit einteilen, wie er will. Schon in einem handwerksmäßigen Gehilfenbetrieb ist es mit der notwendigen Arbeitsordnung kaum vereinbar, daß einzelne Gesellen kürzer arbeiten. In der modernen, arbeitsteiligen, mit Maschinen betriebenen Fabrik wäre es nur unter größter Störung und Minderung der Produktivität denkbar, daß der einzelne Arbeiter nach Belieben weniger lang arbeitet als die allgemeine Arbeitszeit bestimmt. Nun soll die neue Gesellschaft ja gerade höchste Erhöhung der Produktion, Konzentration der Betriebe, höchste Entwicklung der Maschinentechnik bringen. Würde also bei solcher Wirtschaftsgestaltung jeder Arbeiter seine Arbeitszeit nach Belieben kürzen können, so würde die Produktion aufs äußerste behindert. Wollen wir mithin in

[1]) Ebenda S. 79, 389, bes. deutlich S. 403, 463.

[2]) Ebenda S. 404.

der Zukunftsgesellschaft mit Bebel die erhöhte Produktivität annehmen, so müssen wir auf seine willkürliche Verkürzung der Arbeitszeit verzichten. Wohl verstanden: es wäre an sich denkbar, daß gewisse Kategorien, gewisse Betriebe eine kürzere Arbeitszeit hätten als andere; das müßte dann von der Verwaltung bestimmt werden und wäre demnach auch nicht ohne Zwang möglich. Allein keine Andeutung in Bebels Buch läßt auf solche Ungleichheit schließen. Nur nach der Jahreszeit scheint er die Länge der Arbeitszeit verschieden gestalten zu wollen [1]). Sonach bleibt nur die Möglichkeit übrig, daß die zwangsweise Innehaltung der gleichen Arbeitszeit für alle durchgeführt wird.

Wie wird nun die Arbeit verteilt? Ohne Zweifel sind die verschiedenen Arbeitszweige nicht in gleichem Maße begehrt. Zwar sollen sie nach Bebels Hoffnung einander dadurch nähergerückt sein, daß die unangenehmsten Arbeiten auf chemischem und maschinellem Wege verrichtet werden [2]). Allein er sieht ganz gut ein, daß es trotzdem wohl noch besonders unbeliebte Arbeiten geben wird. Nur gibt er sich einer Täuschung hin, wenn er zu meinen scheint, es könne sich da nur um vereinzelte, besonders verabscheute Arbeiten handeln. Im Gegenteil ist klar, daß in der Bewertung der Arbeiten nach ihrer Beliebtheit immer eine große Verschiedenheit herrschen wird. Mögen die Arbeitsstätten noch so glänzend eingerichtet sein, es ist doch anzunehmen, daß bei gleicher Entlohnung ein größerer Andrang zum Beruf des Mechanikers als zu dem des Bergarbeiters, zu dem des Buchhalters als zu dem des Maurers herrschen wird.

Wer bestimmt nun darüber, welche Arbeiten der einzelne zu leisten hat? Bebel sagt: »Jeder einzelne entscheidet über den Arbeitszweig, in dem er beschäftigt sein möchte«. Also vollkommene Freiheit der Wahl? Allein unmittelbar darauf erkennt Bebel die Unmöglichkeit solch völliger Freiheit und schränkt sie durch den Satz ein: »Stellt sich auf dem einen Gebiet ein Ueberschuß, auf dem anderen ein Mangel an Kräften heraus, so hat die Verwaltung die Arrangements zu treffen und einen Ausgleich herbeizuführen« [3]). Wie führt sie diesen Ausgleich

[1]) Ebenda S. 463.

[2]) Ebenda S. 408.

[3]) Ebenda S. 379; vgl. auch S. 406: »Findet einer, daß er auf einem Gebiete nicht zu leisten vermag, was andere leisten, so wählt er sich ein anderes, das seinen Kräften und Fähigkeiten entspricht.«

herbei? Sie könnte die Arbeiter beider Gruppen verschieden entlohnen, der Gruppe, die Mangel an Kräften hat, einen höheren Lohn anbieten, um die Arbeiter anzulocken — allein das darf sie nicht: alle Arbeit soll ja in gleicher Weise, nämlich durch ein Zertifikat über die geleistete Arbeitszeit, entlohnt werden [1]). Das Motiv des wirtschaftlichen Selbstinteresses fällt also, soweit es sich um höhere Entlohnung handelt, weg. Daß die einzelnen aber allgemein aus Gemeinsinn, im Bewußtsein, auf diese Weise für die Allgemeinheit und für sich selber so das Beste zu schaffen, einen ihnen unangenehmen Arbeitszweig ergreifen würden, glaubt Bebel wohl selbst nicht. Also bleibt nichts übrig, als durch einen Befehl, durch Zwang dem Arbeiter den Arbeitszweig und auch die Arbeitsstätte vorzuschreiben; mit anderen Worten die Freizügigkeit aufzuheben [2]). Für die unangenehmen, widerlichen Arbeiten wird der Zwang ja auch ausdrücklich zugegeben; sie sollen pflichtweise nach der Reihe geleistet werden.

Wir stoßen also auch hier wieder auf Zwangsautorität. Bebel hat allerdings diese Zwangsautorität nicht geliebt. Eine hübsche Illustration zu seiner Stellung dem Zwang gegenüber ist in seinen Lebenserinnerungen zu lesen [3]). Da erzählt er, mit welchem Eifer er und Liebknecht als Festungsgefangene aus Freude an selbstgewählter Arbeit Dung trugen, und fügt bei: »Mutete der Staat uns eine solche Arbeit zu, wir hätten sie mit höchster Empörung zurückgewiesen. Das ist der Unterschied zwischen Zwang und freiem Willen«.

Der Zwang könnte nur entbehrt werden, wenn die Menschen von selbst besten Willen mitbrächten. An einer Stelle [4]) setzt Bebel ausdrücklich solchen »besten Willen« voraus. Tatsächlich ist aber diese Voraussetzung allenthalben gemacht. Bei allseitigem besten, d. h. aufs äußerste angespanntem Willen

---

[1]) Ebenda S. 404. Selbstverständlich weiß ich wohl, daß die Gleichheit der Entlohnung durchaus keine allgemeine Forderung der Sozialdemokratie ist. Konnte doch August Müller in seiner Schrift »Sozialisierung oder Sozialismus« (S 76) aussprechen: »Ich unterstelle natürlich keinem vernünftigen Arbeiter die kindische Vorstellung, daß er durch die Sozialisierung eine vollständig gleiche Entlöhnung aller Staatsbürger erstrebe.« Aber es ist charakteristisch, daß das Postulat sich gerade bei Bebel, dem Sprachrohr der breiten Masse, findet.

[2]) Ueber die Frage der Freizügigkeit bei Bebel s. auch Cathrein, Der Sozialismus S. 402 ff.

[3]) Bebel, Aus meinem Leben, Band II S. 266. Ueber Bebels Stellung gegen den Zwang vgl. auch Die Frau S. 443.

[4]) Bebel, Frau S. 406.

zur Gemeinschaft könnten sich unseres Autors Zukunftspläne durchführen lassen. Allein hat er irgendwelchen Anhaltspunkt, um anzunehmen, daß alle Menschen gleich von vornherein diesen Willen mitbringen werden? Setzt man jedoch selbst besten Willen für das Ziel voraus, werden sie auch denselben, einheitlichen Willen für jede einzelne Handlung auf dem Wege zum Ziel haben? Das kann man unmöglich annehmen. Sind aber ihre Willen, ihre Meinungen auch nur über den Weg verschieden, so können sie nur durch eine einheitliche Gewalt einheitlich gelenkt werden. Diese einheitliche Gewalt aber muß, weil viel umfassender, auch viel schärfer fühlbar werden als die heutige Staatsgewalt. So finden wir, daß Bebel, der in seiner neuen Gesellschaft des Staates entraten zu können meint, nun einen Zukunftsstaat braucht, der sich vom bisherigen vor allem durch größere Autorität, schärferes Zugreifen und ins Kleinste gehendes Bevormunden des Individuums unterscheidet.

III. Kapitel.

Der Kommentator: Kautsky.

I. Die Vorstellung von der Zukunftsgesellschaft.

Marx und Engels fanden nicht nur ungezählte Scharen begeisterter Anhänger, sie fanden auch Kommentatoren und Glossatoren, die in treuer Arbeit ihre Gedanken zu ergründen und zu verdeutlichten suchten. Unter ihnen dürfte Karl Kautsky wohl derjenige sein, den sowohl seine persönlichen Beziehungen zu den Meistern als seine langjährige Stellung an der Zeitschrift der deutschen sozialdemokratischen Partei zum offiziellen Interpreten stempeln. »Ich verlasse mich auf Kautsky wie auf mich selbst«, schreibt Engels an Sorge im Jahre 1887 [1]). Unzählige Schriften hat Kautsky im letzten Menschenalter herausgegeben, die fast immer den Zweck haben, die Auffassungen der beiden Heroen zu popularisieren, zu erklären, zu verteidigen oder auch zu ergänzen. Stets tritt er als der Schüler der Großen auf. In den Erläuterungen zum Erfurter Programm heißt es: »Eine weitere Auseinandersetzung des Gedankenganges der Lehre von Marx und Engels ist nicht notwendig, denn das ganze vorliegende Buch fußt auf ihm, ist

[1]) Briefe an Sorge S. 259.

nichts als eine Darlegung und Ausspinnung desselben«[1]. Was er hier von diesem einzelnen Buch sagt, läßt sich auch auf sein ganzes Lebenswerk anwenden. Man darf dabei freilich nicht vergessen, daß eine Ausspinnung sehr subjektive Momente enthalten kann. Aber immerhin werden uns Kautskys Ansichten aus dem Grunde von besonderer Wichtigkeit sein, weil sie einerseits den Anspruch erheben, die Auslegung der Meister darzustellen, und andererseits — das hängt damit zusammen — von einem Manne herrühren, der mit den offiziellen deutschen Parteianschauungen aufs innigste verwachsen ist; stammt doch von ihm auch der grundlegende Entwurf zum Erfurter Programm her[2].

Es gilt also nun nach Ausführungen von Kautsky zu suchen, die das ergänzen können, was wir bei Marx und Engels über die Möglichkeit der Zukunftsgesellschaft und die Motive zur Begründung und Erhaltung derselben gefunden haben. In der Tat gibt es in Kautskys Schriften zahlreiche Stellen, die uns neues Licht bringen.

Wie er die Forderung überhaupt beurteilt, sich über den Zukunftsstaat auszusprechen, hat er in seiner Erläuterungsschrift zum Erfurter Programm dargelegt. Er lehnt da die Aufstellung eines Zukunftsplanes unter Berufung auf die Notwendigkeit der Entwicklung und die materialistische Geschichtsauffassung ausdrücklich ab[3], und will nichts von »Rezepten für die Garküche der Zukunft« wissen[4]. Anderswo spricht sich die offiziöse Parteilehre noch schärfer aus. In einer ungezeichneten Artikelreihe der »Neuen Zeit«, die im Jahre 1891 den Entwurf des Erfurter Programms zum Gegenstande hatte, sagt der Kautsky wohl nahestehende Verfasser, einer der wichtigsten und erfreulichsten Unterschiede zwischen der heutigen und der vorsozialistengesetzlichen Denkart der großen Masse der Parteigenossen liege in dem gänzlichen Verlöschen der Utopisterei, des Spintisierens über den Zukunftsstaat[5].

Demgegenüber sagt Kautsky — und hier läßt sich ein gewisser Widerspruch zu den obigen Aeußerungen nicht verbergen: »Neues kann der Mensch nicht schaffen, wenn es nicht

[1] Kautsky, Das Erfurter Programm S. 230.
[2] Vgl. ebenda S. XIX.
[3] Ebenda S. 132 ff.
[4] Ebenda S. 139.
[5] Der Entwurf des neuen Parteiprogramms, Neue Zeit IX, 2, S. 72?

vorher in seinem Bewußtsein und seinem Wollen als Ziel bestimmte Umrisse gewonnen hat«[1]. Im Einklang damit hält er »Versuche, zu erforschen, welche Richtung die Tendenzen der ökonomischen Entwicklung annehmen dürften, sobald diese von der kapitalistischen auf die sozialistische Grundlage gestellt worden sein wird«, keineswegs für unnütz[2]. Als Forschung dieser Art nennt er Bebels Buch »Die Frau«; er selbst hat in mehreren seiner Schriften derartige Untersuchungen veröffentlicht; die zusammenhängendsten finden sich wohl in der Broschüre »Die soziale Revolution«, die, auf zwei in Holland gehaltenen Vorträgen beruhend, im Jahre 1902 erstmals erschien. In dem zweiten Teil, der den Titel führt »Am Tage nach der sozialen Revolution«, will er die Probleme untersuchen, die den Sozialdemokraten »aus der Eroberung der politischen Macht erwachsen dürften«[3]. Bei dieser Betrachtung macht er zwei methodische Voraussetzungen: einmal wird unterstellt, das Proletariat gewinne mit einem Schlage die Herrschaft, zum zweiten, »die Mittel, die ihm zur Lösung seiner Aufgabe zu Gebote stünden, seien die heute gegebenen«[4].

Unter Zugrundelegung dieser Voraussetzungen ergibt sich folgendes Bild, das im wesentlichen der genannten Schrift entnommen, aber gelegentlich durch einzelne andere Stellen ergänzt ist: Hat das Proletariat die politische Macht erobert, so wird die Fortführung der kapitalistischen Produktionsweise unmöglich. Das Eigentum der Großbetriebe an den Produktionsmitteln wird auf die Allgemeinheit übertragen, mögen dies nun Staat, Gemeinde oder Genossenschaft sein[5]. Die Expropriation kann sich als Konfiskation oder Ablösung darstellen; letzterer Weg wird wahrscheinlich der geeignetere sein; dabei werden hohe Steuern dafür sorgen, daß die enteigneten Kapitalisten nicht zu üppig leben[6]. Der Kleinbetrieb wird nicht expropriiert; aber seine Inhaber werden ihn voraussichtlich bald freiwillig aufgeben, um sich dem Großbetrieb anzuschließen[7]. Auf dem

[1]) Kautsky, Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft S. 161.

[2]) Kautsky, Das Erfurter Programm S. 139; vgl. Die soziale Revolution S. 67.

[3]) Die soziale Revolution S. 67.

[4]) Ebenda S. 69.

[5]) Ebenda S. 72—75.

[6]) Ebenda S. 75—78; Das Erfurter Programm S. 143.

[7]) Die soziale Revolution S. 96 ff.; Das Erfurter Programm S. 145 ff.

Lande wird insbesondere die große landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft ihre Anziehungskraft auf die Bauern ausüben [1]). In den industriellen Großbetrieben wird es vorläufig noch Arbeitslöhne geben; es wird eine Fortentwicklung der heute bestehenden Lohnformen stattfinden [2]). Das Geld wird zunächst jedenfalls nicht abgeschafft. »Als Mittel der Zirkulation wird das Geld, solange nichts Besseres gefunden, unentbehrlich bleiben« [3]). Aber nun wird das Niveau der Löhne durch die Menge der vorhandenen Produkte bestimmt: »Je mehr produziert wird, desto höher im allgemeinen die Löhne« [4]). Der Aufbau in den einzelnen Betrieben wird je nach der Eigenart ein mehr genossenschaftlicher oder bureaukratischer sein; letzteres wird z. B. für die Eisenbahnen notwendig bleiben [5]). Alles in allem soll man sich, so mahnt Kautsky, i e sozialistische Gesellschaft nicht als einen »starren Mechanismus« vorstellen. Die verschiedensten Arten des Eigentums an Produktionsmitteln, der Betriebs- und Lohnformen können nebeneinander hergehen [6]).

Nach der Revolution hat Kautsky seine Vorschläge etwas modifiziert [7]). Zwar ist ihm auch jetzt noch die Verstaatlichung der Produktionsmittel der Hauptweg der Sozialisierung. Aber er verlangt vor allem den Uebergang des großen Grundeigentums an Bergwerken, Wäldern und Landgütern, sowie des städtischen Grundbesitzes (ohne die Häuser) an den Staat. Die Betriebe blieben zunächst noch Privatbetriebe und wären nach und nach zu sozialisieren. Sozialisierte Industriezweige sollen nach dem Muster des später zu besprechenden deutschösterreichischen Entwurfs von einem Kollegium verwaltet werden, in dem Staatsgewalt, Arbeiter und Abnehmer vertreten sind. Die Produktionszweige, deren sofortige Sozialisierung nicht möglich ist, sollen, soweit sie dazu geeignet sind, zwangsweise zu Syndikaten vereinigt werden, in deren Leitung die Unternehmer nur zu einem Viertel vertreten sind. Es wird also dann immerhin sozialisierte, syndizierte und solche Industrie-

[1]) Die soziale Revolution S. 98; Sozialisierung der Landwirtschaft S. 75—76.

[2]) Die soziale Revolution S. 81 ff.; Das Erfurter Programm S. 153, 155.

[3]) Die soziale Revolution S. 81.

[4]) Ebenda S. 84.

[5]) Ebenda S. 80.

[6]) Ebenda S. 100.

[7]) Die wichtigsten diesbezügl. Vorschläge in den »Richtlinien für ein sozialistisches Aktionsprogramm« S. 6—11; vgl. auch die Schrift: »Was ist Sozialisierung«?

zweige geben, die weder sozialisiert noch syndiziert sind. In der Landwirtschaft sollen die Wälder verstaatlicht, die Latifundien nach dem Vorbild der sozialisierten Industrien behandelt, die übrigen ländlichen Großbetriebe syndiziert werden. Bauern sind nicht zu enteignen. Aber durch ein Vorkaufsrecht hofft Kautsky doch allmählich allen Grundbesitz in die Hände des Staates zu überführen. Natürlich spielt auch die Kommunalisierung eine bedeutende Rolle. Die Enteignung erfolgt im allgemeinen gegen Entschädigung. Schließlich wird auch der Rätegedanke dem Zukunftsplan eingefügt. Nach Kautsky muß nunmehr die Produktion durch das Zusammenwirken der drei großen Faktoren gelenkt werden: der Arbeiter, der Konsumenten, der Wissenschaft. Während für die Konsumenten Konsumvereine, Gemeinde und Staat sich als Organisationen darstellen, sollen auf der Arbeiterseite die Arbeiterräte die früher den Gewerkschaften zugedachten Funktionen ausüben [1]).

Die Grundlage der Produktion wird aber auf jeden Fall die Vergesellschaftung sein. Auf ihr basiert auch die Verteilung. Damit ist ein Verteilungsschlüssel noch nicht gegeben. Soll man als solchen die Gleichheit, den Ertrag der Arbeit, oder die Bedürfnisse des einzelnen nehmen? [2]). Während Marx für die höhere Stufe der kommunistischen Gesellschaft den letzteren Weg ohne weiteres annimmt [3]), will Kautsky sich für keine der drei Formeln entscheiden. Wenn einmal eine so hohe Produktivität der Arbeit eintreten sollte, daß die Menschen »alles, was sie brauchen, im Ueberfluß besitzen«, dann, meint er, würde fast von selbst »Jedem nach seinen Bedürfnissen« zugeteilt werden [4]). Ich nehme indessen an, daß ihm solche Bedürfnissättigung selbst utopisch erscheint. Die Verteilung nach dem Arbeitsertrag ist gerade nach der marxistischen Wert- und Arbeitsauffassung nicht möglich, weil, wenn der ganze Arbeitsertrag dem Arbeiter zuflösse, die Produktion nicht weitergeführt werden könnte [5]). Die Gleichheit endlich muß dem Sozialdemokraten Kautsky sehr am Herzen liegen. Aber er erkennt wohl die Schwierigkeiten einer völlig gleichen Verteilung. So

[1]) Was ist Sozialisierung? S. 16—20.

[2]) Das Erfurter Programm S. 150.

[3]) Marx, Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms a. a. O. S. 567.

[4]) Das Erfurter Programm S. 151.

[5]) Ebenda S. 152.

begnügt er sich damit, die Gleichheit »als Ziel einer natürlichen Entwicklung, als Tendenz« aufzustellen, und lehnt es durchaus ab, allgemein für die sozialistische Gesellschaft die Gleichheit zu verlangen [1]. In bezug auf die Lohnhöhe sieht er von vornherein von völliger Gleichheit ab und empfiehlt, um einen Ausgleich zwischen Arbeitermangel hier und Arbeiterüberfluß dort herbeizuführen, verschiedene Lohnhöhe in einzelnen Industriezweigen [2]. So soll also die Verteilung nicht nach einer im voraus ausgeklügelten Formel durchgeführt werden, sondern sie wird bestimmt werden durch die in der Gesellschaft herrschenden Verhältnisse.

Auf jeden Fall, meint Kautsky, wird die neue Gesellschaft ihren Gliedern erhöhten Wohlstand und Sicherheit der Existenz bringen [3], sie wird besonders auch durch Einschränkung der Arbeitszeit allen die Möglichkeit geistiger Tätigkeit bieten [4]; ja es steht zu erwarten, daß die sozialistische Gesellschaft »den Charakter des Menschen erheblich verändern wird«. Auf einen neuen Typus des Menschen hofft unser Autor. Er erwartet, »daß ein Reich der Kraft und der Schönheit entstehen wird, das würdig ist der Ideale unserer tiefsten und edelsten Denker« [5].

II. Die Begründung.

Wie bei Marx und Engels ist auch bei Kautsky das Hauptargument für den kommenden Sozialismus die Notwendigkeit. Er sagt: »Was dagegen als unvermeidlich erwiesen ist, ist nicht nur als möglich, es ist auch als das einzig Mögliche erwiesen« [6]. Daß aber die Entwicklung mit Notwendigkeit zum Sozialismus hindrängt, ist für ihn außer Zweifel. »Die Sozialdemokratie . . . baut . . . auf die unbeugsame Notwendigkeit der ökonomischen Entwicklung. Wer diese anerkennt, muß auch unser Ziel anerkennen« [7]. Mehr Mühe macht ihm offenbar die Untersuchung der Frage, wie sich in diese Notwendigkeit der Wille und das Handeln der Menschen

[1] Ebenda S. 155; vgl. die besonders lehrreiche Stelle in »Ethik und materialistische Geschichtsauffassung« S. 117.

[2] Die soziale Revolution S. 84.

[3] Das Erfurter Programm S. 159.

[4] Die soziale Revolution S. 104 ff.

[5] Ebenda S. 111, 112.

[6] Das Erfurter Programm S. 132.

[7] Ebenda S. 126.

hineinfügen. Einen Fatalismus lehnt er durchaus ab: »Tatlose Ergebung in das anscheinend Unvermeidliche heißt nicht, der gesellschaftlichen Entwicklung ihren Lauf lassen, sondern sie zum Stillstand bringen«[1]. Aehnlich hat er sich oftmals ausgesprochen. So darf man einzelne Aeußerungen, die etwa fatalistisch klingen, nicht zu sehr pressen[2].

Vielmehr stellt er das Verhältnis folgendermaßen dar: der Wille der Menschen zu leben, wenngleich nicht frei, ist die Triebkraft jedes ökonomischen Vorgangs. Die ökonomische Notwendigkeit ist die Notwendigkeit bestimmten Wollens. Das Bewußtsein aber bestimmt die — bei den Klassen verschiedenen — Formen, »die jener Wille in gegebenen Fällen annimmt, und die Energie, die er einzelnen solcher Formen zuwendet«[3]. Es wird also, wenn ein Handeln notwendig erscheint, um einen bestimmten Zustand herbeizuführen, darauf ankommen, ob der menschliche Wille in genügender Weise darauf gerichtet ist. So heißt es denn auch an anderer Stelle: »Ohne tatkräftiges Eintreten der von den herrschenden Zuständen am meisten Bedrückten ist noch nie eine soziale Revolution vor sich gegangen«[4].

In unserer Zeit, da sich im Kapitalismus die Bedingungen für den Sozialismus entwickeln, kann das Proletariat dadurch, daß es im geeigneten Moment die Herrschaft ergreift, und die Vergesellschaftung der Produktionsmittel durchführt, die Menschheit zu ungeahnten Höhen emporheben. Die ökonomische Entwicklung führt »zu unerträglichen Zuständen für die Masse der Bevölkerung«, »welche dieser nur die Wahl lassen zwischen tatlosem Verkommen oder tatkräftigem Umsturz der bestehenden Eigentumsordnung«[5]. »An Stelle des Privateigentums an den Produktionsmitteln das genossenschaftliche Eigentum zu setzen, das ist es, was die ökonomische Entwicklung immer dringender notwendig macht«[6].

---

[1]) Ebenda S. 102.

[2]) Fatalistisch könnte man etwa Aeußerungen wie die folgende auslegen: »Auch der flammendste Appell kann den Sieg nicht um eine Stunde näherbringen. Und die krampfhafteste Beschwörung vermag ihn ebensowenig wie die brutalste Vergewaltigung einzelner um eine Stunde hinauszuschieben.« (Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft S. 166). Aber auch hier ergibt der Zusammenhang ein anderes Bild.

[3]) Der Weg zur Macht S. 35; der ganze Gedankengang S. 30 ff.

[4]) Das Erfurter Programm S. 103.

[5]) Ebenda S. 102. [6]) Ebenda S. 108.

Hier liegt die Aufgabe des Proletariats. Versagt es, dann wird der Erdkreis in Barbarei und fürchterliches Elend versinken.

Somit muß die sozialistische Ordnung kommen, nicht mit unentrinnbarer Naturnotwendigkeit und ohne Zutun der Menschen, sondern weil sie die einzige Rettung ist. »Ein Beharren in der kapitalistischen Zivilisation ist unmöglich; es heißt entweder vorwärts zum Sozialismus oder rückwärts in die Barbarei«[1].

Wir finden also bei Kautsky im Wesen dieselbe Auffassung über die Notwendigkeit, die uns der Anti-Dühring gezeigt hatte. Der Kommentator hat nur das menschliche Wollen mehr betont. Deshalb muß für ihn die Frage besonders wichtig sein, ob das Proletariat fähig ist, die Herrschaft zu übernehmen. An diese Fähigkeit knüpft er die Möglichkeit des Sozialismus an: »Von der Macht und Reife des Proletariats und nicht von der Stärke der kapitalistischen Organisation hängen die Aussichten des Sozialismus ab«[2]. In der Schrift »Demokratie oder Diktatur«, die zwar 1919 herauskam, aber von Kautsky selbst als Sonderausgabe eines Teils der kurz vor der Revolution erschienenen Schrift »Die Diktatur des Proletariats« bezeichnet wird[3], sagt er noch deutlicher, das Proletariat müsse die Fähigkeit haben, die materiellen Bedingungen des Sozialismus festzuhalten und richtig anzuwenden. Nur dann sei der Sozialismus als dauernde Produktionsweise zu verwirklichen[4].

Hat nun aber das Proletariat heute schon diese Fähigkeit, ist es tatsächlich reif? Daß es von diesem Zustand zum mindesten nicht weit entfernt sei, hat unser Autor schon in früheren Schriften vertreten[5]. Die Frage, ob es jetzt, zur Revolutions-

[1]) Das Erfurter Programm S. 132. Aehnliche Aussprüche S. 99, 107, 126; die Soz. Revolution S. 56.

[2]) Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft S. 163. Diese Schrift ist vom Jahre 1918, indessen finden sich auch früher schon wenigstens Anklänge dieser Auffassung; so wird in der »Sozialen Revolution« S. 50 auch schon davon gesprochen, das Proletariat »reif zu machen«.

[3]) Demokratie oder Diktatur S. 6.

[4]) Ebenda S. 13.

[5]) Kautsky, Grundsätze und Forderungen S. 23; Die soziale Revolution S. 111. An letzterer Stelle meint Kautsky noch leichthin, wir dürfen erwarten, daß »die Herrschaft des Proletariats und damit die soziale Revolution nicht früher eintreten wird, als bis nicht bloß die ökonomischen, sondern auch die psychologischen Vorbedingungen einer sozialistischen Gesellschaft in ausreichendem Maße gegeben sind.«

zeit, reif sei, untersucht er in der eben genannten Schrift »Demokratie oder Diktatur« eingehend. Es heißt da: »Entscheidend ist nicht mehr der materielle, sondern der persönliche Faktor: Ist das Proletariat stark und intelligent genug, diese gesellschaftliche Regelung selbst in die Hand zu nehmen? Das heißt, besitzt es die Kraft und die Fähigkeit, die Demokratie aus der Politik in die Oekonomie zu übertragen? Das läßt sich mit Bestimmtheit nicht voraussagen . . . Nur die Praxis kann in jedem Fall zeigen, ob das Proletariat schon wirklich reif ist zum Sozialismus. Mit Bestimmtheit läßt sich nur folgendes sagen: Das Proletariat nimmt unaufhörlich zu an Zahl, Kraft und Intelligenz, es nähert sich immer mehr dem Zeitpunkt seiner Reife. Wohl läßt sich nicht von vornherein ermessen, wann dieser Zeitpunkt erreicht ist. Es läßt sich nicht bestimmt sagen, er sei schon da, wenn das Proletariat die Mehrheit im Volke bildet und dieses in seiner Mehrheit den Willen zum Sozialismus bekundet. Dagegen kann man allerdings mit Bestimmtheit annehmen, ein Volk sei zum Sozialismus noch nicht reif, solange die Mehrheit der Volksmasse dem Sozialismus feindlich gegenübersteht, von ihm nichts wissen will«[1]).

Den Ausführungen einige Seiten später ist zu entnehmen, daß K a u t s k y bei Abfassung der Broschüre der Meinung war, Deutschland habe die Stufe der Reife bereits erreicht[2]). Ganz deutlich sagt er auch in der unmittelbar nach Ausbruch der Revolution erschienenen Schrift »Das Weitertreiben der Revolution«: »Oekonomie und Proletariat sind heute in Deutschland reif zur Sozialisierung«[3]). Allein die Wahlen zur Nationalversammlung im Januar 1919 haben für den Sozialismus ebensowenig eine Mehrheit ergeben wie die vom 6. Juni 1920. Nach K a u t s k y s Ausspruch ist somit das deutsche Volk für den Sozialismus heute noch nicht reif.

Eine andere Frage ist die, ob die W i r t s c h a f t reif sei. Seit der Revolution wird vielfach zwischen reifen und nichtreifen Betrieben und Gebieten unterschieden. Auch K a u t s k y will in seinem Referat auf dem Rätekongreß nur die reifen Gebiete sozialisieren[4]).

[1]) Demokratie oder Diktatur S. 18.
[2]) Demokratie oder Diktatur S. 43.
[3]) Das Weitertreiben der Revolution S. 14.
[4]) Was ist Sozialisierung? S. 21.

Je mehr die Erringung der Zukunftsgesellschaft von den Menschen abhängt, um so wichtiger wird die Untersuchung der Frage, ob die neue Ordnung besser ist als die gegenwärtige. Zwar findet es Kautsky »höchst unnötig«, die »Gegner durch einen verlockenden Prospekt bewegen zu wollen, uns ihren Kredit zu schenken«[1]. Allein da, wie eben ausgeführt, der neue Zustand nicht von selbst eintreten wird, sondern tatkräftiger Mithilfe der Menschen bedarf, so scheinen ihm doch Hinweise auf die Vorzüge der künftigen Ordnung angebracht

Sozialismus bedeutet bewußte Regelung und damit Steigerung der Produktion. In zwei Richtungen wird sich — nach Vorbild der amerikanischen Trusts — diese Regelung hauptsächlich bewegen: einmal konzentriert man die Gesamtproduktion auf die vollkommensten Betriebe und legt alle übrigen still[2]. Dann aber werden infolge der Konzentration Ersparnisse der verschiedensten Art gemacht; es sei nur an Transportkosten, Geschäftsreisende, Reklame erinnert[3]. Indessen löst einen Teil dieser Aufgaben schon das Kapital, besonders in den Trusts. »Was aber allein ein proletarisches Regime leisten kann, ist die planvolle Regelung der Zirkulation der Produkte, des Verkehrs zwischen Betrieb und Betrieb, zwischen Produzenten und Konsumenten . . .«[4]. Diese Regelung soll nunmehr bewußt erfolgen, während sie bisher unbewußt »sich hinter dem Rücken der Beteiligten unter Ach und Krach, unter Friktionen, Bankerotten und Krisen durch das Wirken des Wertgesetzes immer wieder durchsetzte«[5]. Die neue Ordnung wird dann ein rasches Emporschnellen der Produktion bewirken[6]. Der dadurch erlangte Wohlstand wird aber mit einer Sicherheit der Existenz verbunden sein, »wie sie der größte Reichtum heute nicht gewähren kann«[7].

Die Vorteile des Zukunftsstaats treten erst durch den Hinweis auf die Mängel der Gegenwart in das rechte Licht. Heute gibt es wohl ökonomische Fortschritte, aber »jeder ökonomische Fortschritt ist unter dem System des Kapitalismus mit einem

[1]) Das Erfurter Programm S. 133.
[2]) Die soziale Revolution S. 85.
[3]) Ebenda S. 90.
[4]) Ebenda S. 92.
[5]) Ebenda S. 93.
[6]) Das Erfurter Programm S. 158.
[7]) Ebenda S. 159.

Fluch für das Proletariat verbunden«[1]. Es werden aber auch gar nicht alle möglichen ökonomischen Fortschritte erzielt, »die theoretisch jeweilig erreichbare größte Produktivität der Arbeit« wird »nie wirklich erreicht«[2]. Insbesondere in der Landwirtschaft verursacht das Privateigentum zahlreiche Hemmungen[3]. Und wenn man wie Kautsky von der sozialistischen Gesellschaft »herrliches Leben«[4] erhofft, dann ist es ja nur zu naheliegend, alle Mängel der heutigen Zeit auf das Schuldkonto des Kapitalismus zu schreiben.

III. Die Motive.

A. Allgemeine Motivationslehre.

Obwohl durch die Notwendigkeitslehre von der Fragestellung nach den Motiven etwas abgelenkt, hat Kautsky doch die Motivation aus seinen Untersuchungen nicht ausgeschlossen. Er hat zwar nicht speziell die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns betrachtet, wohl aber allgemein die menschlichen Triebe und ihre Entstehung darzustellen gesucht. In seiner 1906 erschienenen Schrift »Ethik und materialistische Geschichtsauffassung« geht er vom Selbsterhaltungs- und vom Arterhaltungstrieb aus, um dann den sozialen Trieben, die für die Entwicklung von besonderer Bedeutung sind, eingehendere Betrachtung zu widmen[5]. »Bei Tiergattungen, bei denen der gesellschaftliche Zusammenhalt zu einer wirksamen Waffe im Kampfe ums Dasein wird, züchtet dieser daher gesellschaftliche, soziale Triebe[6].« Zu den sozialen Trieben rechnet er — schon bei den Tieren — Selbstlosigkeit, Tapferkeit, Treue, Disziplin, Wahrhaftigkeit, Ehrgeiz[7].

Kautsky sieht nun die menschliche Natur als sehr wandlungsfähig an; er sagt: »Ist die menschliche Gesellschaft im Gegensatz zur tierischen in einem ständigen Entwicklungsprozeß begriffen, so müssen auch die Menschen in ihr sich beständig ändern«[8]. Aehnlich heißt es an einer anderen Stelle

[1] Der Weg zur Macht S. 74.
[2] Sozialisierung der Landwirtschaft S. 17, vgl. S. 24.
[3] Ebenda S. 17, 29, 70.
[4] Ebenda S. 74.
[5] Ethik und materialistische Geschichtsauffassung S. 54 ff.
[6] Ebenda S. 61.
[7] Ebenda S. 62. [8] Ebenda S. 91.

mit besonderem Bezug auf die Jetztzeit, daß die kapitalistische Produktion selbst die neuen Menschen erzeugt, deren die neue Produktionsweise bedarf [1]). Diese Aenderung betrifft besonders auch die sozialen Triebe, die durchaus nicht gleichmäßig mit der Gesellschaft sich entwickeln müssen [2]). Gemeinsames Eigentum stärkt sie, privates Eigentum und Konkurrenzkampf sind ihnen schädlich [3]). Sie gedeihen innerhalb der Klassen, besonders innerhalb der ausgebeuteten Klassen [4]). So ist es begreiflich, wenn in der Epoche der entwickelten Warenproduktion einerseits der Egoismus durch den Konkurrenzkampf mächtig gefördert wurde, andererseits aber doch wieder im Proletariat durch den Klassenkampf die sozialen Triebe und Tugenden gewaltig gestärkt wurden. Das Proletariat birgt die sozialen Triebe in sich, deren die Zukunftsgesellschaft bedarf [5]). In der Schrift »Der Weg zur Macht« sind dann wieder mehr die Kampftriebe betont [6]).

Diese entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen werfen vor allem Licht auf Kautskys Ansicht von der Veränderlichkeit der menschlichen Natur, sie zeigen uns aber noch nicht, welche Motive des menschlichen Handelns unser Autor überhaupt und insbesondere in unserer Zeit als vorhanden annimmt. Aus verstreuten Aeußerungen lassen sich diese zusammensuchen. So gibt es einen allgemeinen Einblick, wenn Kautsky als Motive für die »Betätigung des einzelnen in der Produktion« außer der Entlohnung noch »Pflichtgefühl, Ehrgeiz, Wetteifer, Gewohnheit, Anziehungskraft der Arbeit usw.« anführt [7]). Das individuelle Habenbedürfnis ist ihm nicht nur in Gestalt der Hungerpeitsche bekannt [8]), sondern er kennt auch die Wirksamkeit

---

[1]) Das Erfurter Programm S. 112. Es soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß der eben dargelegte Gedankengang nicht widerspruchslos dasteht. In seinem Aufsatz »Die materialistische Geschichtsschreibung und der psychologische Antrieb«, (Neue Zeit XIV, 2 S. 652 ff.) findet sich auf S. 655 folgende Stelle: »Hat sich aber der menschliche Organismus, sein Denkvermögen, seine künstlerische Tätigkeit usw. in historischer Zeit merklich verändert? Sicher nicht.« Aber Kautskys wichtigste und neueste Ausführungen betonen doch stark die Veränderlichkeit.

[2]) Ethik und materialistische Geschichtsauffassung S. 92.

[3]) Ebenda S. 103 ff.

[4]) Ebenda S. 110, 105 und bes. 119.

[5]) Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie S. 21.

[6]) Der Weg zur Macht S. 30 ff.

[7]) Das Erfurter Programm S. 154.

[8]) Die soziale Revolution S. 78.

des Arbeitsprodukts als Ansporn zur Arbeit [1]). Er ist der Ansicht, daß die Arbeit im eigenen Betrieb aus dem Arbeiter mehr und bessere Arbeit herauspumpt als die im fremden und spricht in dieser Hinsicht einmal von der Arbeitswut der Kleinbauern [2]). Selbstverständlich spielt das Tunbedürfnis bei ihm eine Rolle [3]). Richtig sagt er unter diesem Gesichtspunkt mit Bezug auf die heutigen Verhältnisse: »Die Arbeitslosigkeit ist für den Arbeiter ein Fluch auch dann, wenn er nicht zu hungern braucht« [4]). Meinen Sozialbedürfnissen ähneln dann Kautskys soziale Triebe; doch betont er das für das Wirtschaftsleben wohl wichtigste Sozialbedürfnis, das Geltungsstreben, recht wenig Seine starke Beschränkung der sozialen Triebe auf die Klassen könnte ich nach meiner Terminologie Wirsucht nennen. Alles in allem ist bei Kautsky über Motive zum volkswirtschaftlichen Handeln im einzelnen nicht allzuviel zu finden.

B. Die Motive für Erringung der Zukunftsgesellschaft.

Besondere Wichtigkeit haben für Kautsky die Motive, von welchen er die Erreichung der neuen Ordnung erhofft. Im allgemeinen ersteht nach ihm in den Massen der »Wille zum Sozialismus« durch die wirtschaftliche Entwicklung zum Großbetrieb [5]). Im einzelnen gibt es genügend Motive, die diesen Willen antreiben. Alles gehört hierher, was den Mut des Proletariats im Klassenkampf steigern kann [6]). Vor allem dienen diesem Zweck die Vergegenwärtigung des heutigen Elends auf der einen Seite, auf der anderen die — bei Kautsky übrigens nicht besonders stark hervortretenden — Glanzbilder des Zukunftsstaates. Dazu kommt die siegessichere Angabe, daß das Proletariat reif [7]), die Kapitalisten immer überflüssiger wer-

---

[1]) Sozialisierung der Landwirtschaft S. 23.

[2]) Ebenda S. 24, 25.

[3]) Vgl. Die soziale Revolution S. 79, 80, 81, 105.

[4]) Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft S. 13.

[5]) Demokratie oder Diktatur S. 12.

[6]) Vgl. Erfurter Programm S. 233: »Von nun an zeigt es sich, daß alle ökonomischen und politischen Maßregeln, die mit Rücksicht auf das Proletariat ergriffen werden, zu dessen Gunsten ausschlagen, mögen sie ihm feindliche oder freundliche Tendenzen verfolgen, mögen sie gelingen oder fehlschlagen, sofern sie nur beitragen zu seiner Aufrüttelung und moralischen Hebung.«

[7]) Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie S. 23. Die soziale Revolution S. 111.

den [1]). Das Interesse des Proletariats geht also auf Anbahnung der sozialistischen Gesellschaft. Während in der Zeit der Warenproduktion der Gegensatz der Interessen grundlegend ist, beruht die geschichtliche Bedeutung des Proletariats darauf, »daß sein Klasseninteresse zusammenfällt mit dem Interesse der Gesellschaft« [2]). Für die Geltendmachung dieses Interesses gilt es die Kampflust zu steigern.

Kautsky hat sich bemüht, den Willen als Kampflust zu analysieren. Dieser wird nach ihm bestimmt »1. durch den Kampfpreis, der dem Kämpfenden winkt; 2. durch ihr Kraftgefühl; 3. durch ihre wirkliche Kraft« [3]). Man kann gegen diese Dreiteilung einwenden, daß die wirkliche Kraft doch nur insoweit als Motiv auf den Willen einwirkt, als sie sich in einem Kraftgefühl äußert. Aber abgesehen davon soll natürlich ihre Bedeutung nicht verringert werden. Für das Proletariat nun zieht Kautsky die Folgerung, daß die (marxistische) Theorie der Faktor sei, »der die mögliche Kraftentfaltung des Proletariats aufs höchste steigert, indem er dessen durch die ökonomische Entwicklung gegebene Kräfte aufs zweckmäßigste gebrauchen lehrt und ihrer Verschwendung entgegenwirkt. Die Theorie steigert aber nicht bloß die wirksame Kraft des Proletariats, sondern auch dessen Kraftbewußtsein« [4]).

Mit diesem Kraftbewußtsein gleichzeitig das revolutionäre Ideal der Arbeiterklasse anzufachen und brennend zu erhalten, darauf sind denn auch die Bemühungen der Sozialdemokratie allzeit gerichtet gewesen [5]). »Der große Hebel unserer Erfolge«, sagt Kautsky, »ist der revolutionäre Enthusiasmus« [6]).

---

[1]) An vielen Stellen, so Weg zur Macht S. 25, 38. Das Erfurter Programm S. 113.

[2]) Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft S. VI. Vgl. Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie S. 18. In der 1919 erschienenen Schrift »Demokratie oder Diktatur« wird das Zusammenfallen beschränkt auf das dauernde Klasseninteresse des Proletariats, »was nicht immer gleichbedeutend ist mit seinen augenblicklichen Sonderinteressen« (S. 21, 22). In der Schrift »Was ist Sozialisierung« ist dann gesagt, das Klasseninteresse des Proletariats sei stets mit dem Zukunftsinteresse der Gesellschaft zusammengefallen; jetzt falle es aber auch mit dem Gegenwartsinteresse der Gesellschaft zusammen (S. 16).

[3]) Der Weg zur Macht S. 36.

[4]) Ebenda S. 37.

[5]) Vgl. Der Weg zur Macht S. 40, Die soziale Revolution S. 63; Ethik und materialistische Geschichtsauffassung S. 140 ff.

[6]) Der Weg zur Macht S. 51 (aus einem Artikel Kautskys in der Neuen Zeit, Dezember 1893).

C. Die Motive in der Zukunftsgesellschaft.

Die Frage, welche Motive innerhalb der neuen Gesellschaft diese erhalten würden, lag den Parteierfordernissen ferner Kautsky hat sie sich indessen doch auch vorgelegt. In der »Sozialen Revolution« ist der Schlußabschnitt den »psychologischen Vorbedingungen der Herrschaft des Proletariats« gewidmet [1]). Als solche sieht er Intelligenz, Disziplin und Organisationstalent an. Diese Vorbedingungen werden in den Menschen sowohl durch die Wirksamkeit des Kapitals als durch den Kampf des Proletariats entwickelt.

Allein das Vorhandensein dieser Eigenschaften im Volk hilft wenig, wenn nicht die Wirtschaftsordnung sie zum wirtschaftlichen Handeln zu gebrauchen weiß. In der eben zitierten Schrift untersucht Kautsky denn auch die Mittel der »Heranziehung der Arbeiter zur Arbeit« und führt als solche an die durch das Kapital herbeigeführte Gewohnheit, noch mehr die durch die Gewerkschaften anerzogene Disziplin; ferner die Annehmlichkeit der Arbeit bei verkürzter Arbeitszeit und freundlichen Arbeitsräumen; hier wird immerhin zugegeben, daß es kaum gelingen wird, »die Arbeit in Fabrik und Bergwerk bald zu einer sehr anziehenden zu machen«. Endlich wird der erhöhte Arbeitslohn es sein, der zum Arbeiten veranlaßt [2]). Da die Konkurrenz ausgeschaltet ist, kann sie nicht mehr die Triebkraft der ökonomischen Entwicklung bilden; in gewisser Hinsicht tritt an ihre Stelle »die Anziehungskraft, welche die höher entwickelten Betriebe und Betriebsformen auf die Arbeiter der rückständigen Betriebe und Betriebsformen ausüben« [3]).

Wohl die wichtigste Frage indessen ist, ob die Zukunftsgesellschaft von Kautsky in Freiheit wirkend oder durch Zwang zusammengehalten vorgestellt wird. Ueber sie ist es nicht so leicht, sich ein Bild zu machen. In der »Sozialen Revolution« eifert unser Autor gegen die Mittel der Hungerpeitsche oder des physischen Zwanges »Nie«, sagt er, »wird sich ein siegreiches Proletariat eine zuchthäuslerische oder kasernenmäßige Reglementierung gefallen lassen« [4]). Man wird die Ar-

---

[1]) Die soziale Revolution S. 109 ff.
[2]) Ebenda S. 78 ff.
[3]) Das Erfurter Programm S. 147.
[4]) Die soziale Revolution S. 78, 79.

beiter auch »nicht militärisch ohne ihre eigene Einwilligung den einzelnen Betrieben zuweisen«[1]. Speziell in bezug auf die Agrarländer heißt es denn auch: »Gerade die Aufhebung jeden Zwanges ist die erste Vorbedingung, den modernen Produktionsmitteln raschen Zugang in den agrarischen Ländern zu eröffnen«[2]. Und an einer anderen Stelle sagt er geradezu: »Zwangsarbeit ist die unproduktivste Arbeit«[3]. Noch in der 1919 erschienenen Schrift »Demokratie oder Diktatur« meint K a u t s k y, der Sozialismus bedürfe »vollster Organisationsfreiheit«. Wenige Seiten später heißt es: »Den Inhalt des Sozialismus können wir populär in die Worte zusammenfassen: Freiheit und Brot für alle«[4]. Der Unterlegenheit speziell der Staatsbetriebe ist K a u t s k y sich bewußt. In seinem am 14. April 1919 auf dem Rätekongreß gehaltenen Referat spricht er von der Gefahr, daß durch Verstaatlichung die Produktivität der Arbeit nicht vermehrt, sondern vermindert würde[5]. K a u t s k y gibt auch zu, daß besonders der Betriebsleiter Freiheit braucht; er sagt: »Je schlimmer der Zwang, desto größer die Unlust des Leiters«[6].

Danach sollte man also annehmen, daß alles auf vollkommene Freiheit abgestellt sei. Allein dem stehen andere Ausführungen entgegen. Im Buch über das Erfurter Programm sagt K a u t s k y, »die sozialistische Produktion sei unvereinbar mit der vollen Freiheit der Arbeit, d. h., der Freiheit des Arbeiters, zu arbeiten, wann, wo und wie er wolle«. Allein diese Freiheit sei eben unvereinbar mit j e d e m planmäßigen Zusammenarbeiten mehrerer[7]. Wenn der Arbeiter unter der Herrschaft der kapitalistischen Großindustrie allerdings noch die Freiheit habe, »seinen Herrn selbst auszusuchen«, so werde diese Freiheit »durch die ökonomische Entwicklung immer mehr in Frage gestellt«. Die Sozialdemokratie »kann die Abhängigkeit des Arbeiters von dem wirtschaftlichen Getriebe, in dem er ein Rädchen bildet, nicht beseitigen, aber an Stelle der Abhängigkeit des Arbeiters von einem Kapitalisten, dessen Interessen den

---

1) Die soziale Revolution S. 84.
2) Die Sozialisierung der Landwirtschaft S. 77.
3) Ebenda S. 42.
4) Demokratie oder Diktatur S. 34, 39.
5) Was ist Sozialisierung? S. 13, 14.
6) Ebenda S. 31.
7) Das Erfurter Programm S. 161.

seinen feindlich gegenüberstehen, setzt sie seine Abhängigkeit von einer Gesellschaft, deren Mitglied er selbst ist, einer Gesellschaft gleichberechtigter Genossen, die gleiche Interessen haben«[1]).

So ist also die Arbeit unfrei — das wird zugegeben, wenngleich diese Unfreiheit ihren drückenden Charakter verlieren soll. Sie wird aber »die Grundlage werden der höchsten Freiheit, die im Menschengeschlecht bisher möglich gewesen«[2]). Dies geschieht durch Einschränkung der Arbeit, durch Befreiung von der Arbeit[3]). Es soll die Arbeit möglichst verkürzt werden und außer der Arbeit möglichste Freiheit herrschen, die Arbeit selbst aber wird keine freie sein.

Dasselbe sagt Kautsky in seiner »Ethik«: »Auf diese Weise soll die notwendige Arbeit, die keine freie sein kann, sondern eine gesellschaftlich geregelte sein muß, auf ein Minimum für jeden reduziert und jedem eine ausreichende Zeit der Freiheit gesichert werden. . . . Gesellschaftliche Freiheit — von der politischen sehen wir hier ab — durch möglichste Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit: das ist die Freiheit, die der moderne Sozialismus meint«[4]).

In etwas veränderter Form erscheint der Gedanke auch in der »Sozialen Revolution«, wo er mit besonderer Rücksicht auf die geistige Produktion durchgeführt wird. Die sich scheinbar widersprechenden Aufgaben: Regelung des gesellschaftlichen Chaos und Entfesselung des Individuums sollen in der Art gelöst werden, daß für die notwendige, körperliche Erwerbsarbeit planvolle Leitung, für die geistige Arbeit Freiheit gelten soll. Also »Kommunismus in der materiellen Produktion, Anarchismus in der geistigen«[5]).

Man muß annehmen, daß diese in drei Schriften ausführlich dargelegte Ansicht Kautsky wirklich entspricht. Das Arbeitsverhältnis wird in der neuen Ordnung ohne Zweifel durch Zwangsautorität geregelt, mag man es sich im einzelnen vorstellen wie man will. Es ist dann allerdings nicht ganz leicht, die oben angeführten Aussprüche gegen den Zwang damit in Einklang zu bringen.

[1]) Ebenda S. 163.
[2]) Ebenda S. 164.
[3]) Ebenda S. 167, 169.
[4]) Ethik und materialistische Geschichtsauffassung S. 137.
[5]) Die soziale Revolution S. 107—109.

Die bisher betrachteten Motive bezogen sich zumeist auf die Arbeit. So wichtig die Arbeit aber ist, so stellt sie sich doch nicht als das einzige volkswirtschaftliche Handeln dar. Wie aber die anderen Arten volkswirtschaftlich wichtigen Handelns gewährleistet werden sollen, darüber sind bei Kautsky kaum mehr als Andeutungen zu finden. Soweit es sich um die durch das Profitstreben hervorgerufene Anspannung des Unternehmers handelt, hofft Kautsky sie entbehrlich zu machen: In seinen neuesten »Richtlinien« heißt es: »Das gemeinsame Interesse der Arbeiter und Konsumenten wird den Stachel zur Erhöhung der Produktivität der Arbeit ersetzen, den unter kapitalistischen Verhältnissen das Profitstreben des Unternehmers bildet« [1]. Immerhin steht in nächster Nähe des eben angeführten Satzes eine Stelle, die eine für Kautsky erstaunliche Konzession bedeutet. Da wird verlangt, die Staatsbetriebe zu dezentralisieren, ihren Leitern möglichste Selbständigkeit zu gewähren [2]. Also nachdem die durch Entwicklung notwendige, aus Gründen der Produktion rationelle Zentralisation vorhanden ist, soll sie aus Gründen der Motivation wieder beseitigt werden. Ist das noch marxistisch, ist es überhaupt noch sozialistisch? Indessen, ich glaube, diese einzelne, wenn auch bei Kautsky verblüffend wirkende Aeußerung ist wohl nicht gar zu wichtig zu nehmen. Im allgemeinen fehlt es unserm Autor an Verständnis für die persönlichen Leistungen des Wirtschaftsleiters. Charakteristisch ist dafür seine schon erwähnte, aus jüngster Zeit stammende Aufstellung von Arbeiter, Konsumenten und Wissenschaft als den drei großen Faktoren [3]. Ist es ja auch gegenüber der einseitigen Betonung der Handarbeit von seiten mancher Sozialisten schon ein Fortschritt, wenn die Wissenschaft hervorgehoben wird, so muß doch auffallen, daß der energischen Tatleistung des Organisators, der disponierenden, leitenden Tätigkeit gar nicht oder doch nur unter dem Gesichtspunkt der Wissenschaft gedacht ist. Der Gelehrte, der Handarbeiter, der Wirtschaftsleiter üben Tätigkeiten aus, die gänzlich voneinander verschieden sind, andere Begabung und andere Motive erfordern. Nur blinde Verkennung kann meinen, der Handarbeiter oder Gelehrte sei ohne weiteres zum Wirtschaftsleiter geeignet.

[1]) Richtlinien S. 9. [2]) Ebenda S. 8.
[3]) Was ist Sozialisierung? S. 16 ff.

Wir haben bei Kautsky manches Eingehen auf Fragen der Motivation gefunden. Aber vielleicht gerade deswegen vermißte man um so mehr die Untersuchung der Motive, die höchste Anspannung bewirkend das Wirtschaftsleben von der Tiefe auf begründen.

IV. Kapitel.

Ballods Sozialstaat.

I. Das Bild des Sozialstaats.

Bei der Neigung des Marxismus, sich gegen Schilderungen der Zukunftsgesellschaft eher ablehnend zu verhalten, ist es begreiflich, wenn wir nicht viele Bücher besitzen, die dies Thema einigermaßen wissenschaftlich behandeln. Wir müssen es daher jedenfalls unserer Betrachtung unterziehen, wenn ein namhafter Statistiker unter Kautskys Geleit uns seine sozialistischen Zukunftspläne darbietet, wie es Ballod in seinem Buche »Der Zukunftsstaat« tut. Die Schrift erschien erstmalig mit einem Vorwort von Kautsky unter dem Pseudonym »Atlanticus«. Im Jahre 1919 enthüllte die zweite Auflage den Namen des Verfassers.

Ballod will uns nicht auf ferne Zukunft vertrösten, sondern er zeigt einen Entwurf, der sofort ausgeführt werden kann und soll [1]). Es wird also mit der heutigen Technik gerechnet [2]), während Bebel auch künftige Erfindungen in den Kreis seiner Pläne zog. Die wesentlichen Grundlinien sind folgende: durch eine rationelle Wirtschaft könnte unsere Produktion auf ein Vielfaches gesteigert werden. Dies wäre sowohl zu bewirken durch Anwendung der geeignetsten Verfahrensarten und Maschinen, als auch — damit zusammenhängend — durch Bewirtschaftung nach einheitlichem Plan. Damit ist die Konzentration der Betriebe insoweit gegeben, als sie in letzter Instanz von einer Zentrale aus abhängig sein müssen. Nicht aber ist daraus ohne weiteres unbedingte Vorherrschaft des größten Betriebs zu folgern. Vielmehr wird die jeweils produktivste Größe zugrunde gelegt werden müssen. Immerhin aber wird sich durchweg der Großbetrieb als die geeignetere Form erweisen. Namentlich

---

[1]) Ballod, Der Zukunftsstaat S. 225.

[2]) Ebenda S. 49.

in der Industrie wird er auf weitester Basis die Regel sein. In der Landwirtschaft sollen 36 000 durchschnittlich je 500 ha umfassende Gutshöfe gegründet werden [1]). Die für die wichtigsten Bedürfnisse des Volkes notwendigen Unternehmungen müssen durch den neuen Staat betrieben werden: den »Sozialstaat«, wie er im Gegensatz zum heutigen »Individualstaat« genannt wird [2]).

Dabei ergibt sich nach Ballods Worten in der Einleitung folgende Scheidung: »Der Staat soll für die Erzeugung der hauptsächlichsten Lebensmittel, der gewöhnlichen Nahrungs- und Kleidungsstoffe sorgen; ferner hätte er die Baumaterialien herzustellen und für den Verkehr aufzukommen«; dies jedoch im allgemeinen nur, soweit es sich um Gegenstände handelt, die im Großbetrieb erzeugt werden können. Der Privatinitiative will Ballod überlassen »die Besorgung des Haushalts, die Pflege der privaten Gärten, das Herausgeben von Büchern und Zeitschriften, in der Hauptsache auch den künftigen Bau von Wohnhäusern, die Herstellung von Möbeln und Luxusgegenständen« [3]).

Im einzelnen hält sich unser Autor freilich nicht an dies Programm, sondern geht vielfach darüber hinaus; so spricht er von staatlicher Herstellung von Wohnhäusern [4]), Möbeln [5]), dies allerdings wohl vor allem in der Uebergangszeit, von Klavieren [6]), von Glas und Porzellan [7]), von Kleidern [8]) und Schuhen [9]), von Schokolade und Likören [10]).

Um unsere heutige Wirtschaft in diesen Zustand überzuführen, bedarf es gewaltiger rechtlicher und technischer Umwälzungen. Die rechtlichen Veränderungen sollen durch Ablösung der Produktionsmittel »gegen volles Entgelt« erfolgen. Die bisherigen Inhaber erhalten eine staatliche Rente [11]). Nicht alles braucht dabei verstaatlicht zu werden: die landwirtschaft-

[1]) Ebenda S. 69.
[2]) So S. 130.
[3]) Ebenda S. 23, 24.
[4]) Ebenda S. 170.
[5]) Ebenda S. 183.
[6]) Ebenda S. 184.
[7]) Ebenda S. 186.
[8]) Ebenda S. 163 ff.
[9]) Ebenda S. 168.
[10]) Ebenda S. 147; s. allgem. auch die Zusammenstellung auf S. 226 ff.
[11]) Ebenda S. 15.

lichen Zwergbetriebe bis 2 ha können ihren Besitzern als »Gartengrundstücke« belassen werden. Allerdings müssen sich diese gegebenenfalls einen Tausch gefallen lassen [1]).

Technisch wird eine ungeheure Arbeit zu leisten sein, um anstatt der bisherigen buntscheckig verschiedenen Betriebe je die geeignetste Produktionsanstalt zu begründen. Ballod beschreibt dies besonders eingehend für die Landwirtschaft und meint z. B., es würden fast alle Wirtschaftshöfe neu zu bauen sein [2]). Er hofft aber, daß die ganze Umstellung im Jahre 1924 vollendet sein könnte, wenn sie am 1. Januar 1919 begonnen würde [3]).

Ballods Zukunftswirtschaft beruht auf einer pflichtmäßigen 5—6 jährigen, acht Stunden täglich umfassenden Arbeitsleistung beider Geschlechter, die in der Jugend, etwa zwischen dem 16. und 22. Lebensjahr, abzudienen wäre [4]). Bei rationellem Aufbau der Wirtschaft würde diese Arbeit genügen, um die hauptsächlichsten Bedürfnisse des Volkes in einer möglichst den Außenhandel vermeidenden Weise zu befriedigen. Der Versuch, dies nachzuweisen, bildet den Hauptinhalt des Buches. Die Arbeit erfolgt gegen ein in der Weise auszuzahlendes Entgelt, daß für das ganze Leben eine mäßige Pension gewährleistet wird. Akademiker, d. h. solche, die für die wissenschaftlichen Posten des Sozialstaats in Betracht kommen, und »Rentenbezieher«, d. h. die Nutznießer einer Rente für abgelöste Produktionsmittel, könnten wohl kürzere Zeit dienen [5]). Die Zeit vor den Dienstjahren gehört der Schule, die Zeit nachher steht jedem nach Belieben zur Verfügung. Er kann ein eigenes Häuschen bauen und den dazu gehörigen Garten bewirtschaften — ½ oder ¼ ha Land ist für jeden zu solchem Zwecke erhältlich; um die erforderlichen Baumaterialien zu erlangen, mag er dem Staat zusätzliche Normalarbeitstage leisten [6]). Er kann auch bezahlte Arbeit für andere verrichten, z. B. den Garten eines Rentenbeziehers bearbeiten; er kann Produkte für den Verkauf herstellen — besonders an kunstgewerbliche Arbeiten ist da gedacht — und es steht ihm frei, mit Wissenschaft oder

[1]) Ebenda S. 39, 133.
[2]) Ebenda S. 69.
[3]) Ebenda S. 32 ff.
[4]) Ebenda S. 24.
[5]) Ebenda S. 25.
[6]) Ebenda S. 39, 40.

Kunst sich zu beschäftigen [1]). Villen in schöner Lage, Klaviere, Sommerfrischen, Seereisen — alles soll für den Arbeiter da sein, der seine Arbeitszeit geleistet hat.

Wie die Verteilung der notwendigen Bedarfsartikel erfolgt, die in den Staatsbetrieben hergestellt werden, ist nicht im einzelnen klar zu ersehen. Da aber ihr Preis sowohl als der Arbeitslohn in Geld angegeben wird, ist sicher, daß sie von den Individuen käuflich erstanden werden [2]). Und da auf der anderen Seite Ballod die Rationen für den einzelnen genau berechnet [3]), ja sogar »Bezugskarten« erwähnt [4]), ist klar, daß der einzelne nicht kaufen kann, was er will, sondern daß mindestens für Nahrung und Kleidung ein Rationierungssystem bestehen wird, das freilich von dem im Kriege gehandhabten vorteilhaft abstechen soll [5]). Einen kleineren Teil der Gegenstände — es werden »Möbel und Läufer, Klaviere« angeführt — erwerben sich die Arbeiter durch Weiterarbeit nach abgeleisteter Dienstzeit [6]).

Eine besondere Arbeitsleistung wird natürlich durch die gewaltige Umstellung der Wirtschaft erforderlich. Hierfür sollen die älteren Männer und Frauen herangezogen werden, und zwar stufenweise nach ihrem Alter zu immer kürzerer Dienstzeit; dann können auch sie bis zu ihrem Lebensende in den Genuß der Leibrente treten [7]).

Von der Verwirklichung seines Planes verspricht sich der Autor zwar nicht allgemeine Zufriedenheit und Glückseligkeit; doch erhofft er von ihm Gerechtigkeit und Sicherheit der Existenz und eine bedeutend bessere Lage der Massen als heutzutage. Sein »Ziel ist eine gute, um nicht zu sagen reichliche Ernährung des deutschen Volkes, die jedenfalls bei den wertvollsten tierischen Produkten Fleisch, Milch, Butter, Käse, Eiern um etwa ein Drittel über den früheren Friedensverbrauch hinauszugehen hätte. An Zucker und Obst könnte mindestens das Doppelte verbraucht werden« [8]). Reibungen und Kämpfe werden nicht ausbleiben; aber die Moral wird höher stehen: die Prostitution

[1]) Ebenda S. 236, 237.

[2]) Ebenda S. 226.

[3]) Ebenda S. 226 ff.; vgl. auch S. 116 ff. 159 ff.

[4]) Ebenda S. 160.

[5]) Ballods Urteil über den Staatssozialismus des Krieges ebenda S. 27.

[6]) Ebenda S. 229. Ein ähnliches Verhältnis hat Ballod auf S. 40 bei dem schon erwähnten Erwerb von Baumaterialien im Auge.

[7]) Ebenda S. 33 ff.

[8]) Ebenda S. 53.

wird auf ein Mindestmaß beschränkt sein und die Verbrechen gegen das Eigentum werden eine verschwindende Rolle spielen [1]).

II. Die Begründung.

Das hauptsächlichste Argument des Marxisten für die Möglichkeit des Sozialismus ist, wie wir gesehen haben, die Notwendigkeit der Entwicklung. Ballod bekennt sich ausdrücklich zum Marxismus mit den Worten: »In den wesentlichsten Punkten hat Marx recht behalten« [2]). Er berührt auch einmal diesen vornehmsten marxistischen Beweis [3]). Aber im übrigen ist sein Gedankengang ganz und gar nicht auf die Entwicklung zugeschnitten. Denn er will nicht, wie es dem Marxismus entsprechen würde, bei der Geburt der notwendig kommenden neuen Ordnung Geburtshilfe leisten, sondern er will die von ihm als rationellste bezeichnete Ordnung schaffen, selbst wenn sie der tatsächlichen Tendenz der Entwicklung widerspricht. Dies tritt am meisten in der Landwirtschaft zutage: da soll, obwohl die Statistik die Abnahme der größeren Betriebe nachweist, doch die ganze Wirtschaft von Grund auf neu nach dem Prinzip des Großbetriebes errichtet werden, eine allgemeine Neuvermessung muß erfolgen, und bei 36000 Wirtschaftshöfe sind neu zu erbauen [4]). Ballod gibt zu, »daß bei der Frage der Sozialisierung der gesamten Volkswirtschaft die Landwirtschaft ein schwieriges Problem« sei [5]). An anderer Stelle räumt er auch ein, daß in der Landwirtschaft »gewiß während den letzten 30 Jahren keine Entwicklung zum Großbetrieb, keine Konzentration des Betriebs wie in der Industrie stattgefunden hat« [6]). In der Industrie dagegen sieht er »die Vorbedingungen für die Einführung des Sozialismus« [7]) als gegeben an. Trotzdem schlägt er auch hier ganz gewaltige Umstellungen vor, und zwar nicht so sehr um den Uebergang zum Großbetrieb, als um die rationelle Produktion überhaupt und insbesondere die selbstgenügende Wirtschaft zu bewirken. Ein Beispiel ist die Um-

---

[1]) Ebenda S. 38, 240.
[2]) Zukunftsstaat S. 12, vgl. auch S. 239.
[3]) Ebenda S. 7 ff.
[4]) Ebenda S. 69.
[5]) Ebenda S. 11.
[6]) Ballod, Die neue Agrargesetzgebung (Neue Zeit, 37, 1 S. 578)
[7]) Zukunftsstaat S. 10.

stellung der Textilindustrie, die zum größten Teil von Baumwolle auf Flachs erfolgen soll [1]).

Vielleicht ebenso bedeutsam aber als die technische ist die soziale Umgestaltung der Gesellschaft, die keineswegs nur als Folge der notwendigen Entwicklung erscheint. Mit einem Schlag wird unser heutiges Volk gänzlich umgruppiert: anstatt der Vielgestaltigkeit der heutigen Berufsstände und Klassen (auch das Proletarierheer ist nicht so uniform wie Studierstuben-Sozialisten es sich vorzustellen pflegen) treten nun 3 Klassen auf: die Arbeiter, die Akademiker und die Rentner. Die letzteren sind der volkswirtschaftlichen Funktionen entkleidet, die Kapitalisten und Unternehmer in der heutigen Gesellschaft leisten, und erscheinen nur als Bezieher ihrer Rente, von der ihnen freilich durch Steuern und höhere Preise manches wieder abgenommen wird. Also eine plötzliche, künstliche Umstellung von Wirtschaft und Gesellschaft!

Wir haben somit hier ein Musterbild des alten rationalen Sozialismus vor uns [2]): die idealste Zukunftsgesellschaft, der »bestmögliche Sozialismus« [3]) wird ausgemalt und soll ohne jede Rücksicht auf die tatsächliche Entwicklung durch ein Kommandowort in kürzester Frist verwirklicht werden. Man vergegenwärtige sich nur einmal, was es allein heißt, in weniger als drei Jahren sämtliche mehr als 2 ha umfassende Höfe des Deutschen Reiches zusammenzuschlagen und aus den besten Böden 36 000 größere Güter zu schaffen [4])! Es ist selbstverständlich, daß sich der Erfinder eines solchen Planes nicht auf die Notwendigkeit stützen kann. Aber mehr noch: man mag billig fragen, ob er sich überhaupt auf Marx berufen darf. So viel man auch in Marx hineinzulegen vermag, ein solch »utopischer« Sozialismus entspricht gewiß nicht seinen Anschauungen [5]). Auch der Vorschlag eines praktischen Experiments in kleinerem Umfang, der am Schluß gemacht wird [6]), ist zwar sehr beherzigenswert, aber doch der Lehre von der Notwendigkeit wohl wenig entsprechend. Die Berufung auf die Gerechtigkeit [7])

---

[1]) Ebenda S. 134, 151.

[2]) Der Ausdruck »rational« nach Sombarts Vorschlag: Sozialismus S. 44.

[3]) Zukunftsstaat S. 5.

[4]) Vgl. dazu Zukunftsstaat S. 30 ff.

[5]) Abgesehen von der Gesamttendenz des Buches finden sich auch manche einzelne besonders charakteristische Stellen, so S. 4, 5, 6.

[6]) Ebenda S. 238. [7]) Ebenda S. 240.

aber würde zwar mit dem Gefühl des Revolutionärs Marx vielleicht im Einklang gestanden haben, nicht aber mit den Thesen des »wissenschaftlichen« Sozialismus.

Wollte man meiner Auffassung gegenüber einwenden, daß doch auch Marx, z. B. im Kommunistischen Manifest, sehr einschneidende Maßregeln empfohlen hat, so ist festzuhalten, daß die Umstellungen bei Marx vor allem auf Umwälzen des Ueberbaues abzielen, nicht aber auf Wandlung der Technik. Im übrigen wissen wir ja, daß auch dem Gelehrten Marx bisweilen der Revolutionär Marx durchging. Kautsky, der mit Eifer für den Großbetrieb in der Landwirtschaft eintritt, verlangt doch nicht dessen gewaltsame Durchführung, während der junge Bebel allerdings diese Forderung erhoben hatte [1].

Ich habe mich denn auch sehr gefragt, ob Ballods Zukunftsstaat in meiner Schrift, die sich speziell mit dem deutschen Marxismus befaßt, zu besprechen war. Da aber Ballods Buch nicht nur selbst marxistisch sein will, sondern auch vom wichtigsten marxistischen Verlag Deutschlands, mit einem vom hervorragendsten deutschen Marx-Kommentator herrührenden Vorwort versehen, der deutschen Sozialdemokratie vorgeführt wurde, so hielt ich seine Heranziehung um so eher für angebracht, als an wissenschaftlich ernst zu nehmenden Schilderungen des sozialistischen Zukunftsstaats heutzutage eben kein Ueberfluß besteht.

Ballods wirkliche Argumente gehen nun auch gar nicht von der Notwendigkeit aus. Sein Gedankengang läßt sich vielmehr folgendermaßen darstellen: Er berechnet, welche Produktion bei allgemeiner Anwendung der heute möglichen, aber nicht durchgeführten Technik erreicht werden könnte. Hierbei kommt er zu so glänzenden Resultaten, daß er z. B. für die Arbeit in der Landwirtschaft eine Erhöhung der Produktivität um das Vierfache erwartet [2]. Die Umstellung nun auf diese erhöhte Produktion hält er unter dem Kapitalismus für ausgeschlossen, erwartet sie dagegen vom Sozialstaat. Denn während im Individualstaat die Einzelinteressen der rationellen Produktion entgegenstehen, ist nichts leichter, als im Sozialstaat die durch die Wissenschaft festgestellten Erfordernisse von oben zu dekretieren. In dieser Hinsicht kann man wohl eine dreifache Ver-

[1]) Bebel in seiner Jugendschrift »Unsere Ziele« S. 44.
[2]) Zukunftsstaat S. 115.

besserung wahrnehmen: einmal innerhalb des Betriebs die Anwendung der geeignetsten Maschinen und sonstigen technischen Hilfsmittel, deren Anwendung nunmehr ungehindert ist, weil sie nichts als Material und Arbeit kosten [1]). Dann die Vergrößerung der Betriebe bis zur produktivsten Größe; endlich die planmäßige Lenkung der Produktion von einer Zentrale aus, um Ueberproduktion, Konkurrenz und Reibungen jeglicher Art zu vermeiden.

Dabei ist nun wohl zu bemerken, daß nur die letzte der drei Gruppen den Sozialismus bedingt. Die ersten beiden Entwicklungen vollziehen sich auch im Kapitalismus; die Frage ist nur, ob der Sozialismus solche Entwicklung beschleunigen oder aufhalten würde [2]).

Die erhöhte Produktion wird nun allen bessere Lebensmöglichkeiten gewähren; insbesondere wird jedem die heute nicht gekannte Sicherheit der Existenz zuteil werden [3]).

III. Die Motive.

Ballods Arbeit geht darauf aus, zahlenmäßig im einzelnen nachzuweisen, wie die Produktivität des Sozialstaats der des Individualstaats überlegen ist. Zu diesem Behufe hat er die von ihm vorgestellte Gestaltung mit der heutigen zu vergleichen. Will er das in richtiger Art tun, dann muß er alle Verschiedenheiten seiner sozialistischen von einer individualistischen Produktionsweise in Betracht ziehen. Zu diesen Verschiedenheiten gehört aber ohne Zweifel die der Motive. Denn man mag sich die neue Ordnung vorstellen wie man will, sicher ist, daß die Volkswirtschaft nicht durchweg von denselben Motiven angetrieben werden soll, wie heutzutage.

Was sagt nun Ballod über Motive? Im allgemeinen recht wenig. Immerhin richten sich seine diesbezüglichen Anregungen sowohl auf Arbeiter als auf Leiter. Hinsichtlich Ersterer sieht er ein, daß nach dem Fehlen der »Hungerpeitsche« andere Antriebe erforderlich sein werden. Er erhofft diese von der Einführung des Taylorsystems und vom Ehrgeiz. Arbeiterausschüsse und gegenseitige Kontrolle der Arbeiter müßten auf Erhaltung, womöglich auf Steigerung der Arbeitsintensität hin-

---

[1]) Ebenda S. 67.

[2]) Vgl. Heimann, Die Sozialisierung S. 588 Anm. 60

[3]) Vgl. Zukunftsstaat S. 57, 240.

wirken [1]). Es wäre ferner seiner Meinung nach »unpsychologich. allen im sozialistischen Staat Arbeitstätigen das gleiche Arbeitsentgelt zukommen zu lassen, sondern es muß die qualifizierte Arbeit höher entlohnt werden« [2]). Näher spricht er sich freilich über diesen besonders wichtigen Punkt nicht aus. Anderswo erwähnt er Prämien für die Arbeiter [3]). Schließlich erinnert Ballod daran, daß im Sozialstaat »der Arbeiter durch vermehrte Leistung im letzten Grunde nur sich selbst, im Individualstaat in erster Linie dem Unternehmer« nutzt [4]).

Daß es im Zukunftsstaat für die Arbeiter nicht ohne Zwang abgehen werde, ist ihm klar; denn er sagt selbst, eine stark ausgedehnte oder gar lebenslängliche Arbeit für den Staat — wie sie andere forderten — hätte »doch zu sehr den Beigeschmack des Zuchthaus- oder Sklavendaseins« [5]). Da Ballod hier nur die höhere Zahl der Arbeitsjahre als Unterscheidung von seinem Vorschlag im Auge hat, muß jener Beigeschmack in geringerem Maße auch seinem Plane anhaften.

Prämien und Sondervergütungen gibt es besonders auch für hervorragende Leistungen der Beamten und Wirtschaftsleiter [6]). Sie sollen ihre Initiative gebrauchen: in der Landwirtschaft »muß jedem Betriebsleiter selbst die Möglichkeit von Experimenten in jeder Richtung freigestellt« sein; sogar ein Fonds ist für derlei Zwecke bestimmt. Aber freilich: »Sämtliche Maßnahmen unterstehen der Kontrolle der gewissermaßen als Teilparlamente zu bezeichnenden Volksvertretungen in den höheren Verwaltungsbezirken« [7]). Es ist nicht anzunehmen, daß der Wirtschaftsleiter unter diesen Umständen auch nur annähernd so viel Initiative entfalten wird, wie ein freier Unternehmer von heutzutage.

Für die Industrie wird ein ähnlicher Fonds genannt, innerhalb dessen der Betriebsleiter »frei schalten und walten darf« [8]). Sollte hier die Kontrolle wegfallen?

Daß mit den genannten Maßregeln das Wirtschaftsleben

---

[1]) Zukunftsstaat S. 24, vgl. 136, 240.
[2]) Ebenda S. 22.
[3]) Ebenda S. 68.
[4]) Ebenda S. 136.
[5]) Ebenda S. 47.
[6]) Ebenda S. 68, 135, 231, 232.
[7]) Ebenda S. 127, 128.
[8]) Ebenda S. 136.

noch nicht gesichert ist, weiß Ballod. So sieht er auf dem Gebiet der Industrie die Gefahr, daß »der einzelne Arbeiter sowohl als ganze Industriezweige für sich die mit geringster Anstrengung verbundene Tätigkeit unter günstigsten Arbeitsbedingungen herauszuschlagen suchen werden. Dagegen hilft nur eine Hochhaltung der sittlichen Grundsätze, Steigerung der allgemeinen Volksmoral, damit ein Wettbewerb bzw. ein Wetteifer im Mehrleisten gegenüber der Leistung im kapitalistischen Staate, nicht im Minderleisten eintritt, welch letzterer Umstand die russische Sowjetrepublik zerstört« [1]).

Irgendwelche eingehendere Untersuchung der Motive, durch die der Sozialstaat erhalten wird, fehlt. Dagegen läßt Ballod für seine Erringung sehr zugkräftige Motive auftreten: die Aussicht auf die geringe Arbeitszeit und das genußreiche Rentnerleben sind allerdings recht geeignet, den Massen den Zukunftsstaat als äußerst erstrebenswert erscheinen zu lassen.

IV. Kritik.

Ich habe mich im allgemeinen in diesem Teil des Buches der Kritik enthalten, um im letzten Teil die Motivlehre des Marxismus im ganzen einer Prüfung zu unterziehen. Wenn ich bei Ballod schon hier einige Worte kritischer Beurteilung anfüge, so geschieht es, weil sein Buch doch stark aus dem Rahmen der marxistischen Lehre herausfällt.

Fassen wir zusammen, was wir im vorhergehenden Abschnitt über Motivation bei Ballod gefunden haben, so ergibt sich etwas erweiterte Ausnutzung einiger Antriebsmittel, die auch heutzutage möglich sind und vorkommen: hauptsächlich Prämien und für die Arbeiter das Taylorsystem. Im Bewußtsein, daß das nicht genügt, appelliert Ballod dann an die sittlichen Grundsätze. Von seinen Kritikern aber verlangt er den Nachweis, daß seine Beispiele unpsychologisch seien [2]).

Allein so steht die Frage nicht. Ballod will ein neues Wirtschaftssystem aufbauen, zu dessen Erhaltung ganz andere Motive notwendig sein werden als für das heutige. Bestehen im Sozialstaat keine Motive für das volkswirtschaftliche Handeln, so kann er sich nicht halten. Erste Aufgabe des Verfechters eines solchen Sozialstaats mußte es daher sein, das Vorhanden-

---

[1]) Ebenda S. 136.

[2]) Zukunftsstaat S. 6.

sein dieser Motive im erhofften Staat nachzuweisen. Gewiß könnte man einwenden, B a l l o d s Buch befasse sich nur mit der technisch-statistischen Seite der Frage und gehe deshalb nicht auf die Motive ein Gut. Dann muß es aber auf einen anderen hinweisen, der die Motivenfrage gelöst hat. Dieser Hinweis fehlt, denn dieser andere existiert nicht. Dann aber muß sich B a l l o d den Vorwurf gefallen lassen, daß sein Plan in der Luft schwebt [1]).

Bei der ganzen Untersuchung geht B a l l o d von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß im großen und ganzen dieselben Motive wirksam sein werden. Aber gerade das ist es eben, was bestritten werden muß. Man mag sich die Umgestaltung vorstellen wie man will, sicher wird das wirtschaftliche Handeln in anderer Weise beeinflußt als heute. In diesem Falle aber gehen B a l l o d s Folgerungen von unrichtigen Voraussetzungen aus. Ein heute schon nachprüfbares Beispiel zeigt, was ich meine: kein Mensch zweifelt, daß rein technisch in der Landwirtschaft der Großbetrieb gegenüber dem Kleinbetrieb die höhere Form ist. Wenn trotzdem der Kleinbetrieb manchesmal sich als überlegen erweist, so ist das eben darauf zurückzuführen, daß bei dieser Betriebsform stärkere Wirtschaftsmotive wirksam sind. So könnte auch noch so genau bewiesen werden, daß B a l l o d s Sozialstaat den heutigen technisch übertrifft; wenn in ihm nicht hinreichend kräftige Motive zu wirtschaftlichem Handeln lebendig sind, so wird er doch nicht der Ueberlegene sein.

B a l l o d hat es also in keiner Weise gezeigt, daß nach der Einführung seines Sozialstaats genügend Motive vorhanden sind, den technischen Fortschritt und die Produktivität zu steigern oder auch nur zu erhalten. Auf der anderen Seite hat er durchaus nicht erwiesen, daß der technische Fortschritt und überhaupt die rationelle Bewirtschaftung nicht auch in der heutigen Wirtschaftsordnung möglich seien. Im Gegenteil müßten gerade die ungeheuren technischen Fortschritte des letzten Jahrhunderts die Meinung nahelegen, daß, mag man gegen den Kapitalismus einwenden was man will, er doch die Technik mehr als irgendein anderes Wirtschaftssystem vorangebracht habe.

---

[1]) Die Ausschaltung des psychologischen Moments betont auch B e u s c h , Das System B a l l o d , Soziale Kultur, Juli 1919 S. 260. Mit Recht nennt Beusch Ballods Staat einen Rentnerstaat.

Ich möchte noch betonen, daß meine Kritik sich in keiner Weise gegen die Forschungsergebnisse richtet, die Ballod auf dem Gebiete der technischen Möglichkeit in außerordentlich gründlicher Weise den Zeitgenossen bietet — damit habe ich mich nicht zu befassen. Ich wende mich nur gegen die Vernachlässigung der Motive des volkswirtschaftlichen Handelns.

V. Kapitel.

Aus der Revolutionszeit.

I. Allgemeines.

Die Revolution vom 9. November 1918 hat die Frage der Ueberführung unserer Wirtschaft in den Sozialismus auf die Tagesordnung gesetzt; so ist es kein Wunder, wenn die ersten Monate danach eine Flut von Schriften und Artikeln über die Sozialisierung brachten. Das Anwachsen der sozialistischen Macht zeigte, in welchem Maße der Marxismus die Massen beherrscht. Genauere Untersuchung gerade der wichtigeren Sozialisierungsliteratur läßt uns aber auch erkennen, wie weit sich die führenden Geister wieder von den Meistern entfernt haben. Es ist daher bei den neuesten Erscheinungen besonders schwer, zwischen Marxisten und Nichtmarxisten zu scheiden: es gibt kaum einen Publizisten, der nicht irgendwie von Marx beeinflußt wäre, und wenige, die nicht in ganz wesentlichen Punkten vom Meister abwichen. Ich habe daher Autoren der Betrachtung unterzogen, die sich als Marxjünger bekannten, wenn ihre Anschauungen auch denen ihres Lehrers schon in vielem widersprachen.

Natürlich kann es nicht Aufgabe der folgenden Blätter sein, die Eintagsliteratur der Revolution zu untersuchen. Ich will vielmehr nur solche Erscheinungen vorführen, die eine besondere Wichtigkeit erlangt haben, sei es wegen bedeutender Gedanken, oder wegen der Persönlichkeit ihrer Autoren, oder wegen der Wirkungen, die sich an die Publikation knüpften. Einzelne Kundgebungen anderer Autoren werden gelegentlich berücksichtigt werden. Manche Aeußerungen, die gerade zu den erheblichsten gehören, wie die von Kautsky, sind bereits früher dargelegt worden. Wenig ergeben auch für die Revolutionszeit die Parteiprogramme und ähnliche Kundgebungen. Manche

der hervorragendsten Pläne fallen außerhalb des Rahmens meiner Arbeit, weil sie, wie die Rathenauschen und Möllendorff-Wissellschen Vorschläge, weder von Marx abzuleiten sind, noch zu ihm hinführen.

Bei der Untersuchung der marxistischen Pläne nach den Motiven spielen die herkömmlichen Unterschiede der politischen Fraktionen — Mehrheitssozialisten, Unabhängige, Kommunisten verschiedener Richtung — in bezug auf die Motivation eine verhältnismäßig geringere Rolle. Dagegen findet man sehr verschiedene Auffassungen, je nachdem beim einzelnen Autor Entwicklung oder Erziehung, Oekonomik oder Ethik, Staat oder Betrieb, Gesellschaft oder Individuum im Vordergrunde stehen.

II. Die deutsche Sozialisierungskommission.

Zunächst sei ein Blick auf ein für unsere Aufgabe besonders interessantes Dokument geworfen, den Vorläufigen Bericht der Sozialisierungskommission über die Frage der Sozialisierung des Kohlenbergbaus. Welch ungeheure Schwierigkeiten die Gemeinwirtschaft vom Standpunkte der Motivation aus bietet, das hat man nach der Revolution einzusehen begonnen, als man an die Sozialisierung herantreten wollte. Es läßt sich nicht leicht ein vernichtenderes Urteil denken, als dasjenige ist, welches die Sozialisierungskommission über den Staatskohlenbergbau (nicht etwa über die Gemeinwirtschaft überhaupt!) gefällt hat. Da heißt es [1]):

»Ueberhäufung der qualifizierten Beamten mit Kleinarbeit, unzweckmäßiger Wechsel der Stellen, absolut sehr geringe, im Verhältnis zur Privatindustrie direkt lächerliche Besoldung, Einengung der freien Betätigungsmöglichkeit, weitgehender Mangel an Verantwortungsfreudigkeit in finanziellen Fragen. vervielfachtes Vorgesetztenverhältnis bis hinauf zur Abhängigkeit vom Parlament, jahrelanges Verhandeln von Fragen, die in der Privatindustrie in wenigen Stunden entschieden werden, kurz in allem, Kontrolle über Kontrolle statt Vertrauen und Anreiz

---

[1]) Vorläufiger Bericht der Sozialisierungskommission über die Frage der Sozialisierung des Kohlenbergbaus. Abgeschlossen den 15. Februar 1919 S. 5. Während der Drucklegung vorliegender Arbeit ist der Bericht der neuen Sozialisierungskommission vom 31. Juli 1920 erschienen (Berlin, Engelmann), deren eine, mehr marxistische Hälfte den Vorschlag der damaligen Kommissionsmehrheit wieder aufgenommen hat.

zum selbständigen Handeln, das sind die Kennzeichen dieser Organisation, in der selbst die Tüchtigsten und finanziell Uninteressiertesten, soweit sie dort verbleiben, nur mit größter Einschränkung einen befriedigenden Wirkungskreis finden und in die selbst der Ehrgeiz und das Pflichtgefühl preußischen Beamtentums trotz der ständigen Vergleichsmöglichkeit und des Antriebes durch die konkurrierende Privatindustrie eine wirklich wirtschaftliche Orientierung niemals bringen können.«

Die Kommission wendet sich denn auch sehr entschieden gegen eine eigentliche Verstaatlichung [1]). Immerhin verlangt die überwiegend aus marxgeschulten Sozialisten bestehende Kommissionsmehrheit (Ballod, Cunow, Hilferding, Lederer, Schumpeter, Umbreit, Wilbrandt) eine Gemeinwirtschaft: der gesamte deutsche Kohlenbergbau, auch der bisher staatliche, soll der »deutschen Kohlengemeinschaft« übertragen werden. Sie wird vom Reichskohlenrat und Reichskohlendirektorium geleitet. Sorgsam ist aber versucht, der Führung ausreichende Bewegungsfreiheit zu gewähren. »Eine der schlimmsten Gefahren«, heißt es da, »die der geplanten Organisation drohen, wäre die Ausschaltung freier Initiative und individueller Verantwortungsbereitschaft, auf denen die Erfolge privater Geschäftsführung beruhen«. Freilich wirkt es etwas bedenklich, daß die Stellung der Führer »jederzeit vom Vertrauen eines Vertretungskörpers abhängig sein« soll [2]). Die ganze Kommission schlägt dann »einhellig vor, daß sowohl für die Entlöhnung der Arbeiter und Angestellten wie für die Bemessung der Bezüge der leitenden Persönlichkeiten als wichtiger Gesichtspunkt die individuelle Leistung berücksichtigt werden soll« [3]). Dieses Betonen der individuellen Leistung ist sehr bedeutsam. Gedacht ist hier an Ertragsbeteiligung, Prämien, Ehrengaben. Selbst die absolute Existenzsicherung wird nunmehr recht weit aufgefaßt: »Als Grundsatz für die Lohnbemessung empfiehlt die Kommission, die Gedinge und Prämien derart ins Verhältnis zu setzen, daß bei tüchtiger Durchschnittsleistung der Hauptteil des Einkommens gesichert und nicht von zufälligen Ereignissen oder außerordentlicher Leistung abhängig ist« [4]).

Erwägt man, daß auch in der Kommission überhaupt, nicht bloß in der Mehrheit, die Sozialisten (einige von ihnen sind

[1]) Ebenda S. 4. [2]) Ebenda S. 13.
[3]) Ebenda S. 39. [4]) Ebenda S. 39.

jedenfalls durchaus als Marxisten anzusprechen) in der Ueberzahl waren, so muß man bei führenden Sozialisten ein weitergehendes Eingehen auf Motive des volkswirtschaftlichen Handelns feststellen, als wir dies bisher vorgefunden haben. Aber damit geht auch Hand in Hand eine gewisse Entfremdung vom ursprünglichen Gedankenkreis über den Zukunftsstaat — es sei nur an Engels' oder gar Bebels Pläne erinnert.

III. Wilbrandt.

Berichte einer Kommission können naturgemäß nicht individuelle Auffassungen getreu widerspiegeln. Wichtiger sind uns Darlegungen einzelner Autoren, wenn sie wissenschaftlich begründet sind. Als solcher erscheint Wilbrandt besonders bedeutsam, weil er jedenfalls der Motivationsfrage rege Aufmerksamkeit widmet. Er ist in vielem von Marx beeinflußt, aber doch nicht mehr als eigentlicher Marxist zu betrachten. Bei aller Verehrung für Marx hat er in bezug auf die praktische Arbeit den Satz geprägt: »Sozialist kann nur sein, wer nicht Marxist ist«[1]. Wilbrandt will dem utopischen »Sozialismus als Traum« und dem marxistischen »Sozialismus als Erkenntnis« einen »Sozialismus der Tat«, des praktischen Aufbaues, gegenübersetzen[2]. In seinem Buch über den »Sozialismus« zeigt er uns die Grundlage und die jetzt schon sich entwickelnden Züge dieses Aufbaues, um dann schließlich die Vorschläge zu neuen Formen vorzuführen. Er hält die Darlegung von Zukunftsplänen für erforderlich und macht Marx und Hegel den Vorwurf, das Erfinden verboten zu haben[3]. Allein wichtiger als die Form der Zukunftsgebilde ist ihm der Geist der Zukunft[4]. Daher trägt er kein Bedenken, eklektisch Zukunftspläne anderer Autoren lobend vorzuführen und seine eigenen Vorschläge zu ändern, wo die augenblickliche Lage dies angebracht erscheinen läßt. Es wäre demnach zwecklos, wollten wir alle seine konkreten Vorschläge genau vorführen, denn in ihnen liegt nicht der Kern des Wilbrandtschen Sozialismus. Es sollen daher in wenig Strichen nur die wichtigsten Grundlinien seiner Gestaltungsentwürfe dargelegt werden.

---

[1]) Wilbrandt, Sozialismus S. 309.
[2]) Ebenda S. 90.
[3]) Ebenda S. 309, vgl. S. 186, 190.
[4]) Vgl. ebenda S. 144, 184.

Gefordert wird der »Aufbau einer Gesellschaft, die von der heutigen Unwirtschaftlichkeit gereinigt wäre, weil nicht mehr der Tauschverkehr, sondern Gemeineigentum und auf ihm beruhende Gemeinwirtschaft sie begründet«[1]. Diese Gemeinwirtschaft wird nicht durch einfache Verstaatlichung erreicht. Neue, über Marx und Engels hinausgehende Formen sind da nötig[2]. Nach dem Vorwärtsartikel vom 17. November 1918 soll nur der Besitz verstaatlicht werden, wo er vom Betrieb trennbar ist, wie bei den Aktiengesellschaften und Latifundien; der Staat wird Kapitalist und Grundherr. Im übrigen wird industrieweise in verschiedener Art vorgegangen: Räte von Fachleuten, Fachverbände, Produktionsämter leiten die Produktion[3]. Wilbrandt erkennt aber auch Otto Bauers immerhin abweichenden Plan in hohem Maße an[4]. Kurz nach dem erwähnten Vorwärtsartikel folgte, aus der augenblicklichen Not der Zeit hervorgegangen, in derselben Zeitung der anderslautende und konkretere Vorschlag des »Notgesetzes«, in dem eine der Produktivgenossenschaft nahestehende Form verlangt wurde[5]. Die Produktionsmittel werden zu Nationaleigentum erklärt. Soweit sie nicht als Vermögensabgabe unentgeltlich abgegeben worden sind, erhalten die Besitzer eine Ablösungsrente, »deren Höhe abzustufen ist je nach der Ertragssteigerung, die den Arbeitern und Angestellten im Einvernehmen mit den bisherigen Besitzern gelingt; diese Ablösung soll zu steigender (mit Höhe der Ablösungsrente um so schneller steigender) Beteiligung der im Betriebe Tätigen an seinem Ertrage führen, so daß dieser, soweit er nicht der Gesamtheit durch den Reichsanteil zufällt, zuletzt ausschließlich den Arbeitenden selber zugute kommt.« Die Besitzer verwandeln sich also in Betriebsleiter. In ähnlicher Weise hat Wilbrandt in einer Denkschrift zur speziellen Frage der Kohlensozialisierung Stellung genommen[6]. In der Landwirtschaft sollen die großen Betriebe unter einer die Volksgesamtheit vertretenden »deutschen Landwirtschaftsgemeinschaft« von wissenschaftlich durchgebildeten Angestellten betrieben werden[7],

---

[1]) Ebenda S. 183. [2]) Ebenda S. 184, 185, 283.
[3]) Ebenda S. 187 ff.; vgl. S. 169, 170.
[4]) Ebenda S. 184, 191 ff.
[5]) Ebenda S. 222 ff.; vgl. S. 228.
[6]) Ebenda besonders S. 259 ff. [7]) Ebenda S. 297, 298.

dabei aber Leiter und Geleitete irgend wie »genossenschaftlich vereinigt, oder alle am Gewinn geschickt interessiert« sein [1]).

Diese wenigen Andeutungen zeigen, daß Wilbrandt es nicht an Vorschlägen fehlen läßt; man kann auch schon aus ihnen ersehen, daß es ihm gar nicht darauf ankam, einen Vorschlag durch einen anderen zu ersetzen, wenn er ihm für den Augenblick passender erschien. Was aber aus diesen kurzen Andeutungen nicht zu ersehen war, ist das geistige Band, das, wie gleich gezeigt werden soll, die scheinbar unzusammenhängenden Vorschläge vereint.

In der Begründung seiner Zukunftspläne unterscheidet sich Wilbrandt wesentlich vom zünftigen Marxismus. Zwar beruft auch er sich gelegentlich auf die Notwendigkeit im marxischen Sinne [2]); aber meist nimmt sie doch bei ihm eine andere Gestalt an: »Rein ökonomisch begründet Notwendiges das die heutige Gesellschaft braucht, um in einer höheren Form, von allen ihren Leiden genesen, zu erstehen wie der Phönix aus der Asche: das ist Sozialismus« [3]). Dabei wird das Brauchen besonders auf die augenblickliche Notlage der Zeit unter vornehmlicher Berücksichtigung psychischer Momente bezogen: der Sozialismus und die Sozialisierung werden verlangt, weil nur durch sie die Massen wieder zu Arbeit und Ordnung gebracht werden können, nur durch sie das Wirtschafts- und Kulturleben wieder gesunden kann, ja weil Sozialismus als die einzige Rettung erscheint [4]). Natürlich ist solche Argumentation nur berechtigt, wenn sie auf dem Boden des Glaubens an die Ueberlegenheit des Sozialismus überhaupt ruht, und dieser Glaube ist bei Wilbrandt denn auch sehr ausgeprägt. Ausführlich erörtert er die unrationelle Wirtschaft des kapitalistischen, die größere Produktivität des sozialistischen Systems [5]). Für Wilbrandt als Volkswirt liegen hier gewiß die schwerwiegendsten Gründe, die ihn zum Sozialismus drängen. Aber ich wage nicht zu behaupten, daß sie es sind, die zu tiefst bei ihm wurzeln. Denn gerade bei ihm stürmen die seit Marx verpönten ethischen Momente mit aller Gewalt wieder vor. Der

[1]) Ebenda S. 302.

[2]) So, wenn er sagt: »Die Welt verhindert die Sozialisierung nicht, auch wenn sie noch kapitalistisch bleibt« (ebenda S. 325).

[3]) Ebenda S. 310.

[4]) Aeußerungen in dieser Richtung ebenda S. 245, 260, 311 ff., 332.

[5]) Ebenda S. 49 ff., 114 ff., 167.

bei Marx unter einer kalt wissenschaftlichen Kruste sorgsam verdeckte Glutgedanke, durch den Sozialismus den unterdrückten Proletariermassen Gerechtigkeit zu verschaffen, tritt bei Wilbrandt offen ans Tageslicht [1]). Die von Marx verspottete Liebe soll wieder einziehen, das vom Altmeister bekämpfte Christentum soll sich mit dem Sozialismus vereinigen [2]). Bei dieser Aussöhnung ist freilich kein Platz für den Klassenkampf; er wird abgelehnt [3]).

Solch ethische Begründung machte nun eine Untersuchung der Motivation besonders notwendig. Denn wenn durch den Sozialismus die Motive zu volkswirtschaftlichem Handeln so weit sinken würden, daß die wirtschaftliche Lage der Massen sich verschlechterte, dann würde man sich schwerlich aus Gerechtigkeitssinn zum Sozialismus entschließen. Wilbrandts Buch enthält denn auch recht viel über Motivation. Wir stoßen da wieder auf die schon bei Marx mannigfach beobachtete Unterscheidung der Motive in einer früheren und einer späteren Periode. Zunächst handeln die Menschen egoistisch. Man erreicht die volkswirtschaftlich nützliche Tätigkeit von ihnen dadurch, daß man dieses ihr egoistisches Interesse erregt.« Auch der Sozialismus kann, ja er muß auf den Egoismus begründet werden, solange die Menschen so sind, wie die Predigt des Egoismus sie nicht nur erscheinen läßt, sondern gemacht hat« [4]). Auf dieser Grundlage ruhen die Methoden der Interessierung, der Gewinnbeteiligung, der Lohnformen, »die als Zuckerbrot wirken« und der »Not als Peitsche«. Die niedrigeren Motive: Ehrgeiz, Machthunger, Stellenjagd, Gewinnstreben Angst vor persönlicher Not usw., sie alle kann der Sozialismus zunächst nicht entbehren [5]). Aber freilich werden schon die egoistischen Motive in der sozialistischen Wirtschaft vielfach anders auftreten als heute. Arbeitet der Arbeiter an einem Werk, das er als sein eigenes betrachtet, so werden schon egoistische Motive ihn zu höherer Arbeitsfreude, stärkerem Eifer antreiben, als den für einen fremden Betrieb Arbeitenden. So wirkt die Sozialisierung als Sporn [6]). Nicht etwa soll die Initiative der Unternehmer ausgeschaltet werden, wohl aber ist die der Arbeiter einzuschalten [7]).

[1]) Ebenda S. 7. [2]) Ebenda S. 145, 334, 338.
[3]) Vgl. Wilbrandt, Karl Marx S. 85.
[4]) Sozialismus S. 138, 139. [5]) Ebenda S. 204, 205, vgl. S. 114.
[6]) Ebenda S. 228. [7]) Ebenda S. 233.

Als Ideal schwebt indessen Wilbrandt ein Zustand vor, in dem die Menschen aus Gemeinsinn handeln: »Die Welt gestalten nach dieser einen Idee: den gemeinsamen Vorteil voranzustellen, den Einzelvorteil nur durch ihn zu wollen — das ist Sozialismus«[1]. Die volle Erfüllung dieser Erwartung mag erst nach Jahrtausenden eintreten[2]. Aber schon jetzt müssen die unegoistischen Motive herangezogen werden. Ja sie sind heute schon unentbehrlich[3]. Der Mensch im sozialistischen Zeitalter muß ein anderer sein als der im kapitalistischen. Diese Aenderung wird aber von Wilbrandt nicht, wie von manchen anderen Sozialisten, als Wunder erhofft, sondern sie wird zu einem Teil wohl von der Aenderung der Verhältnisse erwartet: war der Mensch durch den Kapitalismus in allem zum Egoismus gezwungen worden[4], so soll ihn der Sozialismus als »Hingabewirtschaft«[5] auf den Gemeinsinn hinlenken. Man kann und muß zwar die Sozialisierung mit den heutigen Menschen beginnen, aber »die Umwandlung der Wirtschaftsform ermöglicht und verlangt dann auch die veränderten Menschen«[6]. Zum andern Teil aber ist die Aenderung der Menschen eine Erziehungsfrage: in langer Arbeit soll der unegoistische Mensch der sozialistischen Gesellschaft erzogen werden. Es soll eine seelische Umwandlung in der Richtung erfolgen, daß nicht der eigene, sondern der gemeinsame Vorteil das Ziel ist[7]. Der Erfolg dieser Erziehungsarbeit soll schließlich sein, daß der Sozialismus marschieren kann, »ohne die Krücken der Vergangenheit (ihre egoistischen Motive) noch nötig zu haben«[8]. Es wird also für eine — allerdings noch ferne — Zukunft ein Wirtschaftsleben unter Ausschaltung des Egoismus überhaupt erstrebt.

Eine gewisse Reife der Seele muß immerhin schon bei Einführung des Sozialismus vorhanden sein. Wilbrandt stellt sich die bange Frage, ob die Seele für den Sozialismus reif sei[9];

---

[1]) Ebenda S. 310.

[2]) Vgl. ebenda S. 118, 125. Die »Jahrtausende« sind allerdings Zitate aus Wilbrandts Hamburger Vortrag von 1913.

[3]) Ebenda S. 243. Vgl. auch S. 140.

[4]) »Das Wirtschaftsleben, wie es heute ist, zwingt die Menschen, sich egoistisch gegeneinander zu verhalten.« Ebenda S. 116.

[5]) Ebenda S. 156, 157.

[6]) Ebenda S. 318.

[7]) Ebenda S. 132, 133, 146.

[8]) Ebenda S. 206.

[9]) Ebenda S. 327 ff.

es ist aber kein volles und unbedingtes Ja, mit dem er sie beantwortet. So liegt in seinen Schlußworten wohl Hoffnung, aber doch nicht die siegessichere Zuversicht des Gelingens.

Der Gegensatz zwischen der erwünschten Freiheit und der als notwendig erkannten Zwangsautorität tritt bei Wilbrandt besonders klar zutage. Er sieht ein, daß der Arbeiter in der sozialistischen Gemeinwirtschaft der Form nach eher abhängiger wäre, als unter der Herrschaft des Kapitalismus [1]). Das Mittel gegen diesen Zwang aber ergibt sich aus der Aenderung der inneren Gesinnung: wenn alle Menschen aus Hingabe am gemeinsamen Werk arbeiten, dann wird der Zwang freilich nicht schwer empfunden. Ob er aber erträglich ist, solange die Menschen noch nicht zu dieser Gesinnung gelangt sind, das ist die eine große Frage, die ich zu stellen habe. Und die andere ist die, ob auch, wenn die Menschen durch gegenseitige Liebe sich den Zwang erträglich machen, das sozialistische System so viel Freiheit übrig läßt, als gerade nach Wilbrandt für die Entwicklung aller Fähigkeiten, für die Entfaltung der Talente, für die Initiative schöpferischer Führernaturen nötig ist [2]). Eine bejahende Beantwortung dieser beiden Fragen wird kaum möglich sein.

IV. Neurath.

Eine besondere Berühmtheit hat in den Revolutionstagen Otto Neurath erlangt. Die Betrachtung seiner Schriften ist sicher schon allein deshalb wichtig, weil ihr Verfasser Gelegenheit gefunden hat, in bewegter Zeit praktisch auf hervorragende Weise an der Verwirklichung seiner in Forscherarbeit ausgedachten Pläne zu wirken. Neurath tritt vor allem energisch für schleunige, radikale Sozialisierung ein. Er betont dabei mehr als andere die rationelle Produktion und die Wichtigkeit der einheitlich gelenkten Verwaltung. Sein Ideal ist das der Großorganisation und des Wirtschaftsplans. Daher legt er gar keinen Wert auf sofortige Vergesellschaftung einzelner Betriebe; vielmehr will er die überlieferten Großorganisationen, Kartelle, Genossenschaften usw. heranziehen [3]). Ihm kommt es vor allem

---

[1]) Ebenda S. 206; vgl. auch S. 172.

[2]) Ebenda S. 158, 190.

[3]) Neurath, Die Sozialisierung Sachsens S. 9, 21. Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft. S. 210, 220. Können wir heute sozialisieren? S. 57. Die letztere Schrift ist zwar von Schumann geschrieben, ihr Inhalt

darauf an, daß möglichst bald die ganze Produktion durch ein »Zentralwirtschaftsamt« geleitet werde, dessen wichtigste Abteilung, die »Rationalisierungszentrale«, sich mit der Durchführung der Rationalisierung, insbesondere der Normung und Typisierung zu befassen hätte [1]. Sozialisieren heißt nach Neurath »eine Wirtschaft der planmäßigen Verwaltung durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft zuführen« [2] Die einzelnen Betriebe können zu Verbänden gefaßt diesem Ziel dienen oder gleich expropriiert werden; das macht zunächst nicht viel Unterschied. Schließlich werden sie allerdings doch alle in gesellschaftliches Eigentum kommen müssen [3]. Die Expropriierung soll unter Wahrung der wohlerworbenen Rechte erfolgen; dies geschieht in der Art, daß im Einkommen eines Unternehmers eine »Konsumquote« und eine »Investitionsquote« oder »Kapitalisierungsquote« unterschieden wird. Erstere entspricht dem Teil, den er zu verzehren pflegte, letztere stellt dar, was er kapitalisierte. Die Konsumquote nun, also seine bisherige Lebenshaltung, wird ihm für Lebenszeit gewährt, wenn er seine Arbeitskraft in den Dienst der Gesellschaft stellt [4]. Daß dies, wenn wirklich so durchgeführt, eine Belohnung des Verschwenders darstellt, wird freilich nicht berücksichtigt. Wenngleich nun Neurath betont, daß ihm der sofortige Uebergang des Eigentums auf die Allgemeinheit nicht so wichtig sei, so hebt er an anderer Stelle in gewissem Widerspruch dazu sehr scharf hervor, daß die Produktionsmittel unter allen Umständen aus dem Verkehr ausscheiden müssen [5]. Die Zirkulation steht überhaupt insofern im Vordergrund, als auf die Ueberführung von der Geldwirtschaft zur Naturalwirtschaft größter Wert gelegt wird. »Sozialismus heißt Naturalwirtschaft«, sagt Neurath

darf aber nach dem Vorwort (S. 4) Neurath zugerechnet werden. Vgl. die im Jahre 1920 erschienene Schrift »Vollsozialisierung« (Deutsche Gemeinwirtschaft, Heft 15) S. 2, 7. Während des Druckes vorliegender Arbeit erschien dann ein zusammenfassender Artikel im Archiv für Sozialwissenschaft (Bd. 48 S. 44 ff.) unter dem Titel »Ein System der Sozialisierung«.

[1]) Die Sozialisierung Sachsens S. 5, 18 ff., 52. In der Schrift »Vollsozialisierung« S. 18 zeigt eine ausführliche Tafel die Organisation des Zentralwirtschaftsamtes.

[2]) Die Sozialisierung Sachsens S. 8.

[3]) »Das Ende ist selbstverständlich die vollständige Vergesellschaftung«. Ebenda S. 21.

[4]) Ebenda S. 21 ff. Können wir heute sozialisieren? S. 63.

[5]) Die Sozialisierung Sachsens S. 89.

in einem Vortrag [1]. Vor allem soll das Geld abgeschafft werden, insoweit es als Kreditmittel dient Als Anweisung auf Gebrauchsgegenstände könnte es allenfalls noch eine Zeitlang bestehen bleiben. Das Ideal ist aber ein völlig geldloser Zustand [2].

Die Länge der allgemeinen Arbeitszeit wird, wie überhaupt der ganze Wirtschaftsplan, vom Volk bestimmt [3]. Schwierige und unangenehme Arbeiten können kürzere Arbeitszeiten oder bessere »Lebenslagen« haben; besonders gefährliche werden vielleicht pflichtmäßig von allen der Reihe nach verrichtet [4]. Für Greise, Tuberkulöse, Kriegsbeschädigte und andere nicht voll Arbeitsfähige können eigene Fabrikbetriebe mit leichterer Arbeit und kürzerer Arbeitszeit eingerichtet werden [5].

Eine völlige Gleichheit soll nicht bestehen [6]. Zugesichert wird nur durch Gesetz jedem Bürger »eine Mindestmenge von Wohnung, Nahrung, Kleidung, Bildung und Vergnügungen« [7]. Darüber hinaus sind die »Lebenslagen« je nach den Leistungen verschieden. Für bessere Leistungen gibt es wahlweise Anweisungen auf alle möglichen Herrlichkeiten, für ganz besondere Leistungen können außergewöhnliche Vergünstigungen erteilt werden — Villen, Kunstwerke, Ehrenaltersheime stehen für solche Zwecke zur Verfügung [8])

Zur Begründung seiner Vorschläge beruft sich Neurath einige Male auf den Marxismus und die Notwendigkeit der Entwicklung [9]. Diese Aeußerungen erscheinen jedoch nur gelegentlich und machen einen mehr nebensächlichen Eindruck. Immerhin ist nach ihm die Sozialisierung »dort am leichtesten möglich, wo die Durchorganisation und Zentralisation der Wirtschaft besonders weit vorgeschritten ist« [10]. Vor allem aber hängt es von den Menschen ab, ob sie durch die Einführung dieser Ordnung ihr Glück sichern. »Die Welt von morgen wird sein wie wir sie wollen«, sagt Schumann [11]. Auf dieser Auffassung fußend, braucht Neurath natürlich einen Plan.

---

[1]) Ebenda S. 75. [2]) Ebenda S. 85.

[3]) Ebenda S. 15.

[4]) Ebenda S. 72. Können wir heute sozialisieren? S. 53.

[5]) Die Sozialisierung Sachsens S. 34, 35. Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft S. 208.

[6]) Die Sozialisierung Sachsens S. 9.

[7]) Ebenda S. 5, 21. [8]) Ebenda S. 41, 48, 49.

[9]) Ebenda S. 10, 81, 102.

[10]) Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft S. 211.

[11]) Können wir heute sozialisieren? S. 6

»Denn ohne Bauplan wird auch der sozialistische Baumeister nicht bauen«[1]). Aus ihm, dessen wichtigste Grundzüge ich im vorhergehenden zu zeigen versucht habe, gehen die Vorzüge der neuen Ordnung hervor. Sie sind es vor allem, die die Möglichkeit der sozialistischen Ordnung begründen sollen. Der Hauptvorzug aber ist der Gedanke der rationellen Produktion, an den sich die bessere Verteilung anschließt [2]). Es ist derselbe Gedanke, den wir schon bei allen Sozialisten fanden; nur ist hier besonders die Normung und Typisierung betont, also die Einheitlichkeit nicht nur in der Anordnung, sondern auch in der Ausführung. Wenn nun aber die sozialistische Ordnung eine so viel höhere Produktion verbürgt, dann ist sie vor allem in der heutigen Elendszeit angebracht. »Ein Volk, welches, wie das deutsche, weitgehend organisiert und überdies in Not ist, wird daher der Sozialisierung besonders zugänglich sein« [3]). Ja »in Zeiten der Not wird am besten sozialisiert werden, denn die Sozialisierung sichert die Produktion« [4]).

Indessen ist sich Neurath darüber klar, daß der rationellste Plan nichts hilft, wenn er nicht die Motive zu volkswirtschaftlichem Handeln weckt. Er sagt: »Es wäre denkbar, daß die Verkehrswirtschaft, wie sie zu Beginn des Krieges herrschte, zwar Produktionseinschränkungen und ähnliches kenne, aber durch die Anspannung der Kräfte ein günstigeres Ergebnis liefere als die Verwaltungswirtschaft, welche die Produktion organisatorisch fördere, aber psychologisch lähme« [5]). Aus dieser Erkenntnis hätte eigentlich eine systematische Untersuchung der Frage hervorgehen müssen, ob diese psychologische Lähmung nicht etwa eintritt. Eine solche Untersuchung findet sich aber bei ihm doch nicht, wenn auch zugegeben werden muß, daß Neurath manche Schwierigkeiten zu überwinden sucht. So sieht er die Bedeutung individueller Entlohnung nach der Leistung ein und will deshalb ein sehr genau ausgearbeitetes Akkordlohnsystem einführen. Allein bei vollständiger Abschaffung des Geldes können wir uns ein solches System schwer vorstellen; Neurath will es denn anscheinend auch nur behalten,

---

[1]) Ebenda S. 32.

[2]) Die Sozialisierung Sachsens S. 8, 9.

[3]) Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft S. 211.

[4]) Die Sozialisierung Sachsens S. 23. Vgl. Vollsozialisierung S. 6.

[5]) Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft S. 161. Der Aufsatz ist allerdings aus dem Jahre 1917.

»solange wir das jetzige Arbeitsverhältnis überhaupt haben«, also für eine Uebergangszeit [1]). Später sollen die Menschen mehr aus Idealismus und Lust zur Arbeit, oder auch unter dem Eindruck öffentlicher Billigung und Mißbilligung handeln [2]). Großen Wert legt er auf Einführung des Taylorsystems, das allerdings nun nicht mehr zugunsten der Unternehmer, sondern der Gesamtheit wirken soll — ein umgekehrtes Taylorsystem, das die Menschen in den Vordergrund stellt. Daraus, wie aus seinen Worten über Akkordlohn folgt freilich, daß es sich um ein recht abgeändertes Taylorsystem handelt. Die Sorge für die wissenschaftliche Betriebsführung liegt der Rationalisierungszentrale ob [3]).

Die Bedeutung höchster Anspannung erkennt Neurath an und sucht sie zu fördern. Daß Zwang dafür nicht das richtige Mittel ist, sieht er ein [4]); er betont auch die Notwendigkeit, daß Individuen, nicht Räte die Exekutive in der Hand haben [5]), und würdigt die Wichtigkeit höchster Leistungen, für die er auch hohe Belohnungen auszusetzen bereit ist [6]). Er gibt zu, daß ein »Anreizersatz« geschaffen werden muß, und will an Stelle des Reingewinns »die Prämie für erhöhte Leistung« treten lassen [7]). Gewiß läßt sich damit manches erreichen. Allein gerade in bezug auf höchste Leistungen muß das feinste Prämiensystem roh wirken, wenn es genaue Vorschriften enthält [8]); fehlen diese, so ist der Protektionswirtschaft Tür und Tor geöffnet.

Immerhin ist die Unterscheidung der verschiedenartigen Arbeitsleistungen stärker betont als bei den meisten Sozialisten; das enthält schon auch eine gewisse Würdigung der Motive. Es will viel heißen, wenn nach Neurath die Lebenslagen der einzelnen »verschieden gestaltet werden können, um einen Anreiz zur Anspannung aller Kräfte zu geben« [9]). Er denkt sogar daran,

[1]) Die Sozialisierung Sachsens S. 47, 48.

[2]) Ebenda S. 68. Können wir heute sozialisieren? S. 37. Vollsozialisierung S. 41.

[3]) Die Sozialisierung Sachsens S. 50, 51. Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft S. 206.

[4]) Die Sozialisierung Sachsens S. 50.

[5]) Ebenda S. 38, 54, 101. Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft S. 211.

[6]) Vgl. besonders Die Sozialisierung Sachsens S. 54.

[7]) Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft S. 217.

[8]) Das zeigen so recht Neurath-Schumanns Ausführungen in »Können wir heute sozialisieren?« S. 38.

[9]) Können wir heute sozialisieren? S. 44.

daß die Unternehmer »als eine Art erblicher Betriebsleiter sich noch längere Zeit erhalten« könnten und würdigt speziell für die Landwirtschaft die »Vorteile der Familienkontinuität«[1].

Auf der anderen Seite finden sich in Neuraths Zukunftsordnung Züge, die geeignet erscheinen, das volkswirtschaftliche Handeln in erheblichem Maße einzudämmen. Der stärkste Antrieb zur Arbeit ist verloren, wenn gesetzlich für jeden Bürger nicht nur das Recht auf Wohnung, Kleidung und Nahrung, sondern sogar auf Vergnügungen festgelegt ist. Freilich soll nur der dies erhalten, der arbeitet[2]; aber dabei wird nur ein »Mindestmaß an Arbeit« verlangt[3]; also ist offenbar, soweit es sich um Existenzsicherung handelt, auf die Qualität der Arbeit keine Rücksicht genommen. Die gewünschte reichsgesetzliche Festlegung dieser Bestimmung kann ja nur einen Sinn haben, wenn sie jedem zugute kommt Der Plan, Brot, Kohlen, Kartoffeln und andere Bedarfsgegenstände des täglichen Lebens in beliebigen Mengen jedem unentgeltlich zur Abholung bereitzustellen[4], zeugt dann von völliger Verkennung der Motive, die wirtschaftliche Sachgüterverwendung bewirken. Hat sich Neurath einmal überlegt, wieviel hochwertige Nahrungsmittel der Verfütterung anheim fallen würden? Gerade bei ihm, der an anderer Stelle der heutigen Wirtschaft den Mangel sparsamer Verwendung insbesondere der Brennmaterialien zum Vorwurf macht[5], wirkt es befremdend, wenn er nun die Kohle jedem zum beliebigen Gebrauch zur Verfügung stellen will. Im ganzen genommen, kann man also Neuraths Auffassungen in der Motivation kaum als einen Fortschritt gegenüber früheren Autoren betrachten, wenngleich seine Differenzierung der Motive für höhere Arbeit anerkannt werden muß.

V. Der Vorschlag der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie.

Einen auch in Deutschland viel genannten und viel gelobten Plan, der vom Neurathschen in den Grundideen abweicht, hat uns Otto Bauer, der ehemalige deutsch-österreichische Staatssekretär, vorgelegt. Er will nicht im Kopfe das beste

---

[1]) Vollsozialisierung S. 16, 41.

[2]) Die Sozialisierung Sachsens S. 50. Können wir heute sozialisieren? S. 34.

[3]) Vollsozialisierung S. 11.

[4]) Die Sozialisierung Sachsens S. 87. Können wir heute sozialisieren S. 51; vgl. aber auch S. 15.

[5]) Können wir heute sozialisieren? S. 15.

Wirtschaftssystem erfinden, sondern trachtet die Wege weiterzuführen, die in der heutigen Wirtschaft in der Richtung auf den Sozialismus weisen. Aus diesem Grunde schlägt er vor — ganz im Gegensatz zu Neurath — zunächst nur die reifen Betriebe zu sozialisieren. Dazu gehören vor allem die Schwerindustrie und der ländliche Großgrundbesitz. Sie werden gegen Entschädigung enteignet. Die Leitung der vergesellschafteten Industrie erfolgt für den Industriezweig durch einen Verwaltungsrat, der sich zu einem Drittel zusammensetzt aus Vertretern der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen, zu einem Drittel aus Vertretern der Konsumenten — dies können Konsumvereine sein als reine Konsumenten oder Industrieorganisationen als produzierende Konsumenten —, endlich zu einem Drittel aus Vertretern des Staats [1]). Die Ernennung der leitenden Beamten ist dann durch ein Vorschlagsverfahren geregelt. Diese Form der Vergesellschaftung soll freilich nicht die einzige sein. Gewisse Unternehmungen können an Genossenschaften verpachtet, andere durch Bezirke und Gemeinden vergesellschaftet werden.

Die übrige Industrie, die noch nicht reif ist, wird zunächst nur in Verbänden organisiert, die nach dem Muster der Kartelle und Kriegszentralen, aber im Interesse der Volksgesamtheit, errichtet werden. Hier bleiben die Unternehmer einstweilen erhalten und sind auch im Verwaltungsrat des Verbandes vertreten, allerdings nur zu einem Viertel, das zu den Vertretungen der Arbeiter, der Konsumenten und des Staats hinzukommt [2]). Sie sind also unter starke Kontrolle gestellt und »in Beauftragte der Gesellschaft verwandelt« worden [3]).

Vom Großgrundbesitz wird der Teil, der sich für den Großbetrieb eignet, also vor allem auch die Forste, wieder von Verwaltungsräten geleitet, die zusammengesetzt werden »aus Bevollmächtigten der Bezirksvertretung, in deren Sprengel das Landgut liegt, aus theoretisch und praktisch gebildeten Landwirten, die von der Bezirksagrarbehörde ernannt werden, aus Vertretern der Arbeiter und der Gutsbeamten, die auf dem Landgut beschäftigt sind, und aus Bevollmächtigten der Konsumvereine

[1]) Otto Bauer, Der Weg zum Sozialismus S. 8—11. Der Kern von Bauers Vorschlägen ist in dem vom Parteivorstand der deutsch-österreichischen Sozialdemokratie erlassenen Aufruf enthalten (abgedruckt bei Wilbrandt, Sozialismus S. 191 ff.).

[2]) Der Weg zum Sozialismus S. 12, 13.

[3]) Ebenda S. 14.

des Bezirks«[1]). Dieser Verwaltungsrat ernennt auf Grund von Vorschlägen der Bezirksagrarbehörde den Gutsverwalter. Es ist also alles auf den »Bezirk« zugeschnitten, der, da es sich hier um die österreichische Verwaltung handelt, einen nicht sehr großen Umfang hat. Diejenigen enteigneten Güter, welche sich besser für den Kleinbetrieb eignen, werden in Erbpacht gegeben[2]). Der bäuerliche Besitz wird nicht enteignet, aber seine Wirtschaft durch Agrarreformen rationalisiert und zum Teil unter zwingende Vorschriften gestellt. Der Handel mit Agrarprodukten wird genossenschaftlich und staatlich organisiert[3]). Der städtische Wohnboden kann durch die Gemeinden enteignet werden. Innerhalb des Hauses oder des Häuserblocks wird ein weitgehender Konsumsozialismus Platz greifen[4]).

Das ganze Werk wird gekrönt durch die Sozialisierung der Banken. Sie geschieht dadurch, daß auf ein Gesetz hin die Verwaltungsratsmitglieder der Großbanken nicht mehr von den Aktionären gewählt werden, sondern von bestimmten Körperschaften: Nationalversammlung, Industrieverbänden, Konsumvereinen usw. Diese Sozialisierung wird bald dazu führen, alle Großbanken zu einer nationalen Zentralbank zu verschmelzen, die dann zum höchsten leitenden Organ der ganzen Volkswirtschaft würde[5]).

Die Entschädigung für alle Enteigneten wird durch Vermögensabgaben aufgebracht. Die laufenden Staatsausgaben dagegen werden durch die Einnahmen der vergesellschafteten Betriebe gedeckt, von denen immer dem Staate ein Anteil zufällt[6]). Im übrigen aber kommt der Reingewinn vor allem den in den betreffenden Industrien und Betrieben beschäftigten Arbeitern und Angestellten zu[7]).

Das Bild, das B a u e r uns vorführt, will uns organische Entwicklung zeigen. Daher ist denn sein Argument die Notwendigkeit der Entwicklung, allerdings mit einer eigentümlichen Färbung: »Der Sozialismus ist zur geschichtlichen Notwendigkeit geworden«, verkündet er. Je nachdem aber, ob die Menschen

[1]) Ebenda S. 18.
[2]) Ebenda S. 19.
[3]) Ebenda S. 20—23.
[4]) Ebenda S. 23—25.
[5]) Ebenda S. 25—27.
[6]) Ebenda S. 28—29.
[7]) Ebenda S. 10, 18.

die Notwendigkeit der Stunde begreifen, wird er entweder als Ergebnis planmäßig aufbauender Arbeit kommen, oder als die Folge eines furchtbaren Sturms, der erst alles vernichtet [1]).

Von der Ordnung, die ihm vorschwebt, bietet uns Bauer in kurzen, programmatischen Ausführungen einen sehr klaren Grundriß. Auf Motive zum volkswirtschaftlichen Handeln ist in seiner Schrift allerdings nur ganz nebenher und gelegentlich Bezug genommen. Er will wohl den Fleißigen, den Erfinder, den Betriebsamen besser entlohnen, und will die Intensität der Arbeit steigern, auch unter Beibehaltung der Akkordlöhne [2]). Ein Gewinnanteilsystem soll dazu helfen [3]). Aber bei seinen Organisationsplänen ist auf Motivation, insbesondere der Leiter, recht wenig Rücksicht genommen. In den »sozialisierten« Industrien spricht er gar nicht mehr von den Unternehmern, in den »organisierten« will er sie möglichst zu »Beauftragten« herabdrücken. Das ist bis zu einem gewissen Grade zu verstehen: wir haben ja schon bei früheren Autoren gesehen, daß der wenig Wert auf Untersuchung der Motivation legte, der im Sozialismus nur die notwendige Fortentwicklung der heutigen Zustände sah. Soweit nun in den heutigen Verhältnissen eine Tendenz zum Sozialismus erblickt werden kann, fällt sie zu einem gewissen Teil mit einer Ausdehnung der Bureaukratisierung zusammen. Bauer wünscht die erstere und lehnt die letztere in Worten scharf ab. Ob aber seine Maßregeln wirklich einen Schutz gegen Bureaukratismus zu bieten vermögen, mag billig bezweifelt werden. Sorgsam müht er sich, in seinen Verwaltungsräten die verschiedensten Interessen zu Wort kommen zu lassen. Es ist auch anzunehmen, daß in diesen Organen ein gewisser Ausgleich der Gegensätze stattfinden wird. Aber wird nicht dieser Ausgleich auch eine Ertötung der Initiative zur Folge haben? Ich glaube, ein Gutsverwalter, der den Vertretern der Konsumvereine, der Arbeiter, der Angestellten, der Bezirksvertretung und allen möglichen anderen Leuten verantwortlich ist, wird vor lauter Verantwortlichkeit nichts so sehr fürchten, als die frische Tat. Wie ungelenk Bauers Apparat gedacht ist, dafür ein Beispiel: wir haben gesehen, daß der landwirtschaftliche Großbetrieb von einem Verwalter unter einem höchst kompliziert zusammen-

---

[1]) Ebenda S. 32, vgl. S. 5, 6.

[2]) Ebenda S. 6, 15.

[3]) Ebenda S. 10, 18.

gesetzten Verwaltungsrat bewirtschaftet wird. Ueber den Verwaltungsräten stehen Landeskulturräte, über diesen ein Reichslandwirtschaftsrat. Diese alle werden in ähnlicher Weise zusammengesetzt. Vom Reingewinn jedes Gutes nun wird ein Teil an den staatlichen Investitionsfonds abgeführt, über den der Reichslandwirtschaftsrat zu verfügen hat. Sind nun auf den einzelnen Gütern Investitionen und Meliorationen vorzunehmen, so setzt dies der Reichslandwirtschaftsrat fest [1]). Ich glaube, es ist kaum möglich, eine Verwaltung schwerfälliger zu gestalten.

VI. Goldscheid.

Gleichfalls für Deutsch-Oesterreich berechnet, aber noch spezieller auf die Lage nach dem Krieg zugeschnitten, sind Rudolf Goldscheids Vorschläge. Sie bezwecken, die Kriegsverschuldung des Staats »als mächtigste Triebkraft zum Sozialismus auszunützen« [2]). Ihr Ausgangspunkt ist daher der Gedanke einer Vermögensabgabe, die bei den größeren Vermögen in Sachgütern erfolgen kann oder muß [3]). Der Staat behält daraus diejenigen, die er als Grundstock der Sozialisierung verwenden will; besonders achtet er dabei darauf, Schwerindustrie, Großgrundbesitz und auch Großbanken in seine Hand zu bekommen [4]). Was er davon nicht durch die Vermögensabgabe erhalten hat, wird gegen Entschädigung enteignet [5]). Auf diese Weise wird erreicht, daß die Hauptmacht im Wirtschaftsleben dem Staat zufällt; an Stelle des früheren »besitzlosen Steuerstaats« tritt der »repropriierte Wirtschaftsstaat« [6]). Daneben bestehen wichtige provinziale, kommunale und genossenschaft-

[1]) Ebenda S. 18. Es ist mir nach dem Gesagten nicht recht verständlich, wie Ed. Heimann anscheinend gerade bei Bauer finden kann, daß den unmittelbar Beteiligten »alle Freiheit der persönlichen Initiative gewährt« sei (Die Sozialisierung S. 548).

[2]) Goldscheid, Sozialisierung der Wirtschaft oder Staatsbankerott S. 32.

[3]) Ebenda S. 37.

[4]) Ebenda S. 63.

[5]) Ebenda S. 38.

[6]) Vgl. ebenda S. 86, 96. Näheres über diesen Gegensatz findet sich besonders in Goldscheids früherem Buch »Staatssozialismus oder Staatskapitalismus« (Wien-Leipzig 1917), in welchem dem Schuldnerstaat der Gläubigerstaat (so S. 22) gegenübergestellt und anstatt des bloß negativen Ziels der Expropriation der Expropriateure das positive Ziel der Repropriation des Staats aufgerichtet wird (S. 42). Der Kern von Goldscheids späteren Vorschlägen ist schon in dieser Schrift enthalten.

liche Gemeinwirtschaften [1]). So wird die »individuelle Profitwirtschaft« durch »soziale Bedarfsdeckungswirtschaft« ersetzt [2]). Sind einmal die grundlegenden Produktionszweige in Gemeinbesitz, ergibt sich die weitere stetig fortschreitende Vergesellschaftung leicht [3]).

Die bisherigen Inhaber der Produktionsmittel beziehen zwar durch diese »soziale Verpapierung des Privateigentums« noch Renten, haben aber für das Wirtschaftsleben an Bedeutung verloren und können deshalb auch gefahrlos zu hohen Steuern herangezogen werden [4]).

Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, wie verschieden Goldscheids Gedankengänge von denen Neuraths sind: Goldscheid will die Unternehmer zu Rentnern und dadurch unwirksam und unschädlich machen; Neurath will ihre Fähigkeiten erhalten; es ist derselbe Unterschied, der auch in der allgemeinen Auffassung beider Autoren über teilweise und völlige Sozialisierung zum Ausdruck kommt: dem einen schwebt die Macht der Gesamtheit, dem andern die rationelle Produktion als Leitstern vor.

Die marxistische Notwendigkeitsbegründung ist in Goldscheids Sozialisierungsprogramm nicht enthalten; ja mehrere Aeußerungen zeigen sehr deutlich den Gedanken des utopischen Sozialismus; so sagt er, die von ihm vorgeschlagene Art der Sozialisierung sei auf Gemeinwesen jeglichen Entwicklungsgrades anwendbar; sein Vorschlag lasse sich überall verwirklichen, »wo sich mit dem Einzug des Kapitalismus bereits eine Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln in weitem Ausmaß vollzogen hat« [5]). Allerdings können je nach der Reife des Gemeinwesens Ausmaß und Art der Sozialisierung verschieden sein [6]). Danach sollte man meinen, er habe auf die Begründung durch Nachweis der rationalen Produktion im Sozialismus den größten Wert gelegt. In der Tat betont Goldscheid auch diese Seite unter besonderer Rücksicht auf die Menschenökonomie [7]), und sie mag für ihn wohl das Hauptargument für

[1]) Sozialisierung der Wirtschaft S. 16, 59, 61, 76 ff.
[2]) Ebenda S. 52.
[3]) Ebenda S. 65.
[4]) Ebenda S. 48, 55, 112 ff.
[5]) Ebenda S. 99.
[6]) Ebenda S. 117.
[7]) Ebenda S. 51, 52.

die Durchführbarkeit des Sozialismus sein. Allein es ist zu bemerken, daß die Tendenz seiner Ausführungen viel weniger dahin geht, die Produktion möglichst rationell zu gestalten, als dahin, dem Staat — den er natürlich als sozialistisch ansieht — eine möglichst große Macht gegenüber dem privaten Kapital zu verschaffen. Natürlich hängt der Gedanke mit dem der rationellen Produktion insofern aufs innigste zusammen, als für Goldscheid die Gemeinwirtschaft die Voraussetzung rationellster Produktion ist. Während der heutige, »kontinuierlich notleidende, von unerträglichem Schuldendruck belastete Staat« zu unrationeller Wirtschaft gezwungen ist, wird der reiche Staat der Zukunft in ökonomischster Weise verwalten [1]. Die künftige Bedarfsdeckungswirtschaft wird rationeller sein als die heutige Profitwirtschaft. Aber bei aller Betonung des Rationellen steht doch der Machtgedanke im Vordergrund. Da aber der wachsende Einfluß des Staates vor allem die Verteilungsänderung bezwecken soll, so ist ersichtlich, daß Goldscheid stärker vom Verteilungs-, schwächer vom Produktionsgedanken beherrscht ist als gemeinhin die Marxisten. Das Entscheidende an der Sozialisierung der Wirtschaft liegt nach ihm »in der Veränderung der Besitzverteilung zwischen Gemeinwesen und Privaten« [2].

Die großen Schwierigkeiten, die von der Motivation her dem Sozialismus drohen, sind Goldscheid nicht unbekannt. Er stellt eine Reihe diesbezüglicher Fragen: wird die Sozialisierung »die individuelle Freiheit nicht in einem Maße beeinträchtigen, daß darunter die Produktivität der Wirtschaft aufs Schwerste leidet? Wird sie den nötigen Ansporn für alle gewähren, soviel als möglich für die Gesellschaft zu leisten? Wird sie genügenden Spielraum für Begabungen gewähren? Wird sie überall die richtigen Menschen an die richtigen Stellen setzen? Wird sie nicht zu schlimmster Beamtenwillkür, zu unerträglicher Bureaukratisierung führen?« [3] und so fort. Allein alle diese Sorgen erklärt er als »durchweg unbegründet«, ohne sie jedoch

[1] Ebenda S. 66, 70, 96.

[2] Ebenda S. 50. An anderem Orte versteht Goldscheid unter Sozialisierung der Wirtschaft dreierlei: »Sozialisierung des Eigentums, Demokratisierung der Betriebe, Oekonomisierung des gesamten Produktions- und Zirkulationsprozesses«. Charakteristischerweise steht die Sozialisierung des Eigentums an erster, die Oekonomisierung an letzter Stelle (Sozialisierung der Wirtschaft S. 13).

[3] Sozialisierung der Wirtschaft S. 101, 102.

eingehend zu widerlegen. Goldscheids Lieblingsmittel ist eine ausgebaute Wirtschaftlichkeitskontrolle [1]). Dabei soll jedem nur so viel Freiheitsbeschränkung zugemutet werden, »als zur höchsten Existenzsicherung aller notwendig ist« [2]). Am wenigsten habe man eine so starke Einengung der individuellen Freiheit zu befürchten, daß der Ansporn zu gesellschaftlich nützlichen Leistungen notwendig verringert werde [3]). Auf die Erhaltung des Unternehmergeistes wird viel Wert gelegt; aber Goldscheid bestreitet seinen engen Zusammenhang mit dem Egoismus: »Der Unternehmergeist wird darum in Zukunft um so Größeres und nach jeder Richtung hin Befriedigenderes leisten, je mehr das soziale Pflichtgefühl den privaten Eigennutz als Motiv des wirtschaftlichen Schaffens zurückdrängt« [4]).

Als schlimmste Gefahr erscheint die größere Begehrlichkeit der Arbeiter, und zwar vor allem in der Richtung, daß die Arbeiter nicht genügend für Kapitalisierung sorgen könnten Diese Befürchtung nimmt unser Autor so ernst, daß er sie nicht ohne weiteres abzulehnen wagt; vielmehr wird nach ihm der Erfolg der Sozialisierung eben von der Arbeiterklasse selbst abhängen. Nur wenn die Arbeiterklasse die Bedingungen erfüllt, die Goldscheid ihr setzt, wenn sie Ueber- und Unterordnung anerkennt, Begabte höher entlohnt, wenn Kontrolle und Verantwortung richtig verteilt sind, »kann die Gemeinwirtschaft die Privatwirtschaft in ihren Ergebnissen weitaus übertreffen.« Der Autor hat aber den Glauben an die Arbeiterschaft, daß sie die erforderliche Disziplin aufbringen werde [5]). Freilich muß diese von höheren Motiven getragen sein. Goldscheid erhofft eine sittliche Wiedergeburt [6]), und allenthalben betont er die Notwendigkeit des Gemeinsinns, ja des Altruismus für das Gelingen seiner Zukunftspläne. So sagt er: »Nur wenn man das Billigkeitsprinzip künftig zum Maßstab von Ansprüchen nimmt, die fremden Lebensinteressen ebenso tief fühlt, ebenso energisch zu wahren sucht, wie die eigenen, werden verwüstende Kämpfe uns erspart bleiben, wird jeder das zu leisten imstande sein, was man ihm zur Förderung der Gesamtwohlfahrt auferlegt« [7]).

---

[1]) Ebenda S. 83 ff., 104.
[2]) Ebenda S. 84. [3]) Ebenda S. 104.
[4]) Staatssozialismus oder Staatskapitalismus S. 106, 107.
[5]) Sozialisierung der Wirtschaft S. 105—108.
[6]) Ebenda S. 131.
[7]) Ebenda S. 79, vgl. S. 85 und besonders 127.

In ähnlicher nur bedingter Weise ist auch an anderer Stelle die Hoffnung auf die glückliche Zukunft des sozialistischen Gemeinwesens überhaupt ausgedrückt [1]: »Versteht es das Gemeinwesen dann ökonomischer zu wirtschaften als das private Unternehmertum, worauf das übereinstimmende Interesse aller hindrängen wird, so verbessert sich seine Lage, wie die sämtlicher Bürger von Tag zu Tag mehr.«

Der Sozialismus wird also durchführbar sein, wenn die Menschen von besseren, höheren Motiven zum Handeln angetrieben werden als heute, d. h. wenn sie sich ändern.

VII. Zusammenfassung.

Die Betrachtung der vorgeführten Autoren dürfte gezeigt haben — und die marxistische Tagesliteratur bestätigt es — daß in der Tat die Entfernung vom Lehrvater Marx sich immer stärker geltend macht. Diese Abweichung mußte besonders da sichtbar werden, wo es sich um Aufstellung eines Programms für die Sozialisierung handelte. Wir haben ja gefunden, daß Marx' und Engels' konkrete Vorschläge ebenso dürftig waren, wie ihre Motivlehre. Denn die Ausmalung künftiger Herrlichkeiten, ihre Begründung mit dem Rationalismus der Produktion und die daraus folgende Motivuntersuchung galt als Domäne des utopischen Sozialismus. Hatte man sich nun nach der Umwälzung notgedrungen mit dem Problem der Anbahnung des sozialistischen Zustandes zu befassen, so lag es nahe, daß man in Gedankengänge verfiel, die, vom Standpunkte des reinen Marxismus aus gesehen, utopisch erscheinen mußten.

Auf der anderen Seite haben aber die Vorschläge der Revolutionszeit doch wieder von der Wirklichkeit auszugehen. Was wir etwa bei Engels oder Bebel über die Zukunftsgesellschaft lesen, sind, wenn auch auf die Uebergangszeit Rücksicht genommen wird, doch Entwürfe einer wohlgeordneten, künftigen sozialistischen Gesellschaft. Was aber die sozialistische Revolutionsliteratur im Auge haben mußte, war vor allem die Frage, wie der Sozialismus auf die jetzige Zeit anzuwenden sei. Daß da das sozialistische Ideal nicht immer so rein hervortreten konnte, ist selbstverständlich. Damit ist aber noch nicht gesagt, ob die konkreten Vorschläge dem marxistischen oder dem alten

[1] Ebénda S. 58.

rationalen Sozialismus näherstehen. Denn es ist noch lange nicht erwiesen, daß der letztere von der Wirklichkeit weiter abstand als der erstere. Mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls hat die reale Not der Zeit in manchem Gedankengänge der alten Utopisten gegenüber dem Marxismus zum Durchbruch gebracht.

Die Betonung der praktischen Arbeit am sozialistischen Aufbau drängte den Notwendigkeitsgedanken zurück. Das stürmische Verlangen nach sozialer Gleichberechtigung ersetzte die beobachtende Gelehrtenstimmung durch die ethische des Predigers, die noch vermehrt wurde durch den abschreckenden Anblick der zügellosen und egoistischen Kriegs- und Revolutionsjugend. Die verlorengegangene Arbeitslust ließ auf Mittel sinnen, wie der Arbeiter wieder zur früheren Arbeitsamkeit zurückgebracht werden könnte. So ergaben sich manche eigenartige Pläne zur Neugestaltung unserer Volkswirtschaft. Schon der äußere Aufbau ist bedeutsam: hatten sich die alten marxistischen Projekte — trotz der ausgesprochenen Feindschaft gegen den heutigen Staat — doch niemals weit vom Verstaatlichungsgedanken entfernt, so tritt nunmehr allenthalben das Bestreben zutage, die Gemeinwirtschaft in Formen zu betten, die organisch den Faktoren des derzeitigen Wirtschaftslebens erwachsen sind; mochte man von Syndikaten, Gilden, Genossenschaften oder Wirtschaftsbünden sprechen, man hoffte an Stelle der Rückständigkeit der Staatsbetriebe den frischen Geist des modernen Wirtschaftslebens setzen zu können. Diese organische Fortentwicklung ist nun freilich dem Geiste des Entwicklungstheoretikers Marx nicht fremd, wohl aber entspricht sie nicht mehr ganz den alten praktischen Postulaten des Marxismus.

Unter den mancherlei für uns interessanten Untertönen, die bei den Verfassern der neuen Pläne mitschwingen, können wir vor allem ethische heraushören: der Sozialismus muß eingeführt werden, weil dies eine Pflicht der Gerechtigkeit ist [1]. Ethisch werden aber nicht bloß die Forderungen begründet, sondern auf ethischem Grunde sucht man auch die künftige Wirtschaft zu verankern: die Menschen der Zukunft werden und sollen wirtschaften, indem sie wirsüchtig oder gar selbstlos handeln [2]. Dieses Motiv wird aufs engste mit dem Tunmotiv

---

[1]) Vgl. außer den schon Angeführten H e i m a n n , Sozialisierung S. 537. H e i c h e n , Sozialismus und Ethik, Neue Zeit 38, 1, S. 292 ff.

[2]) So verlangt L a u f k ö t t e r (Die Sozialisierung als Entwicklungs- und

verbunden gedacht: es wird ein Zustand verlangt, der dem Arbeiter die Arbeitsfreude wiederbringt; und ein solcher Zustard ist nur derjenige, bei welchem der Arbeiter den Betrieb, die Unternehmung, die Wirtschaft als seine eigene ansieht.

Dabei ist wohl zu merken, daß die Erkenntnis von der Wichtigkeit der Motivation zugenommen hat. Man erkennt die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns im Kapitalismus an [1]) und hofft — nicht ganz ohne zwischen den Zeilen zu lesende Sorgen —, daß die Menschen im Sozialismus von ethisch höheren Motiven zu ebensolcher oder intensiverer volkswirtschaftlicher Tätigkeit angetrieben werden. Natürlich geht das nur unter Aenderung der Menschen. Wer diese Aenderung nicht bloß als von selbst kommend erwartet, muß da auf die zu leistende Erziehungsarbeit hinweisen: »Die Menschen sollen reif werden zum praktischen Sozialismus — von einem Reifsein kann nie und nirgends gesprochen werden — damit wir uns immer mehr dem Ziele des Sozialismus nähern« [2]).

Erziehungsproblem, Neue Zeit 37, 2, S. 379) von den Angehörigen sozialisierter Betriebe, daß sie freiwillig über die pflichtgemäße Leistung hinaus tätig seien. Vgl. Ellinger, Produktionsförderung und Arbeiterschaft (Neue Zeit 37, 1, S. 150, 151).

[1]) Vgl. darüber etwa Beck, Wege und Ziele der Sozialisierung S. 47 ff., Laufkötter a. a. O., besonders S. 379.

[2]) Laufkötter a. a. O. S. 383.

III. Teil.

Kritik.

1. Kapitel.

Die marxistische Begründung.

I. Die Notwendigkeit.

A. Die beiden Auffassungen.

In folgendem soll nicht eine Kritik des Marxismus überhaupt, sondern nur der marxistischen Motivationslehre gegeben werden. Allein um sie zu beurteilen, muß man etwas weiter ausholen. Wir haben im zweiten Teil gesehen, daß der Marxismus sich vor allem auf die Notwendigkeit der Entwicklung stützt, und daß er gerade wohl aus dem Grunde so wenig sich mit der Möglichkeit der sozialistischen Gesellschaft vom psychologischen Standpunkte aus beschäftigt, weil ihm vielfach die Möglichkeit durch die Notwendigkeit erwiesen scheint. Wir müssen uns also insoweit mit dem Argument der Notwendigkeit befassen, als es ein Hindernis für die Untersuchung der Motivenfrage bildet.

Die Notwendigkeit tritt nun beim Marxismus in verschiedenen Formen auf. Besonders schroff erscheint sie in der Vorrede zur Kritik der politischen Oekonomie; hier tritt uns eine unentrinnbare Notwendigkeit entgegen; mögen auch Aeußerungen aus derselben Zeit die Mitwirkung der Menschen betonen, so ergibt sich doch aus dieser Darstellung die Ablehnung weiterer Diskussion über die Möglichkeit.

Eine mehr einlenkende Formulierung haben wir dann namentlich im Anti-Dühring gefunden. Hier wird die sozialistische Ordnung nicht als mit unausweichlicher Notwendigkeit kommend,

sondern nur »bei Strafe des Versinkens in chinesisches Kulitum« angekündigt. Die Frage, ob zwischen der früheren und der späteren Auffassung eine Meinungsänderung stattgefunden hat, oder ob es sich wirklich mehr um eine genauere Festlegung handelt, geht uns hier weniger an; es genügt, daß von jeder der beiden Formulierungen wesentlich verschiedene Folgerungen für die Motivationslehre gezogen werden müssen. Der Formulierung des Anti-Dühring schließt sich namentlich Kautsky an.

B. Der Sozialismus als unentrinnbare Notwendigkeit.

Stand die Notwendigkeit des Sozialismus fest, so brauchte Marx keine weiteren Beweise für seine Durchführbarkeit. Mit Recht sagt Wilbrandt: »Alle Gründe für oder gegen den Sozialismus erübrigten sich ihm nun«[1]. Es galt also vor allem, diese Notwendigkeit zu erweisen. Zu diesem Zwecke hat Marx die Tendenzen bloßzulegen versucht, die in der Richtung auf den Sozialismus weisen. Natürlich sind dies vor allem Tendenzen im Wirtschaftsleben. Allein auch Tendenzen in den Ideen sind, wie wir gesehen haben[2], Marx und Engels als Exponenten der wirtschaftlichen Kräfte bemerkenswert gewesen. Wir haben da, um mit letzteren zu beginnen, die auffällige Aeußerung gefunden, daß die Menschheit sich nur Aufgaben stellt, die sie lösen kann. Ist nun wirklich anzunehmen, daß Marx dies so aufgefaßt wissen will, als ob das Kommen des Kommunismus dadurch als erwiesen gelten solle, daß die Menschheit sich seine Herstellung zur Aufgabe gesetzt hat? Das ist schwer zu glauben. So konnte gerade ein Marx am wenigsten argumentieren. Denn dann hätte er auch aus der von den Menschen ersehnten überirdischen Glückseligkeit nach dem Tode auf die tatsächliche Erreichung dieses Zieles schließen müssen: ein Schluß, der Marx am wenigsten gelegen wäre. Tatsächlich kann Marx den Satz aber auch gar nicht in dieser Weise aufgefaßt haben. Dem Marxismus entspricht es lediglich, ihn so zu deuten, daß dem Streben der Menschen eine Lösung in irgendeiner Form zuteil werden muß. Dann aber scheidet er natürlich als Beweis für die Realisierung des Kommunismus aus.

---

[1]) Wilbrandt, Karl Marx S. 43.

[2]) Zur Kritik der politischen Oekonomie S. XII. Vgl. diese Arbeit oben S. 92.

Viel wichtiger ist für Marx und Engels die Tendenz, die sich im wirtschaftlichen Leben äußert. Allgemein geht hier ihr ganzes Streben darauf aus, zu zeigen, daß der Kapitalismus sich selbst unmöglich macht und dem Untergange zutreibt. Gesetzt, das sei festgestellt, ist damit die Notwendigkeit gerade des Kommunismus dargelegt? Gibt es wirklich, weil die Kommunisten nur den Kommunismus sehen, keinen anderen Ausweg? Kautsky sagt: »Wer die heutigen Produktionsbedingungen kennt, der weiß auch, welche Eigentumsform sie erfordern, sobald die bestehende unmöglich geworden ist«[1]). Ich meine, man muß da scharf unterscheiden zwischen der Kritik des Bestehenden und der Ankündigung des Kommenden. Aus dem Untergang des Kapitalismus folgt noch lange nicht der Aufgang des Sozialismus.

Allein Marx will auch tatsächlich eine Tendenz zum Sozialismus finden: die ganze kapitalistische Entwicklung drängt auf immer stärkere Konzentration hin, die schließlich in die vollste Zentralisation der Zukunftsgesellschaft umgestülpt würde. Inwieweit Marx darin im einzelnen richtig gesehen hat, ist an diesem Ort nicht zu untersuchen. Es genügt festzustellen, daß gewiß die Entwicklung von Marx einseitig gesehen wird, daß sie sich nicht so schnell und so allgemein vollzieht, daß in manchen Wirtschaftszweigen, speziell in der Landwirtschaft, eher die entgegengesetzte Tendenz zu beobachten ist, aber daß der Konzentrations- und Sozialisierungstheorie ein richtiger Kern zugrunde liegt. Eine Tendenz zur Konzentration war vor dem Kriege schon sichtbar; durch den Krieg ist diese Entwicklung treibhausmäßig gefördert worden (nicht durch die Revolutionszeit; denn da scheinen schon wieder Rückbildungserscheinungen aufzutreten: man denke nur an die zahlreichen Arbeiter, die nach Beendigung ihres Achtstundentages die Rolle von Gewerbetreibenden kleinsten Umfanges übernehmen). Indessen, was ist damit bewiesen? Immer, besonders im Wirtschaftsleben, haben sich Tendenzen gezeigt, vor allem als Reaktionen gegen frühere Epochen, die sehr scharf in eine Richtung wiesen; im Laufe der Zeit wurde die Tendenz durch andere Kräfte beeinflußt, es entstand wieder ein Ausgleich. Auch die Freiheitsideen der französischen Revolution und der Manchesterleute sind kaum je in vollster Reinheit durchgeführt worden. Das den Lauf verlassende

[1]) Kautsky, Das Erfurter Programm S. 107.

Geschoß hat gewiß die Tendenz der Anfangsrichtung. Aber Schwere und Luftwiderstand verändern seine Bahn. So ist eine noch so einseitig auftretende Tendenz durchaus noch kein Beweis für ihre Durchführung in derselben Richtung. Im Gegenteil löst überall eine Tendenz Gegentendenzen aus, die die ursprüngliche nicht zur vollen Wirkung kommen lassen. Diese Auffassung steht übrigens durchaus nicht im Widerspruch mit dem Marxismus, sondern nur mit den marxistischen Zukunftsplänen [1]).

Allein gesetzt einmal, die Tendenz sei so stark, daß das Ideal der kommunistischen Gesellschaft erreicht sei, würde es dann bleiben? Ewig verändert sich nach Marx-Engels die Natur, auf die Negation folgt immer wieder die Negation der Negation; in jeder Gesellschaft sind die Kräfte am Werk, die eine neue Gesellschaft emporbringen, die herrschende Klasse wird von einer folgenden abgelöst; immer ist es das Ringen zwischen den Klassen, das die Entwicklung vorantreibt. Es ist, wie Engels sagt, »der Darwinsche Kampf ums Einzeldasein, aus der Natur mit potenzierter Wut übertragen in die Gesellschaft« [2]). So sehen unsere Autoren den Gang des Geschehens an. Und nun sollte alles stillstehen? Oder vielmehr, es sollte eine Weiterentwicklung ohne Kampf, ohne Klassen stattfinden? Wohl sprechen Marx und Engels vom früheren klassenlosen Zustand und erhoffen ihn für später. Aber dies paradiesische Idyll, dies Aufhören der Kämpfe ist doch völlig unmarxistisch. Nein, der Vater der materialistischen Geschichtsauffassung konnte kaum so denken. Er mußte erwarten, daß auch im erreichten Kommunismus neue Klassen sich bilden würden und die Entwicklung in Klassenkämpfen voranschreiten würde. Aber der andere Marx, der feurige Revolutionär, hat ihm diese Konzession an die Seele der Massen abgerungen. Denn in der Tat, das Proletariat will nur für einen dauernden Zustand künftigen Glückes kämpfen. Für die schnellere Realisation einer kommunistischen Gesellschaft, die ihrerseits wieder der Unterhöhlung und Vernichtung geweiht ist, trägt der Arbeiter seine Knochen nicht zu Markt [3]).

---

[1]) Ganz in dieser Richtung liegende Ausführungen bei Kautsky, Das Erfurter Programm S. XI, XII.

[2]) Engels, Anti-Dühring S. 293.

[3]) Vgl. Gurewitsch a. a. O. S. 125 ff (besonders vom Standpunkte der Unmöglichkeit sozialen Fortschrittes nach Aufhebung der sozialen Differenzie-

Ueber das Zuendegehen der Kampfentwicklung urteilt Engels selbst, wenn er von Hegels System schreibt: »Ein System der Philosophie muß nach den hergebrachten Anforderungen mit irgend einer Art von absoluter Wahrheit abschließen. So sehr aber auch Hegel, namentlich in der Logik, betont, daß diese ewige Wahrheit nichts Anderes ist als der logische resp. der geschichtliche Prozeß selbst, so sieht er sich doch gezwungen, diesem Prozeß ein Ende zu geben, weil er eben mit seinem System irgendwo zu Ende kommen muß«[1]. Diese Sätze hätte Engels mutatis mutandis auch von Marx' System schreiben können, und damit hat er gerade vom marxistischen Standpunkte aus die klassenlose Zukunftsgesellschaft gerichtet.

Um ein Mißverständnis zu verhüten: ich behaupte nicht, daß Marx und Engels vom Eintritt des Kommunismus ab die weitere Entwicklung geleugnet haben. Nein, sie dachten im Gegenteil, daß dann die Entwicklung zu immer glänzenderer Zukunft durch den »Sprung der Menschheit aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit«[2] erst anheben solle Aber das Mittel, dessen die Entwicklung sich nach ihrer Auffassung bisher bedient hatte, der Klassenkampf, sollte aufhören, und sie haben kein anderes dafür angegeben[3].

Zusammenfassend sei über das Argument der Notwendigkeit gesagt: Aus der Notwendigkeit des Untergangs des Kapitalismus — angenommen sie sei bewiesen — folgt noch nicht die Notwendigkeit des Sozialismus. Aus der Tendenz zum Sozialismus folgt noch nicht deren volle Auswirkung, im Gegenteil sind Gegentendenzen immer mehr zu erwarten. Sollte aber der

rung). Sombart, Sozialismus S. 74. Siehe auch meine »Lohntheorien« S. 96, 97.

[1]) Engels, Ludwig Feuerbach S. 5.

[2]) Engels, Anti-Dühring S. 306.

[3]) Nach Köppe (Kriegswirtschaft und Sozialismus S. 36) bricht bei Marx die Entwicklung jäh ab. Die Welt tritt »in einen gesellschaftlichen Beharrungszustand von ewiger Dauer«. Ich glaube, Marx würde sich gegen diese Auffassung gewehrt haben. Es ist aber zweifellos richtig, daß, wie Köppe sagt, die Feder des Uhrwerks ausgeschaltet ist (S. 37); wie Marx den weiteren Gang des Uhrwerks sich denkt, hat er nicht angegeben.

Eine Aeußerung wie die, daß stete politische und ökonomische Kämpfe zum Wesen der Demokratie gehören (Kautsky, Was ist Sozialisierung? S. 29) läßt erkennen, daß wenigstens Kautsky die Fortdauer solcher Kämpfe erwartet. Sicher will er dabei nicht an Klassenkämpfe denken. Es ist aber ziemlich schwer, sich derartige Kämpfe anders denn als Klassenkämpfe vorzustellen, wenn auch die Abschließung der Klassen sehr verschiedene Grade aufweisen mag.

Sozialismus in der von Marx und Engels erwarteten Form doch eintreffen, so hat der Marxist nach den dem marxistischen System zugrunde liegenden Entwicklungsideen auch seine Negation und seinen Untergang in neuen Kämpfen zu erwarten. Somit kommt und erhält sich der Sozialismus nicht mit unentrinnbarer Notwendigkeit. Wer für ihn eintritt, muß seine Möglichkeit anderweitig erweisen.

C. Der Sozialismus als Ziel.

Das konsequente Festhalten an der unentrinnbaren Notwendigkeit hätte völligen Fatalismus ergeben. Daß solche Auffassung selbst Marxisten, die im praktischen Leben stehen, nicht ganz fremd war, zeigen jüngste Worte eines bekannten Führers: »Den die Lehren von Marx und Engels handhabenden Sozialisten kam es nicht in den Sinn, man könne sozialisieren, weil sie von der Vorstellung geleitet waren: was naturnotwendig wird, braucht man weder zu tun, noch kann man es«[1]). Im allgemeinen aber hat sich die Sozialdemokratie nicht in solchem Maße auf den Automatismus verlassen, wie diese, wohl etwas scharf pointierten Worte August Müllers es glauben lassen könnten. Der Marxismus als proletarisches Massendogma hätte bei der Formel der unentrinnbaren Notwendigkeit wenig Erfolg gehabt; er mußte zu einer abgeschwächten Form kommen, sobald er aus der Studierstube ins Gewoge der Klassenkämpfe trat. Die absolute Notwendigkeit hätte zum Quietismus geführt; der ist aber niemals ein Parteisymbol geworden. Wer die Massen zu tatkräftiger Begeisterung aufrütteln will, der muß ihnen auch die Möglichkeit zeigen, sich ihr Ideal selbst zu erringen. So ist denn als im geläufigen Marxismus häufigste und wohl maßgebende Formulierung die zu betrachten, daß der Sozialismus mit Notwendigkeit kommen muß: wenn ihn die Menschen nicht durchführen, werden sie in Barbarei versinken. Insbesondere bei Engels und Kautsky haben wir diese Auffassung klar ausgedrückt gefunden. Wer den Menschen die Wahl stellt zwischen Sozialismus und Barbarei, der zeigt den Sozialismus nicht als unentrinnbar, sondern als etwas von den Menschen zu Erstrebendes, als Ziel[2]). Dann aber muß er nachweisen, daß es überhaupt möglich ist.

---

[1]) August Müller, Sozialisierung oder Sozialismus? S. 54.

[2]) Man könnte hier auch von einem »prophetischen« Sozialismus reden. Ich

Insoweit hier von Notwendigkeit die Rede ist, gilt natürlich, was im vorigen Abschnitt über die Notwendigkeit gesagt ist. Insoweit aber die menschliche Mitwirkung zur Bedingung gesetzt ist, erscheint nun auch Rücksicht auf die Motive erforderlich. Denn wenn es die Menschen in der Hand haben, etwas zu erreichen, dann müssen sie wissen, was sie wollen. Wenn sie einen bestimmten Plan wollen, müssen sie sich erst klar darüber werden, ob sie ihn für durchführbar halten. Zur Frage der Durchführbarkeit gehört aber vor allem die Frage nach den Motiven des volkswirtschaftlichen Handelns [1]).

Die Stellung der Marxisten ist hier keine ganz widerspruchslose. Mit der Betonung der menschlichen Mitarbeit wenden sie sich gegen den Fatalismus. Andererseits berufen sie sich doch wieder namentlich dann auf die Notwendigkeit, wenn man von ihnen einen Zukunftsplan, ja nur den Nachweis der Möglichkeit der sozialistischen Gesellschaft verlangt. Es ist für sie fast unmöglich, sich in dieser doppelten Kampffront von Widersprüchen freizuhalten. So wird von Kautsky die Vorlage eines Zukunftsplans unter Berufung auf die Notwendigkeit abgelehnt, die Notwendigkeit selbst aber vom menschlichen Willen abhängig gemacht [2]).

Es fällt mir natürlich nicht ein, von den Sozialisten einen ins einzelne gehenden Plan der Zukunftsgesellschaft zu verlangen. Aber ein klares Ziel müssen sie darlegen können und zeigen, daß dies Ziel möglich sei. Können sie diese Möglichkeit nicht durch die Notwendigkeit erweisen, so muß es anderswie geschehen.

Bisweilen ist der Gedanke des Sozialismus als Notwendigkeit und des Sozialismus als Ziel miteinander verschmolzen, so in eigenartiger Weise bei Otto Bauer, nach dem der Sozialismus mit unentrinnbarer Notwendigkeit kommen muß; aber je nach

---

vermeide den Ausdruck, weil ihn Scheler in einem anderen, und, wie mir scheint, begründeteren Sinne gebraucht hat (Prophetischer oder marxistischer Sozialismus? Hochland, Oktober 1919 S. 71 ff.). Nur scheint mir Scheler im genannten Aufsatz beim Marxismus etwas zu einseitig die Notwendigkeit zu sehen.

[1]) Auch Wilbrandt (Karl Marx S. 58) sagt, um die Zukunft vorauszuwissen, müßte man feststellen können, ob die Erkenntnis, der Mut, der Charakter usw. der Menschen dazu ausreichen werde, um das notwendig Gewollte auch vollbringen zu können.

[2]) Man sehe unter diesem Gesichtspunkte etwa die Ausführungen an bei Kautsky, Das Erfurter Programm S. 132 ff.

dem Verhalten der Menschen wird er entweder gleich als Heil kommen oder erst als Ergebnis verheerender Katastrophen auf den Trümmern der alten Welt [1]).

Bei manchen Marxisten — es ist dabei besonders an die Revisionisten zu denken — ist das Endziel überhaupt stark verblaßt. Es wirkt dann mehr als Idee: die Menschheit entwickelt sich in der Richtung auf das verheißene Ziel zu; wann und wie, ja ob sie es je erreicht, braucht nicht untersucht zu werden. Allerdings schimmert solche Auffassung immer nur durch, ohne deutlich ausgesprochen zu werden. Bei Bernstein, den man im allgemeinen am ehesten dafür in Anspruch nehmen kann — es sei erinnert an sein berühmtes Wort, das Ziel sei ihm nichts, die Bewegung alles — sind doch auch wieder Stellen zu finden, in denen er sich unzweifelhaft auf ein Endziel festlegt [2]).

So sehr die abgeschwächte Anschauung von Marx' politischem Programm abweicht, dem Grundgedanken seiner Lehre liegt sie nicht gar fern; man kann daher selbst Bernsteins geflügeltes Wort durchaus als marxistisch ansehen [3]). Auch ein solcher Sozialismus als Idee kann aber der Untersuchung der Motive nicht entraten; denn nur sie kann ergeben, ob die Richtung auf das erstrebte Ziel ohne Untergang oder Verelendung der Gesellschaft möglich und daher wünschenswert ist.

II. Die Möglichkeit.

Trotz stärkster Betonung der Notwendigkeit findet sich bei den Marxisten immerhin die Frage nach der Möglichkeit des Sozialismus auch abgesehen von der Notwendigkeit untersucht: die Zukunftsgestaltung wird wenigstens von weitem ins

---

[1]) Otto Bauer, Der Weg zum Sozialismus S. 32.

[2]) »Ich gestehe es offen, ich habe für das, was man gemeinhin unter »Endziel des Sozialismus« versteht, außerordentlich wenig Sinn und Interesse. Dieses Ziel, was immer es sei, ist mir gar nichts, die Bewegung alles« (Bernstein, Der Kampf der Sozialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft, Neue Zeit 16, 1, S. 556). Auch die Erklärungen dieses Satzes (Voraussetzungen des Sozialismus S. VII, Zur Theorie und Geschichte des Sozialismus II S. 98) ändern nicht viel; die letztzitierte Stelle spricht von der »Durchführung eines Gesellschaftsprinzipes« (vgl. auch Zur Theorie und Geschichte III S. 95). Dagegen aber »Zur Theorie und Geschichte« III S. 50, wo doch das Kommen des Sozialismus erwartet wird.

[3]) Wilbrandt, Karl Marx S. 73. Vgl. auch Natorp, Sozialpädagogik S. 179 ff.

Auge gefaßt. Bei aller Verschiedenheit können wir die Züge zu einem allgemeinen Bild der Zukunftsgesellschaft feststellen und darin auch die Gründe für die Möglichkeit finden; sie bestehen, wenn man von der Notwendigkeit absieht, in den Vorzügen der neuen Ordnung gegenüber der heutigen: wenn die sozialistischen Formen den gesellschaftlichen Zwecken wirklich in jeder Hinsicht besser dienen als die heutigen, dann wird auch ihre Durchführbarkeit leicht zu erweisen sein.

Diese Vorzüge nun liegen natürlich zu einem Teil auch in der Verteilung. Aber der Marxismus ist immer von der Produktion ausgegangen, und so muß man als den Hauptvorzug die planmäßige Regelung der Produktion ansehen. Anstatt der unbewußten Produktion vieler, die gegen- und auseinander, jeder auf ein anderes Ziel zu, arbeiten, entsteht die bewußte, rationelle Produktion aller, die ihre Kräfte in der Richtung auf dasselbe Ziel vereinen. Der höchste technische Fortschritt kann überall erreicht werden, da nicht mehr das Sonderinteresse seiner Durchführung entgegentritt und überall die geeignetste Betriebsgröße erreichbar ist. Dabei werden auch die überflüssigen Wege der heutigen Zirkulation vermieden. Durch zentrale Leitung fallen die Reibungen und die Kräftevergeudung des Handels sowie der Konkurrenz weg. Die Krisen, die unsere heutige Volkswirtschaft erschüttern, werden unmöglich. Heute reiben sich die Kräfte der einzelnen gegenseitig auf, weil jeder für seine eigene Tasche arbeitet. In Zukunft werden die Kräfte vereint.

Das Bild ist so packend, daß seine Vorführung schon als Beweis zu genügen scheint. In der Tat: wir sehen, daß gegenüber unserer heutigen Wirtschaftsordnung die Produktivität erheblich gesteigert werden könnte; das sozialistische Zukunftsbild zeigt uns diese Steigerung; warum sollten wir sie nicht von ihm erwarten?

Es ist zu beachten, daß sich diese Gedanken der rationellen Produktion, so sehr sie zunächst auf das Technische abgestellt zu sein scheinen, auch bisweilen mehr in wirtschaftspsychologische Formen kleiden: man erhofft auch aus dem Grunde Erhöhung der Produktivität, weil bei planmäßiger Regelung keine Privatinteressen hindernd im Wege stehen. Die Frage hängt aufs innigste mit der Motivation überhaupt zusammen: nicht darauf kommt es dabei an, ob etwa einzelne Motive des volkswirtschaftlichen Handelns in der neuen Gesellschaft mehr zur Geltung

kommen können, sondern darauf, ob in der neuen Gesellschaft im ganzen genügende Motive vorhanden sein werden. Darüber wird im nächsten Kapitel zusammenhängend gehandelt.

Gegenüber dem Gedanken der bewußten Regelung überhaupt kann sich die kritische Untersuchung in zwei Richtungen bewegen: einmal können wir fragen, ob denn wirklich die erhofften Fortschritte in der Produktivität bei Durchführung der geplanten neuen Ordnung zu erwarten sind; und dann, ob sie nicht auch bei ruhiger Fortentwicklung in der alten Ordnung oder in irgendeiner anderen als der von den Marxisten erwarteten erfolgen können. Wir haben es vor allem mit der ersten Frage zu tun. Die Prüfung selbst kann auf verschiedene Weise geschehen; so mag rein technisch untersucht werden, ob die erhoffte Ausdehnung des Großbetriebs die Produktivität in der erwarteten Weise steigern wird. Aber die wichtigste Frage ist doch die, ob in der neuen Ordnung hinreichend starke Motive vorhanden sein werden, um die erforderliche Produktivität zu gewährleisten. Sie hat uns weiterhin zu beschäftigen.

Ehe wir an diese Prüfung gehen, ist indessen noch eine Seite des Bildes näher zu betrachten. Mit der Entwicklung der Technik, wie sie besonders das kapitalistische Wirtschaftssystem mit sich gebracht hat, ist die Arbeitsteilung vorangeschritten. Wie die Arbeitsteilung nach Arten sich scheidet und unterschiedliche Wirkungen ausübt, das ist schon vielfach erforscht worden. Eine besonders wichtige Wirkung, die zwar nicht immer, aber sehr vielfach im Gefolge der Arbeitsteilung auftritt, ist, daß aus der Arbeitsteilung eine Berufsteilung, eine dauernde Kettung des einzelnen an einen bestimmten Beruf entsteht. Wenn die Zukunftsgesellschaft nur das ökonomische Erbe der kapitalistischen antreten soll, wenn sie nur deren Hülle zu sprengen hat, wenn sie auf der von ihr entwickelten Technik weiter bauen soll, so ist eigentlich anzunehmen, daß auch die dauernde Arbeitsteilung als Grundlage des technischen Fortschritts in der neuen Ordnung beibehalten, ja weiter ausgebaut werden muß. Allein wir finden, wenigstens bei den älteren marxistischen Autoren, eine ausgesprochene Abneigung gegen die Arbeitsteilung. Sie sagen es deutlich, daß die alte Arbeitsteilung im neuen Zustand aufzuhören habe. Wie ist das zu erklären und wie ist es aufzufassen? Die Erklärung ist nicht allzu schwer. Das Arbeiterelend, das Männer wie E n g e l s vor Augen hatten, war aufs

engste mit der Kettung des Arbeiters an seinen Beruf verknüpft. Die Klassenscheidung hing mit der Arbeitsteilung zusammen. Ein Sozialismus, der den Arbeitern nicht Befreiung aus dieser Knechtschaft gebracht hätte, wäre nicht begehrenswert erschienen. So ist es begreiflich, daß die Vorkämpfer des Proletariats sich gegen die Arbeitsteilung wandten. Aber es ist nun doch falsch zu glauben, sie seien gegen jede Arbeitsteilung gewesen. Denn dann hätten sie ja auf die primitivsten Wirtschaftsstufen zurückkommen müssen. Sie aber wollten ja gerade Höchstentwicklung der Technik. Was sie somit bekämpfen, ist doch wohl nicht so sehr die Arbeitsteilung an sich, als die Berufsteilung. Man wendet sich denn auch meist weniger gegen die Arbeitsteilung überhaupt, als gegen die »alte Teilung der Arbeit«[1]). Engels hat dies einmal im Anti-Dühring im Anschluß an Marx ganz deutlich ausgeführt. Danach hätte sich bereits im Kapitalismus die alte Arbeitsteilung überlebt. Denn die gleichförmige Arbeit an der Maschine ist so einfach geworden, daß jeder mit Leichtigkeit in kürzester Zeit die nötigen Handgriffe lernt. Und gerade die Bedürfnisse des Kapitals verlangen es, daß Arbeitermassen bald für diese, bald für jene Arbeit zur Verfügung stehen. So macht es die große Industrie »zu einer Frage von Leben oder Tod, die Ungeheuerlichkeit einer elenden, für das wechselnde Exploitationsbedürfnis des Kapitals in Reserve gehaltenen, disponiblen Arbeiterbevölkerung zu ersetzen durch die absolute Disponibilität des Menschen für wechselnde Arbeitserfordernisse«[2]). Auf diese Weise wird die Aufhebung der alten Arbeitsteilung vorbereitet, in der Zukunftsgesellschaft muß sie verschwinden, insoweit sie den Menschen an einen bestimmten Beruf kettet. Engels stellt sich also offenbar die Sache so vor, daß zwar in der neuen Gesellschaft eine sehr ins Einzelne gehende Arbeitszerlegung stattfindet; aber die einzelnen Funktionen werden so einfach sein, daß jeder sie in kürzester Zeit erlernen und daher der Reihe nach abwechselnd verschiedene Tätigkeiten ausüben kann.

Diese Auffassung hat ihren Untergrund in teilweise richtig gesehenen Tatsachen. Es ist gar kein Zweifel, daß namentlich

---

[1]) Engels, Anti-Dühring S. 321.

[2]) Marx, Kapital Band I S. 453. Vgl. ebenda S. 387: Die Maschinerie wirft »das alte System der Teilung der Arbeit technisch über den Haufen«. Engels' Darlegung: Anti-Dühring S. 313 ff.; vgl. auch schon Grundsätze des Kommunismus S. 28.

die Erfindung der Werkzeugmaschinen der Masse der Arbeiter eine viel schneller erlernbare Tätigkeit zugewiesen hat, als sie in der Zeit des Handwerks auszuüben hatten. Heute kann ein angelernter Fabrikarbeiter viel leichter zu einem anderen Beruf übergehen, als früher etwa ein Handwerksgeselle. Aber diese Tendenz zur Gleichförmigkeit hat ihre Grenzen. Einmal zeigt gerade die neueste Entwicklung selbst für den ungelernten Arbeiter die Bedeutung der Differenzierung. Man denke an Taylor, der sogar für das Tragen von Roheisenbarren und für das Schaufeln die Arbeiter nach der persönlichen Eignung auswählt [1]). Weiter aber kann sich die Gleichförmigkeit doch höchstens auf einen Teil der Arbeiter erstrecken. Je gleichformiger die Massenarbeiten, um so mehr muß der höher Qualifizierte differenziert sein. Die Bedingung, unter der Hunderttausende eine gleichförmige Arbeit verrichten, ist, daß ihnen Tausende durch höchst arbeitsteilige Tätigkeit vorgearbeitet haben und sie unterstützen: der Chemiker in seinem Laboratorium, der Werksdirektor, die Zeichner, die Former und alle die Akademiker und Arbeiter gehören hierher, deren Tätigkeit eben nur durch langjährige Vorbildung möglich geworden ist. Es sind ganz vor allem die Erscheinungen der Arbeitsverschiebung, die der allgemeinen Auswechselbarkeit der Arbeit entgegenstehen.

Wir sehen also, daß Engels schon zu seiner Zeit nicht annehmen durfte, die Berufsteilung könne ohne Minderung der Produktivität aufgehoben werden. Wie er wirklich glauben konnte, bei einer Abwechslung von Architekten und Karrenschiebern [2]) in ihrer Beschäftigung würde die Produktivität nicht sinken, sondern sogar steigen, ist schwer verständlich. Schon früher ist man denn auch seiner Ansicht nicht durchweg gefolgt. Dietzgen z. B. findet sich offenbar mit der dauernden Berufsteilung ab [3]). Die heutigen Marxisten aber wagen kaum mehr von einer Aufhebung der Arbeitsteilung zu reden. Kautsky erwartet sogar deren Zunahme [4]). Andere verlangen für den Zukunftsstaat die Einführung des Taylorsystems,

---

[1]) Taylor, The Principles of Scientific Management S. 59, 70.

[2]) Engels, Anti-Dühring S. 213, 321.

[3]) Dietzgen, Die Zukunft der Sozialdemokratie S. 11.

[4]) Kautsky, Das Erfurter Programm S. 153. In seinem Referat vor dem Rätekongreß 1919 wendet er sich gegen den Glauben, »daß Jeder alles kann« (Was ist Sozialisierung? S. 12).

welches doch die dauernde Arbeitsteilung in höchstem Maße anwendet [1]).

Natürlich soll nun nicht etwa gesagt sein, daß die Arbeitsteilung in ihrer jetzigen Form notwendig aufrecht erhalten bleiben müsse. Nur so viel möchte ich zu behaupten wagen: ohne berufliche Arbeitsteilung ist das Festhalten der heutigen Produktivität nicht möglich. Insbesondere ist das sozialistische Ideal der bewußt geregelten Produktion nur unter der Voraussetzung solcher Arbeitsteilung denkbar.

Inwieweit nun für die so erhoffte planmäßige Produktion der Zukunft Motive denkbar sind, soll im nächsten Kapitel untersucht werden.

II. Kapitel.

Die Motive des volkswirtschaftlichen Handelns.

I. Die Motive der Arbeit.

A. Die Bedürfnisse.

Wollen wir die Motive für das volkswirtschaftliche Handeln prüfen, so müssen wir uns erinnern, was wir unter volkswirtschaftlichem Handeln verstehen, und welche Gruppen von Handlungen uns da besonders wichtig erscheinen. Nach unserer Einteilung betrachten wir da zunächst die Motive zur Arbeit. Daß es ein allererstes Erfordernis ist, die Arbeit durch genügende Motive zu stützen, sehen viele Sozialisten ein. Wir finden deshalb im deutschen Marxismus da und dort Betrachtungen über die Art, in welcher die Menschen der Zukunft zur Arbeit heranzuziehen sein werden. Sehen wir zu, wie die einzelnen Motive dabei zur Geltung kommen.

Das ichsüchtige, individuelle Habenmotiv, das besonders in seiner Richtung auf leibliche Bedürfnisse ein solch gewaltiges Triebrad des modernen Wirtschaftslebens ist, erscheint im Sozialismus ungemein abgeschwächt, ja bei manchen Sozialisten

---

[1]) Ballod, a. a. O. S. 24, 136. Unter Einschränkung auch Neurath, Die Sozialisierung Sachsens S. 50. Neurath betonte überhaupt die Differenzierung des Arbeiters, ebenda S. 44, 55. Dabei hofft er aber doch eine gewisse Abwechslung für die Arbeiter dadurch zu erlangen, daß sie innerhalb eines Betriebes möglichst zu verschiedenen Tätigkeiten herangezogen werden und daß die Fabrikarbeiter jährlich eine Zeitlang auf dem Lande arbeiten können (Können wir heute sozialisieren? S. 40).

ist es fast ausgelöscht. Immerhin geben sich da Verschiedenheiten kund. Bei Marx und Engels findet sich keine völlig klare Stellungnahme; da sie aber einerseits dem »materiellen Selbstinteresse«, dessen hauptsächlicher Bestandteil ja das in Frage stehende Motiv ist, für den Kapitalismus eine ungeheure Bedeutung beimessen, andererseits dieses Selbstinteresse, da es Charakteristikum des Kapitalismus ist, im Sozialismus mindestens bedeutend abgeschwächt erscheinen muß, so ergibt sich jedenfalls eine große Lücke: die Rolle, die das materielle Selbstinteresse im Kapitalismus spielte, wird es im Sozialismus nicht behalten; in ähnlicher Richtung geht die Stellungnahme der übrigen Autoren. Während aber einige, wie der kluge Politiker Bebel, unserem Motiv immerhin eine gewisse Stellung einräumen, wünschen es andere möglichst zu verbannen. Bebel sagt: »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen« und gleich darauf: »Ohne Arbeit kein Genuß« [1]. Das ist also die »Hungerpeitsche«, von der Kautsky und Ballod übereinstimmend nichts wissen wollen [2]. Aber auch bei Bebel nimmt das Motiv nicht annähernd die Stellung ein, die ihm heutzutage zukommt. Denn wie ich oben gezeigt habe, soll es auch bei Bebel nur als Ansporn für den Entschluß zur Arbeit überhaupt und allenfalls für die Länge der Arbeitszeit dienen; die Art der Arbeitsleistung selber aber wird von ihm nicht beeinflußt. Ob der Arbeiter während seiner Arbeitszeit fleißig oder faul, geschickt oder ungeschickt ist, er erhält sein Zertifikat über die geleistete Arbeitszeit. Hier wollen andere, wie Ballod, mit Prämien eingreifen Aber da Ballod doch sein ganzes System auf eine im allgemeinen gleichmäßige Entlohnung gestellt hat, können sie keine große Bedeutung bei ihm haben. Sie werden vielleicht manchen Arbeiter bewegen, sich anzustrengen. Aber den ungeheuren Anreiz zur Arbeit, den die Sorge für die Existenz gibt, können sie nicht vermitteln. Zusammengefaßt läßt sich sagen: das ichsüchtige individuelle Habenmotiv, das gerade in seiner Richtung auf leibliche Bedürfnisse heute wohl der bedeutendste Antrieb zur Arbeit ist, wird von den Sozialisten zwar nicht gänzlich beiseite geschoben, aber arg vernachlässigt.

Liegt das nun im Wesen des Marxismus, oder des Kommunis-

---

[1]) Bebel, Die Frau S. 375.

[2]) Kautsky, Die soziale Revolution S. 78. Ballod, Der Zukunftsstaat S. 240.

mus oder Sozialismus überhaupt begründet, oder ist es mehr durch zufällige Geistesstimmung unserer Autoren verursacht? Die Antwort darauf läßt sich nicht völlig klipp und klar geben, schon deswegen nicht, weil der marxistische Sozialismus mit seiner Notwendigkeitsbegründung jeder derartigen Frage gern ausweicht. Faßt man aber die Idee des neuzeitlichen Sozialismus allgemein, so liegt darin sowohl rationellste Organisation, als auch Sicherung der auskömmlichen Existenz jedes einzelnen. Die rationelle Organisation würde, so sollte man meinen, die Anwendung eines so zielsicheren Motivs gebieten. Aber wenn jedem einzelnen die Sicherung seiner auskömmlichen Existenz gewährleistet wird, so verliert das Motiv seinen eigentlichen Stachel, es kann allenfalls noch als Zuckerbrot wirken, aber nicht mehr als Peitsche. Je nach Stimmung werden die einzelnen Sozialisten mehr auf die rationelle Organisation oder mehr auf die Existenzsicherung Wert legen, und daher unserem Motiv größere oder geringere Bedeutung beimessen. Aber eine erhebliche Abschwächung gegenüber dem heutigen Antrieb müssen sie ohne Zweifel alle bei ihm eintreten lassen.

Nun könnte man die Frage aufwerfen, ob von dem auf das Geistige gerichteten individuellen Habenmotiv nicht Anreize für volkswirtschaftliches Handeln zu erwarten sind. Das wäre an sich nicht ausgeschlossen. Insbesondere religiöse Bedürfnisse haben oftmals wirtschaftliches Handeln unterstützt, gelegentlich auch benachteiligt, jedenfalls also beeinflußt. Bei der Art jedoch, in der die Popularisierung der materialistischen Geschichtsauffassung auf die Massen wirkt, ist schwerlich zu erwarten, daß höhere Bedürfnisse in größerem Ausmaß innerhalb der neuen sozialistischen Gesellschaft als Motive des wirtschaftlichen Handelns wirken werden. Der Drang nach Bildung ist zwar zweifellos heute auch bei manchem einzelnen Arbeiter als Wirtschaftsmotiv wirksam: er arbeitet mit größtem Eifer, um die Mittel zur Stillung seines Wissensdranges zu erlangen. Allein da er in der neuen Ordnung diese Mittel von selber erhalten soll, wird dann auch der Bildungsdrang für ihn kein Motiv mehr zum volkswirtschaftlichen Handeln sein.

Gegenüber der geringen Bewertung des Habenmotivs findet sich wohl bei den meisten Sozialisten die freundliche Hoffnung auf das Tunmotiv. Wenn der Arbeiter nicht mehr für den Unternehmer, sondern für sich selbst schafft, nicht mehr vom Zwang

der Not und Sorge gepeinigt überlange in widerwärtigen Arbeitsstätten sich quält, um spät abends sein trostloses Heim aufzusuchen, dann wird ihm die Arbeit aus einer Last zur Lust; aus diesem Grunde wird er — ein freier Mann — viel besser arbeiten, als wenn er vom Hungermotiv unter dem Machtgebot des Kapitalismus getrieben würde. Diese Annahme hat manches für sich. Dagegen muß eine andere Begründung des Tunmotivs als hinfällig erkannt werden. Viele Sozialisten erhoffen, wie schon gezeigt, größere Arbeitsfreude, wenn einmal die alte Teilung der Arbeit gefallen sein wird. Ich glaube, man wird auch heute in marxistischen Kreisen der Auffassung sein, daß die Hoffnungen, die namentlich Engels diesbezüglich an die neue Ordnung knüpfte, utopisch waren. Die bisherige Arbeitsteilung mag in vielem geändert werden; aber ein Wirtschaftssystem ohne dauernde Bindung der Menschen an einen Beruf müßte notwendig produktionsmindernd wirken. Somit ist diejenige Erhöhung des Tunmotivs, die von der Abschaffung der alten Arbeitsteilung erwartet wurde, zu streichen. Ganz deutlich spricht dies von neueren Sozialisten denn auch Eduard Heimann aus, wenn er sagt[1]: »Die Zeit der beseelten oder jedenfalls beseelbaren Arbeit ist dahin, seitdem die primitive Arbeitsteilung zwischen den Berufen dem mit der Volkszahl wachsenden Bedarf nicht mehr genügte, und zur Spezialisierung der Tätigkeiten fortschritt: denn nur ein Ganzes kann eine Seele haben.« Hier ist auch noch zu bedenken, daß eine Minderung der Arbeitsteilung keineswegs unter allen Umständen eine Erhöhung der Arbeitslust im Gefolge zu haben braucht. Aus der Erfahrung, daß die alte Handwerkerarbeit mit mehr Freude verrichtet wurde, als die geteilte Arbeit des Fabriklers, schließt man zu leicht auf allgemeine Arbeitslust bei Aufhören der Arbeitsteilung. Und doch ist gerade in primitiven Verhältnissen, bei der wenig geteilten Arbeit der Naturvölker, die Arbeitslust meist nicht allzu groß!

Im übrigen wollen wir aber hier das Tunmotiv zunächst unbesprochen lassen. Wir können die Frage seiner Wirksamkeit erst später prüfen, wenn wir die Frage des Zwanges untersucht haben.

Das Motiv des Geltungsstrebens wird von den meisten Marxisten irgendwie berührt. Es läßt sich denken, daß es in

---

[1]) Heimann a. a. O. S. 588.

einem sozialistischen Gemeinwesen eine gewisse Bedeutung gewinnen könnte. Jedoch dürfte diese Bedeutung nur scheinbar größer sein als heutzutage. Dies zeigt sich, wenn wir daran denken, welch große Bedeutung das Geltungsstreben bei uns in mehr versteckter Weise ausübt. Gewiß mag der ehrgeizige Wetteifer, die Arbeit besser zu machen als andere, in der modernen Fabrik nur eine recht geringe Rolle spielen; ja im Gegenteil wird sehr häufig das Motiv des Geltungsstrebens einen Arbeiter davon abhalten, sich anzustrengen: er würde durch zu flottes Arbeiten den Kollegen die Stücklohnsätze verderben, und den Ruf eines Lohndrückers will er sich nicht aufladen. Aber eine sehr große Rolle spielt, wie ich im ersten Teile gezeigt habe, das Verlangen, von den anderen im ganzen Auftreten — außerhalb der Arbeitsstätte — als gleichwertig oder überlegen angesehen zu werden. Es wäre grundfalsch, dieses Verlangen nur beim Besitzenden zu suchen. Für solches Verhalten sind aber materielle Mittel erforderlich, und die gewährt die Arbeit. So wirkt indirekt das Geltungsstreben viel mehr auf die Arbeit ein, als der bloße Wetteifer während der Arbeit es vermöchte. Diese indirekte Einwirkung des Geltungsstrebens muß aber im Zukunftsstaat mit der Sicherheit der Existenz und der allgemeinen Gleichmäßigkeit ebenso abnehmen, wie die Wirkung des leiblichen individuellen Habenmotivs. Somit komme ich zum Schluß, daß das Geltungsstreben, entgegen dem Anschein, in der neuen Ordnung weniger auf das wirtschaftliche Handeln befruchtend einwirken wird, als selbst unter dem Kapitalismus.

B. Wirsucht und Selbstlosigkeit.

Bisher haben wir alle Bedürfnisse als dem ichsüchtigen Motiv dienend aufgefaßt, und insoweit hat — das später zu betrachtende Tunmotiv unberücksichtigt gelassen — die Bilanz zweifellos für den Marxismus ungünstig abgeschlossen. Aber vielleicht wird das Wirbewußtsein oder gar die Selbstlosigkeit so stark wirken, daß deren stärkere Betonung dem Arbeitseifer um so kräftigere Antriebe zuführt? Die Wirsucht in Gestalt des Klassenbewußtseins flößt dem Marxisten große Hoffnungen ein. Vor allem freilich soll diese Wirsucht dazu dienen, den neuen Zustand herbeizuführen. Aber auch später soll sich die künftige Ordnung selbst auf sie stützen. Es leuchtet ja ein: Jahrzehntelang hat sich die Solidarität des Proletariats in

allen Fährlichkeiten bewährt und die Arbeiterschaft zum Siege geführt; da sollte sie nun verlöschen, wenn es gilt, die Früchte des Sieges zu pflücken?

Indessen setzen gerade hier sehr starke Bedenken ein. Sie kommen von zwei Seiten: einmal muß man sich fragen, ob das Wirgefühl überhaupt stärker sein wird als heutzutage; zum zweiten, ob es im selben Maß wie gegenwärtig als Motiv des volkswirtschaftlichen Handelns wirken wird.

Wir haben gesehen, daß die Wirsucht des modernen Menschen sich in verschiedenen Kreisen zerstreut, daß aber für den Arbeiter neben der Familie die Klasse einen solchen Kreis von ganz besonderer Wichtigkeit darstellt. Der Kreis der Familie wird durch die natürlichen Bande des Bluts zusammengehalten. Die größeren Kreise aber werden meist nur dann wirklich zusammengeschweißt bleiben, wenn sie durch Angriffe von außen festgehämmert werden. Die Geschichte wird höchst selten dauernd lebenskräftiges Wirbewußtsein zeigen, das nicht eben durch den äußeren Kampf gefestigt worden wäre. Unterdrückte religiöse, nationale, soziale Minoritäten haben fast immer ausgeprägteres Wirbewußtsein als die Majoritäten. Ein bekanntes Beispiel dafür unter vielen bietet das innere Erstarken der Sozialdemokratie während der Herrschaft des Sozialistengesetzes.

Diese Bedeutung des Kampfes für das Wirbewußtsein gilt somit auch in bezug auf das Proletariat. Dem Marxismus mit seiner Einschätzung des Klassenkampfes müßte eine derartige Auffassung besonders liegen. Ist der Kampf aber so wichtig für das Wirbewußtsein, dann läßt sich auch die Folgerung nicht abweisen, daß bei gänzlichem Aufhören des Kampfes das Wirbewußtsein des Proletariats brüchig wird. Es hat ja keinen Gegner mehr, der es stählt. Als allgemeines Menschenbewußtsein wird es gewiß nicht mehr die Kraft entfalten, wie heute als Klassenbewußtsein in Gegnerschaft gegen das Kapital.

Oder aber — der Fall bleibt auch möglich, und Ansätze dazu sind vorhanden: es verwandelt sich in ein Klassenbewußtsein der einzelnen Berufe gegeneinander: Bergarbeiter gegen Eisenbahner, Landwirte gegen Fabrikarbeiter usw. Diese Entwicklung ist freilich nicht ausgeschlossen; sie würde aber dem Ideal des Zukunftsstaats, wie er uns dargestellt wird, durchaus widersprechen. Ueberdies würde auch sie schwerlich ein gewichtiges Motiv zum volkswirtschaftlichen Handeln liefern.

Denn darüber muß man sich klar sein: nicht jedes Wirgefühl bringt auch wirtschaftliches Handeln hervor. Schon daß die Ichsucht nicht immer wirtschaftlich handelt, ist ja selbstverständlich. Die Wirsucht wird um so weniger dazu die Tendenz haben, je weiter der Kreis ist. Sie wird vor allem in diesem Fall keinen starken Ansporn für die dauernde, fleißige Arbeit bilden. Das Klassenbewußtsein gibt einen trefflichen Anreiz für heroische Massenhandlungen, und schon deswegen kann es viel helfen zur Erringung der neuen Ordnung. Für die stille, tagtägliche Kleinarbeit aber ist die Familienwirsucht von viel größerer Bedeutung. Der heutige Arbeiter wird durch den Wunsch, seiner Familie zu helfen, zu dauernder Anstrengung angetrieben; denn er weiß die Seinen abhängig von dem Erfolg seiner Arbeit. Umgekehrt aber weiß der Arbeiter auch in Zukunft ganz genau, daß das Wohlergehen seiner Klasse nur zum geringsten Teile gerade von seiner persönlichen Arbeit abhängig ist. Er weiß, daß seine Arbeit, die für den Unterhalt der Familie das Entscheidende schafft, für die Klasse doch nur zu einem Bruchteil in Betracht kommt, weil es dabei außer auf seine Arbeit auch noch auf die von Hunderttausenden ankommt. So wird, selbst wenn er für die Klasse ein ebenso starkes Wirgefühl hätte als für die Familie, dieses Wirgefühl doch als Motiv zum wirtschaftlichen Handeln in viel geringerem Maße wirksam sein, weil er die Familie in sehr erheblichem, die Klasse in sehr geringem Grade von seiner Tätigkeit abhängig weiß.

Man spricht oft von der arbeitsfördernden Wirkung, die das Bewußtsein ausübt, im eigenen Betrieb zu arbeiten. Für den Kleinbauer sind deshalb so starke Motive gegeben [1], weil er das Bewußtsein hat, für sich am eigenen Werk zu schaffen. Solche Motivierung fehlt dem Arbeiter des kapitalistischen Betriebes, sie soll aber dem Mitglied einer künftigen sozialisierten Wirtschaft wieder anspornend zur Seite stehen. Zugegeben, daß dies Bewußtsein etwas helfen mag. Aber es wird unmöglich von der arbeitsfördernden Wirkung sein können, wie beim Einzelproduzenten, weil beim heutigen Kleinbauern alles, beim künftigen Genossen nur ein minimaler Bruchteil des Erfolges von der persönlichen Arbeit des einzelnen abhängt. Es kommt also, meine ich, viel weniger darauf an, ob einer das Bewußtsein hat, überhaupt am eigenen Werk zu schaffen, als darauf, ob er

[1]) Vgl. Kautsky, Sozialisierung der Landwirtschaft S. 24, 25.

das Bewußtsein hat, durch seine eigene, persönliche Leistung seine, die von ihm vertretene Sache in bedeutendem Maße zu fördern, durch Nichtstun ihr zu schaden — mit anderen Worten auf die Verantwortlichkeit, die an ihm hängt. Sowohl der Bauer als der Generaldirektor eines Stahlwerks trägt die Verantwortlichkeit für seinen Betrieb, der einzelne Arbeiter der sozialistischen Gesellschaft trägt bestenfalls einen verschwindenden Teil dieser Verantwortlichkeit [1]).

Nun kommt aber noch etwas hinzu. Heute hat die Wirsucht, soweit sie sich auf die Familie bezieht, zweifellos eine gewaltige Wirkung. Im Zukunftsstaat wird aber, auch wenn wir einmal die heutige Form der Familie annehmen, die Familienwirsucht doch als Motiv zum wirtschaftlichen Handeln von viel geringerer Bedeutung sein, weil ja die Existenz der Familienmitglieder mehr oder weniger durch die Gesellschaft sichergestellt sein soll. Damit fällt also dieser gewaltige Hebel großenteils fort.

Wir kommen somit zu folgendem Resultat in bezug auf die Wirsucht:

1. Es ist anzunehmen, daß die auf dem Klassenbewußtsein beruhende Wirsucht gegen heute abnimmt.

2. Selbst insoweit dies nicht der Fall sein sollte, wird sie nur eine geringe Bedeutung als Motiv des volkswirtschaftlichen Handelns haben, die keinesfalls an die Wirkung des heutigen Familienwirmotivs hinanreicht.

3. Das Familienwirmotiv selber wird mit der schwindenden Möglichkeit und Notwendigkeit der Familiensorge abnehmen.

Somit werden die Wirmotive in dem Zukunftsstaat, den uns die marxistischen Führer darstellen, nicht stärker, sondern erheblich schwächer als heute auf das volkswirtschaftliche Handeln einwirken.

Die Selbstlosigkeit sodann — ich denke an die Handlungen aus Nächstenliebe, aus Pflichtgefühl, aus religiösen Motiven —

---

[1]) Vgl. dazu Bernsteins, allerdings nicht gerade mit speziellem Bezug auf die Arbeit gefällten Ausspruch: »Alle bisherige Erfahrung hat vielmehr gelehrt, daß, je größer der Kreis der für irgend eine Angelegenheit verantwortlichen Personen, um so geringer das Gefühl der einzelnen für diese Verantwortung ist« (Zur Theorie und Geschichte des Sozialismus II, S. 66). Wenn er trotzdem auch im Sozialismus das heute geltende Prinzip der wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit festhalten will (ebenda S. 75), so zeigt dies, daß seine Zukunft — die er ja absichtlich nicht ausmalt — von den Bildern Engels', Bebels und Kautskys grundverschieden sein muß; denn nach diesen würde die Verantwortlichkeit des einzelnen unzweifelhaft erheblich geschwächt sein.

wird von den Sozialisten gegenüber dem Gemeinsinn weniger beachtet. Wenn von solcher Handlungsweise die Rede ist, denkt man doch meist an der Wirsucht ähnliche Erscheinungen. Da darf nun nicht vergessen werden, daß die Selbstlosigkeit in unserer bisherigen Gesellschaft doch eine ganz gewaltige Bedeutung hatte. Weniger vielleicht bei den privatwirtschaftlichen Handlungen, obwohl auch hier das redliche Pflichtgefühl, für die auf den Familienvater Angewiesenen den Unterhalt zu erwerben, ein Ansporn zum Arbeiten wie ein Hindernis der Verschwendung war. Aber unser Staat, unsere ganze Volkswirtschaft ruhte auf Pflichteifer, auf Treu und Glauben; die heutigen Zeitwirren lassen uns ahnen, wie es aussieht, wenn diese Grundpfeiler ins Wanken geraten. Daß aber diese Grundpfeiler zu einem ganz erheblichen Teil auf in unserem Sinne selbstlosen Motiven errichtet sind, ist nicht zu bezweifeln. Von ganz besonderer Bedeutung ist da die Wirkung der Religion. Durch die von der sozialistischen Parteiwissenschaft bis zur Lokalpresse durchgeführte Bekämpfung der Religion hat die Sozialdemokratie nicht nur die Kirche angefeindet, sondern auch die Grundlagen unterhöhlt, auf denen sie, wenn es einmal ans Aufbauen ginge, ihr eigenes Gebäude errichten könnte.

C. Zukunftsmotive.

»Der denkende Mensch lebt mehr in der Zukunft als in der Gegenwart«, sagt Kautsky[1]). Allein trotzdem werden die Zukunftsmotive volkswirtschaftlichen Handelns in der sozialistischen Gesellschaft beim einzelnen sehr stark zusammenschrumpfen. Für seine Zukunft wird gesorgt, warum sollte sich da der Arbeiter viele Gedanken machen? Die Sorge für die Zukunft seiner Angehörigen aber wird für den Bewohner des neuen Staats teils unmöglich, teils überflüssig gemacht: das Aufsparen von Kapital, durch das gerade die Tüchtigsten heute die Zukunft der Ihrigen sicherzustellen trachten, sucht man zu verhindern; diese Sorge wird aber auch unnötig sein, weil die Gesellschaft alles in die Hand nimmt.

Freilich kann der Sozialist auf diesen Einwand antworten, daß heute ja die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter doch nicht für die Zukunft ihrer Kinder sorgen könne. Das ist bis zu einem gewissen Grade zuzugeben, wenngleich auch in der heutigen

[1]) Kautsky, Das Erfurter Programm S. 159.

Arbeiterschaft die Witwe es sehr merkt, ob sie einen sparsamen oder leichtsinnigen Arbeiter zum Manne gehabt hat. Aber — und das ist hier das Entscheidende — heute kann die Sorge für die Zukunft der Familie immer noch als mächtiger Ansporn zum Arbeiten wirken. In der sozialistischen Gesellschaft ist dieser Antrieb ausgeschaltet, ja es wird sogar von den Sozialisten als einer der größten Vorzüge betrachtet, daß die Sorge um die Existenz den Menschen nicht mehr beschwert.

Wohl könnte sich der Arbeiter Zukunftssorgen vom wirsüchtigen Klassen- oder Menschheitsstandpunkt aus machen und wird es wohl auch tun, falls ihm eigene sichere Lage mehr Gedanken an die Allgemeinheit nahelegt. Aber wir haben ja eben gesehen, daß auch sehr kräftiges Wirbewußtsein, wenn es sich über einen großen Kreis erstreckt, nicht leicht als erhebliches Wirtschaftsmotiv wirken wird.

D. Freiheit und Autorität.

Nun zur Frage von Freiheit und Autorität. Fast alle marxistischen Autoren befinden sich hier in einem inneren Zwiespalt, der bei einigen, wie Bebel, besonders stark in die Erscheinung tritt. Sie möchten alle Menschen zur Arbeit bringen, und möchten doch höchstmögliche Freiheit gewähren. Dieser Zwiespalt ist sehr begreiflich. Die rationelle, zentral geregelte Produktion läßt sich vernünftigerweise nicht ohne Zwangsautorität denken, und doch liegt es in der Natur des Revolutionärs, ja schon jedes Oppositionellen, den Zwang zu bekämpfen. Und die marxistischen Parteien sind als Vertreter einer gegen ihre Unterdrückung kämpfenden Klasse eben allgemein mehr oder weniger revolutionär orientiert, mindestens aber bis vor kurzem überall oppositionell gewesen. Beim Sozialismus als Ziel mußte eine gewaltige Autorität gedacht werden; der Sozialismus als Bewegung aber konnte nur Freiheit gebrauchen. Da jedoch die Theoretiker des Ziels und die Praktiker der Bewegung vielfach dieselben Personen sind, mußte sich notwendig eine Unklarheit herausstellen. Neben begeisterter Proklamierung der Freiheit findet sich die Verkündigung krassesten Zwanges. Nennt Kautsky als Inhalt des Sozialismus »Freiheit und Brot für alle«, so bekennt sich Dietzgen geradezu zum Arbeitszwang [1]). In neuester Zeit

---

[1]) Kautsky, Demokratie oder Diktatur S. 39. Dietzgen, Die Zukunft der Sozialdemokratie S. 10.

aber hält Heimann »die von den Sozialisten stets angefochtene Behauptung ihrer Gegner gerechtfertigt, daß ein folgerichtiger Sozialismus zum Zwang führt«[1]), während Kranold die Sozialisierung für erforderlich hält, um die menschliche Freiheit zu retten[2]). Als im allgemeinen den Marxisten am meisten entsprechende Lösung werden wir wohl die von Kautsky ansehen müssen, die sich etwa auf die Formel bringen läßt: für die Arbeit Zwang, außerhalb der Arbeit Freiheit. Das ist natürlich nur eine Umschreibung für die Tatsache vollständiger Zwangswirtschaft. Denn die Freiheit außerhalb der Arbeit, wie es Kautsky meint, bezieht sich eben in der Hauptsache nicht auf die Wirtschaft. Die Lösung erscheint jedoch menschlich wenigstens nicht unerträglich, da die Arbeit ja eine geringere Stundenzahl als heute umfassen soll. Aber wir müssen sie vom Standpunkte der Motivation aus betrachten. Wir haben gesehen, daß Zwangsautorität sowohl wie Freiheit als Antriebe zu volkswirtschaftlichem Handeln dienen können, daß in primitiveren Kulturzuständen ohne erstere nicht auszukommen war, daß aber höhere Arbeit jeweils nach Freiheit strebt und nur bei genügender Freiheit Tüchtiges zu leisten vermag. Eine Verbindung von Freiheit mit Zwangsautorität wird also meist das Gegebene sein. Je höhere Arbeit aber geleistet werden soll, in um so mäßigeren Grenzen muß sich der Zwang halten Der Zwang aber, der nötig wäre, um unsere ganze Wirtschaft zentral zu lenken, müßte von einer ganz ungeahnten und erdrückenden Schwere sein.

Nun denkt man sich allerdings wohl den Zwang von der gewaltigen Autorität der öffentlichen Meinung gestützt und getragen. Gewiß muß zugegeben werden, daß allgemeine Billigung auch einen starken Zwang erträglich zu machen imstande ist. Aber wird die öffentliche Meinung der Arbeitermassen, die jahrzehntelang von der parteipolitischen Agitation gegen den staatlichen Zwang mobil gemacht worden ist, nun den neuen stärkeren Zwang ruhig hinnehmen? Die Erfahrungen der letzten Zeit im Verhältnis zwischen Massen und Führern sprechen nicht gerade dafür. Gesetzt aber auch den Fall, der Zwang würde von der

---

[1]) Heimann, Die Sozialisierung S. 551. Auch Goldscheid, der »Jedem lebenslängliche Existenzsicherung als Entgelt für die der Gesellschaft dargebrachten Opfer an individueller Freiheit« gewähren will (Sozialisierung der Wirtschaft S. 17), gibt damit die Minderung der künftigen Freiheit gegenüber dem heutigen Zustand offen zu.

[2]) Kranold, Sozialisierung S. 5.

öffentlichen Meinung gebilligt, so wäre damit selbstverständlich das Problem noch nicht gelöst. Denn dann bleibt noch immer die Frage, ob unter der Zwangsautorität die Menschen wirklich in genügendem Maße volkswirtschaftlich handeln würden. Dies ist nur in geringem Umfang anzunehmen: »Zwangsarbeit ist die unproduktivste Arbeit«, sagt Kautsky [1]).

Suchen wir nun zu finden, wie sich die Motive überhaupt zusammenstellen werden. Soweit es sich um die Arbeit selbst handelt, wird Zwangsautorität in stärkerem Maße wirksam sein. Wie stellen sich demgegenüber die anderen Motive? Wir haben bei allen gefunden, daß sie abgeschwächt erscheinen werden. Nur das individuelle Tunmotiv sollte nach der Hoffnung der Sozialisten stärker werden. Für diese Annahme läßt sich gewiß manches anführen, wenngleich, wie oben gezeigt wurde, die aus etwaiger Aufhebung der bisherigen Arbeitsteilung herrührenden Erwartungen als utopisch abgelehnt werden müssen. Allein die Wirksamkeit dieses Motivs ist doch in sehr hohem Maße von der Freiheit der Betätigung abhängig. Allerdings nicht durchweg. Ich habe selbst im ersten Teil an Beispielen gezeigt, wie auch bei starker Zwangsautorität das Tunmotiv als Antrieb zu primitiver Arbeit gelegentlich wirksam sein kann. Aber daß im allgemeinen der Zwang ein starkes Hindernis gegenüber dem Tunmotiv darstellt, wird wohl nicht bezweifelt werden. Freiheit und Arbeitsfreude denken wir uns zusammengehörig. Ist also nun der Zwang vorhanden, ja sogar in bedeutend höherem Maße vorhanden als beim gegenwärtigen Zustand, so besteht recht geringe Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Tunmotiv eine erhebliche Bedeutung erlangen werde. Dies zeigt auch gerade Kautskys Gesamtauffassung besonders deutlich. Denn wenn er die Befreiung von der Arbeit, die Einschränkung der Arbeitszeit auf wenige Stunden so sehr hervorhebt, so ist kaum anzunehmen, daß er die Arbeit selbst in der Zukunftsgesellschaft als gar großen Genuß ansieht. Ja, er läßt durchblicken, daß sie zwar angenehmer sein kann als in kapitalistischer Zeit, aber doch eine Last bleiben wird [2]). Erhält also nun das Tunmotiv keine erhebliche Wichtigkeit, so stellt sich die Gesamtwirksamkeit der Motive niedriger als heutzutage, weil die meisten viel schwächer, keines in nennenswertem Grade

---

[1]) Kautsky, Die Sozialisierung der Landwirtschaft S. 42

[2]) Kautsky, Das Erfurter Programm S. 166 ff.

stärker ist als unter dem Kapitalismus. Soll dieser Unterschied wettgemacht werden, so kann es nur durch e i n Mittel geschehen: durch immer stärkere, immer furchtbarere Anwendung der Zwangsautorität. Auf diesem Wege könnte es vielleicht noch möglich sein, eine Zeitlang gleichbleibende Arbeitsleistungen zu erzielen. Die volle Nutzbarmachung der individuellen Fähigkeiten für die Gesellschaft, die mit Recht gerade von sozialistischer Seite verlangt wird [1]), läßt sich aber damit keinesfalls erreichen.

II. Motive der höchsten Anspannung.

Die naheliegende Frage, welche Motive in der Zukunftsgesellschaft zur Arbeit nötigen werden, ist von den Marxisten in gewissem Maße, wenn auch nicht genügend, beachtet worden. Daß ohne Arbeit die Wirtschaft unmöglich sei, mußte ja von vorneherein einleuchten. Daß aber für die Fortdauer der Wirtschaft die äußerste Anspannung aller Kräfte wenigstens einer Anzahl von Menschen unumgänglich notwendig ist, das haben die Marxisten fast gänzlich außer acht gelassen. Es hängt dies wohl mit der Unterschätzung der Bedeutung leitender Tätigkeit zusammen, die man den früheren Sozialisten, auch Marx und E n g e l s , durchaus zum Vorwurf machen muß. Sagt doch E n g e l s noch in der Schrift gegen D ü h r i n g, die O w e n-schen Kooporativgesellschaften haben den Beweis geliefert, »daß sowohl der Kaufmann wie der Fabrikant sehr entbehrliche Personen« seien [2]) Und doch stand gerade K a r l M a r x völlig unter dem Eindruck der gewaltigen Anspannung, in der der Kapitalist den Verwertungsprozeß betreibt und betreiben muß! Spätere, wie B a l l o d und N e u r a t h , bringen den Wirtschaftsleitern mehr Verständnis entgegen, ohne aber dabei den Motiven für ihr volkswirtschaftliches Handeln sowie denen für Anspannung überhaupt genauer nachzuspüren. Wir müssen somit aus dem Gesamtaufbau der sozialistischen Gesellschaft die Motive für äußerste Anspannung herauszufinden suchen, ohne bei den einzelnen Autoren allzuviel Anhaltspunkte zu finden. Diese Motive werden in manchem natürlich denen der Arbeit entsprechen. Ich habe daher vor allem das Unterschiedliche zu betonen.

Wir haben gesehen, daß das egoistische, individuelle Haben-

[1]) G o l d s c h e i d , Sozialisierung der Wirtschaft S. 84.

[2]) E n g e l s , Anti-Dühring S. 282, vgl. auch S. 299.

motiv, soweit es zum Arbeiten spornte, im Zukunftsstaat sehr stark an Bedeutung abnehmen muß. Dies trifft noch viel mehr da zu, wo es bisher zu höchster Anspannung antrieb; ja man kann sagen, es wird diese Funktion überhaupt kaum mehr ausüben können. Denn weil einerseits die Existenz gesichert ist, andererseits die Anhäufung von Kapitalien nicht mehr möglich sein soll, bleibt wenig Veranlassung, sich etwa um der Erlangung einiger weiterer Bequemlichkeiten willen aufs äußerste anzustrengen. Die von B a l l o d und anderen zugesagten Sondervergütungen werden da nicht von sehr weitreichendem Einfluß sein.

Dem Tunmotiv wird für die Anspannung wohl kaum derselbe Spielraum bleiben wie heutzutage; genauer wäre das nur bei der Vorlage ganz eingehender Pläne abzuschätzen. Eine wirklich freie Berufswahl vermöchte gewiß fördernd auf das Tunmotiv einzuwirken. Wenn ferner, wie es nach B e b e l s Vorschlägen der Fall sein soll, die Menschen mehr freie Zeit zu ihrer Verfügung hätten, so ist anzunehmen, daß diejenigen, welche ein besonderes Interesse haben, dies mit größerer Intensität verfolgen könnten als etwa ein heutiger Arbeiter. Allein dies würde sich doch mehr auf private Liebhabereien, auch immerhin auf Wissenschaft und Kunst beziehen. Da aber gerade nach B e b e l die Menschen solche geistige Betätigungen nur in Abwechslung mit körperlicher Arbeit werden leisten dürfen, so können sie sich der Wissenschaft niemals mit solcher Anspannung hingeben wie ein Berufsgelehrter von heute. Indessen vielleicht noch wichtiger für die Wirtschaft ist die Anspannung der wirtschaftlichen Leiter und Beamten. Die aber werden kaum nach einem der sozialistischen Pläne die Möglichkeit haben, in solcher Ungestörtheit für ihren Beruf zu leben, mit ihm zu verwachsen, in ihm aufzugehen, wie heutzutage. Denn bestenfalls werden sie doch durch störende Kontrolle sehr eingeengt. Mit aller Wahrscheinlichkeit ist aber zu erwarten, daß die Zwangsautorität das Tunmotiv in höchstem Maße abstumpfen wird.

Das Geltungsstreben, könnte man meinen, wird in der Zukunftsgesellschaft in wirksamerer Weise zur Anspannung treiben, weil mehr Kräfte entfesselt, mehr Menschen als Mitbewerber auftreten werden. Das kann der Fall sein. Auf der anderen Seite ist — ähnlich wie bei der einfachen Arbeit — zu

erwägen, wie in wirtschaftlicher Beziehung das Geltungsstreben wohl am meisten in der Art wirksam war, daß die materiellen Mittel zur Erlangung der Geltung erstrebt wurden. Dieses Streben aber wird nun größtenteils wegfallen. Es bleibt dann etwa für den Unternehmer der bloße Ehrgeiz, als tüchtiger Betriebsleiter zu gelten und Karriere zu machen. Heute dagegen wird auf einen Direktor einer Aktiengesellschaft doch außerdem sehr stark das Geltungsstreben in dem Sinne wirken, daß er durch seine Tätigkeit die materiellen Mittel zu erringen hofft, um dauernd mit seinen Nachkommen eine glänzende Stellung einnehmen zu können. Ob nach dem fast völligen Wegfallen des letzteren Motivs das erstere noch soviel Kraft behalten wird, daß im Zukunftsstaat das Geltungsstreben im ganzen eine größere Rolle spielt als heutzutage, mag füglich bezweifelt werden.

Für die Wirsucht gilt ebenfalls das Entsprechende, was schon bei der Arbeit gesagt wurde. Nur tritt hier die Bedeutung der Einzelverantwortlichkeit gegenüber der Kollektivverantwortlichkeit noch viel deutlicher hervor. Heute werden oft um der Familie willen alle Kräfte aufs äußerste angespannt, weil man von dieser Anspannung deren Wohl abhängig weiß. In Zukunft wird das unnötig sein. Selbst wenn man das Klassenbewußtsein der Zukunft, das dann wohl das ganze Volk umspannen soll — Klassen soll es ja nicht mehr geben — als ebenso stark einschätzen wollte wie den Familiensinn, so würde es doch nicht annähernd dieselbe Wirkung zur Anspannung haben, weil der einzelne sich bewußt wäre, daß von seinem Handeln das Volkswohl nur zum geringsten Teil abhängig ist. Nur in den höchsten verantwortlichen Zentralstellen könnte das Klassen- oder Volksbewußtsein solche Wirkung erzielen — da ist sie aber heute schon vielfach vorhanden. Es ist kein Grund anzunehmen, daß das Wirgefühl bei den höchsten Leitern des neuen Gemeinwesens stärker hervortreten wird, als bei dem seiner Pflichttreue wegen anerkannten Beamten des alten Deutschland. Im ganzen werden wir sagen müssen, daß die wirsüchtigen Motive für die höchste Anspannung gegen heute bedeutend schwächer sein werden.

In noch viel stärkerem Maße gilt das von der Beziehung auf die Zukunft. Für die höchste Anspannung spielen im allgemeinen ja die Gegenwartsmotive nur eine geringe Rolle; es kommt da ganz überwiegend auf die Zukunftsmotive an. Dem

trägt in unserer Ordnung das Erbrecht Rechnung, indem es die wirsüchtigen Familienmotive in stärkster Intensität auf die Zukunft lenkt und es ermöglicht, daß die Früchte der Arbeit und höchster Anspannung auch in späten Zeiten denen zuteil werden, mit welchen das mächtigste Wirgefühl ihren Schöpfer verbindet. Da in der sozialistischen Gesellschaft die Ansammlung von Privatkapital und seine Vererbung ganz oder möglichst verhindert werden soll, ist dort die materielle Zukunftssorge sehr erschwert. Sie ist aber auch nach den sozialistischen Plänen für den einzelnen viel weniger erforderlich als bei uns, weil ja die Existenz gesichert, die Sorge für die Zukunft vom einzelnen genommen ist. Somit können ich- und familiensüchtige Zukunftsmotive nur wenig in Betracht kommen, und alle die ungeheure Anspannung, die das Handeln des einzelnen heute durch die Zukunftssorge erfährt, fällt aus.

Nun mag man freilich sagen, die Zukunftssorge werde vom einzelnen auf die Schultern der Gesamtheit gelegt, und die Gesamtheit kümmere sich dann um die Zukunft. Soweit ich sehe, könnte dies auf zweierlei Weisen geschehen. Entweder die Wirtschaft wird möglichst demokratisch bestimmt, alle tragen die Sorge für die Zukunft. Bebel denkt es sich etwa so. Dann trifft zu, was ich eben schon anführte. Die Zersplitterung der Verantwortlichkeit ist in keiner Weise geeignet, Anspannung hervorzurufen, sondern setzt das Maß der Sorge des einzelnen auf ein Minimum herab. Oder aber die Wirtschaft wird von Leitern gelenkt, die zwar vom Volk gewählt sind, aber doch für längere Zeit, und die mit erheblichen Befugnissen ausgestattet sind. Auch diese Möglichkeit ist den Sozialisten nicht fremd. Ich erinnere daran, daß Kautsky die Betriebe teils demokratisch, teils bureaukratisch organisiert sein läßt[1]. Im letzteren Falle können in diesen Leitern Zukunftsmotive wirksam sein, wie sie etwa in unseren hohen Beamten leben. Die ganze übrige Masse des Volkes aber, mag sie auch an die Zukunft denken, wird doch in ihrem wirtschaftlichen Handeln in keiner Weise durch Zukunftsmotive erheblich beeinflußt. Keinesfalls wird sie dadurch zu höchster Anspannung getrieben. Während also heute der Gedanke an die Zukunft schon einen erheblichen Teil des Volkes, namentlich aber diejenigen, deren besondere

[1] Kautsky, Die soziale Revolution S. 80. Besonders stark wird die individuelle Spitze von Neurath betont (Die Sozialisierung Sachsens S. 54).

Anstrengung für unsere Wirtschaft unentbehrlich ist (und das sind selbstverständlich nicht bloß die paar höheren Beamten, sondern unzählige andere, aus denen die Unternehmer als wichtige, aber nicht einzige Kategorie herausragen!), zu äußerster Anspannung antreibt, wird dies Motiv in der neuen Gesellschaft fast völlig unbenutzt bleiben.

Bedarf höchste Anspannung der Zukunftsmotive, so verlangt sie nicht minder nach Freiheit. Ohne Freiheit ist Mittelmaß, nicht aber Höchstleistung möglich. Nun haben wir gesehen, wie die marxistischen Autoren immer wieder dem Zwang zu entrinnen versuchten und doch schließlich zugeben mußten, daß starke Zwangsautorität die Zukunftsgesellschaft umklammern werde. Und zwar ist anzunehmen, daß dieser Zwang sich auf das ganze Volk erstreckt. Jeder einzelne soll ja, wie ein moderner Sozialist es ausgedrückt hat, zum »öffentlichen Funktionär« werden [1]). Es ist keinesfalls zu erwarten, daß die höchsten Leiter davon ausgenommen sind; denn sie sollen ja unter Kontrolle wirtschaften [2]). In welchen Fesseln man sich die Tätigkeit solcher Leiter bisweilen denkt, erhellt besonders klar aus Otto Bauers Plänen: da wird jede Interessentengruppe zur Mitbestimmung und Kontrolle herangezogen; man kann sich schwer vorstellen, daß dem Leiter viel anderes übrig bleibt als eine vermittelnde und ausgleichende Tätigkeit [3]). Damit ist aber schöpferischem Tun und höchster Anspannung der Boden entzogen. Gewiß wird es so wie heute hervorragende Beamte geben, die ihre ganze Kraft dem Gemeinwohl weihen. Allein der Zwang, der sie heute schon einschränkt, wird sich dann um so mehr fühlbar machen. Die ungeheure Anspannung aber, die heute durch das freie Spiel der Kräfte hervorgerufen wird, muß dann wegfallen. Noch viel schwerer kann man sich die Motive vorstellen, von denen der heute freie Unternehmer in Zukunft als Beamter getrieben werden soll, sein Höchstes zu geben. Zu glauben, daß derselbe Mann, der jetzt als freier Kaufmann im Ausland Handel treibt, später als staatlicher Kommissionär denselben Völkern gegenüber die gleichen Erfolge erzielen werde, scheint

---

[1]) Goldscheid, Sozialisierung der Wirtschaft S. 16.

[2]) Diese Kontrolle will auch ein Mann wie Otto Neurath ganz eingehend gestalten, obwohl er sich klar darüber ist, daß die persönliche Initiative beim Sozialismus leiden kann (Die Sozialisierung Sachsens S. 20, dazu S. 14).

[3]) Bauer, Der Weg zum Sozialismus, vgl. besonders S. 14, 18.

mir doch sehr vertrauensselig [1]).

Ueberblicken wir so die Motive für höchste Anspannung, so erscheinen sie uns bedeutend geringer als die für Arbeit. Wir haben gefunden, daß günstigenfalls in der neuen Gesellschaft vielleicht auf Aufrechterhaltung der Arbeit gerechnet werden könnte. Außer allem Zweifel aber ist es, daß die darüber hinausgehende Anspannung in allergrößtem Umfange schwinden muß.

III. Die Berufswahl.

Ist unser bisheriges Ergebnis für den Sozialismus ein ungünstiges gewesen, so möchte man vielleicht in der Frage der Verteilung auf die Berufe ein besseres erwarten. Daß die große Masse der Arbeiter nicht nur selbst ihr Leben lang einen unwillig ertragenen Beruf ausüben muß, sondern auch in der überwiegenden Zahl der Fälle ihren Kindern nichts anderes zu bieten vermag, das ist zweifellos eine der schlimmsten Seiten unseres Kapitalismus. Es ist sicherlich für die Volkswirtschaft von Bedeutung, wenn die Menschen dem Berufe zugeführt werden, für den sie am geeignetsten sind. Daß sie zu diesem Berufe Lust mitbringen, trägt zur Eignung immerhin bei. Hier nun versprechen die Marxisten goldene Berge: nicht bloß freie Wahl des Arbeitszweigs, sondern darüber hinaus überhaupt Aufhebung der »alten Arbeitsteilung«, d. h. der dauernden Bindung an einen Beruf. Daß die letztere Hoffnung mit der notwendigen Produktivität unvereinbar ist, habe ich oben gezeigt. Sie wird denn auch von den Neuesten nicht mehr erhoben. Ich habe aber bei der Besprechung von B e b e l s Vorschlägen, der sich gerade mit der Verteilung der Arbeit befaßt, dargelegt, daß auch die freie Wahl des Arbeitszweigs wenigstens dann unmöglich ist, wenn man gleiches Arbeitsentgelt fordert. Aber auch wenn

---

[1]) Diese Meinung vertritt N e u r a t h , Die Sozialisierung Sachsens S. 36. Dabei übersieht er übrigens den springenden Punkt. Nicht darin liegt die größte Schwierigkeit, daß der Kommissionär des sozialistischen Staates sich den Sitten der fremden Handelsvölker anpaßt — das wäre verhältnismäßig einfach —, sondern daß für den regierungsseitig gebundenen Beauftragten nicht genügend Wirtschaftsmotive vorhanden sind, um ihn die Erfolge des freien Kaufmanns erzielen zu lassen. Mehr Blick für die realen Verhältnisse zeigt da H e r m a n n B e c k in seinem Vortrag über Sozialisierung, wenn er berichtet, »daß erfahrungsgemäß tüchtige, an unbureaukratisches Arbeiten gewohnte Kaufleute sich binnen kurzem zu schlimmsten Bureaukraten entwickelten, wenn sie erst von dem Räderwerk der Bureaukratie erfaßt wurden« (Wege und Ziele der Sozialisierung S. 31).

diese Forderung nicht erhoben wird, werden Reibungen und Unzuträglichkeiten auf lange Zeit hinaus unausbleiblich sein; das ist auch schon früher von sozialistischer Seite eingeräumt worden [1]).

Immerhin muß die Möglichkeit zugegeben werden, daß die sozialistische Ordnung, wenn sie nicht aus anderen Gründen sich als unmöglich erweist, auf dem speziellen Gebiet der Berufszuteilung erfreulichere Zustände herbeiführen könnte, als sie heute bestehen. Nur muß man sich darüber klar sein, daß es dazu nicht gerade des Kommunismus bedürfte. Schon in Amerika sind gerade in diesem Punkte die Verhältnisse günstiger. Was staatliche Hilfe in Verbindung mit systematischer Berufsberatung da leisten kann, beginnen wir erst zu ahnen. Im übrigen wird man nicht vergessen, daß bei aller Wichtigkeit der Berufsberatung die Bedeutung der Familientradition für die Berufswahl nicht unterschätzt werden darf.

Ob aber andererseits die sozialistische Gesellschaft die Eignung besitzen wird, gerade die hervorragendsten Kräfte an die beste Stelle zu bringen, ist äußerst fraglich. Denn die geistig Großen brauchen Freiheit, um zu wirken und sich durchzusetzen. Erstklassige Kräfte hat der Kapitalismus immer heranzuziehen verstanden. Es ist eine bekannte Tatsache, daß auch in Zeiten sonstiger Arbeitslosigkeit gerade in den blühendsten Zweigen von Industrie und Handel die Nachfrage nach den besonders tüchtigen Kräften das Angebot überstieg. In einer verknöcherten Bureaukratie ist das durchaus nicht der Fall. Für sie ist der bisweilen zitierte Ausspruch jenes Souverains charakteristisch: der Mann ist unentbehrlich, also kann ich ihn nicht brauchen. Sollten ähnliche Tendenzen nicht auch den sozialistischen Staat bedrohen?

IV. Motive für Sachgüterverwendung.

Durch die rationelle Produktion soll in der Zukunftsgesellschaft die Menge der zur Verfügung stehenden Sachgüter bedeutend erhöht werden. Es soll die Materialverwendung eine sparsamere, weil rationellere sein [2]). Da muß man sich fragen, ob die erhoffte Erhöhung nicht durch anderweitige Einbuße wieder verloren geht. Es ist wohl außer Zweifel, daß die in

[1]) Vgl. Dietzgen, Zukunft der Sozialdemokratie S. 11.

[2]) Neurath-Schumann, Können wir heute sozialisieren? S. 15, 67.

gemeinsamem Besitz befindlichen Sachgüter weniger sorgsam behandelt werden, als die im Besitz von Privaten stehenden. Man kann das leicht nach den einzelnen Motiven untersuchen — es wird auch wohl kaum bestritten werden. Die Bäuerin versorgt ihre eigene Kuh liebevoller als der Lohnarbeiter den Stall des Gutsherrn. Die Tatsache verschiedenartiger Behandlung trifft für Produktions- wie Konsumtionsgüter zu. Nun sollen im Zukunftstaat die Produktionsgüter mehr oder weniger alle, die Konsumgüter immerhin auch zu einem Teile in Gemeinbesitz stehen. Daß sie also insoweit schlechter behandelt werden, als die den einzelnen gehörigen Sachgüter, ist sicher. Insoweit die im Privatbesitz stehenden Konsumgüter für den einzelnen durch Staatshilfe leichter erlangbar und somit ersetzbar sein werden, ist auch für sie minder pflegliche Behandlung zu erwarten. Die größte Gefahr würde da wohl bestehen, wenn, wie nach Neuraths Vorschlag, gewisse Güter — Brot, Kartoffeln, Kohlen — für jedermann beliebig unentgeltlich zur Verfügung stünden [1]).

Das eigentliche Sparen wird ja überhaupt so ziemlich ausfallen. Aber wird nicht der Zukunftsarbeiter überdies geradezu zur Verschwendung verleitet, wenn er weiß, daß für seine und seiner Familie Existenz doch gesorgt ist? Heute hält die drohende Not der Familie manchen vom Trunk ab. Dieser Hinderungsgrund fällt in Zukunft weg. Um aber mit Bebel zu glauben, es werde in Zukunft kein Branntwein getrunken werden, weil man seiner als Sorgenbrecher nicht mehr bedürfe — dazu gehört freilich großer Optimismus.

Nun wäre es allerdings unrichtig, wollten wir in bezug auf die Produktionsmittel den Unterschied zwischen heutiger Ordnung und Sozialismus dem zwischen Einzelbesitz und Gemeindebesitz gleichachten. Solche Auffassung wäre nur dann richtig, wenn heute jeder Arbeiter mit seinen eigenen Produktionsmitteln arbeitete. Das ist ja aber gerade zum großen Teile nicht der Fall. Es sind also für die Sachgüterbehandlung auch heute nicht die vollen Motive des Einzelbesitzes maßgebend. Trotzdem ist ein zweifaches festzuhalten: einmal hat denn heute doch noch in großem Umfange der Arbeiter selbst Eigentum an den Produktionsmitteln; dies ist am meisten in der Landwirtschaft der

[1]) Neurath, Die Sozialisierung Sachsens S. 87; Können wir heute sozialisieren? S. 51.

Fall, wo der Klein- und Mittelbauer gleichzeitig Besitzer und Arbeiter ist. Dann aber ist es gerade vom Standpunkt der Motive aus durchaus nicht gleichzusetzen, ob einem größeren Unternehmer oder der Allgemeinheit das Eigentum an den Sachgütern zusteht. Gewiß trifft es beide Male zu, daß der Arbeiter nicht Eigentümer ist und demzufolge weniger Interesse an der Sache hat. Aber der private Unternehmer, namentlich wenn er nicht gerade über unübersehbare Produktionskomplexe gebietet, hat doch dieses Interesse an den Sachgütern und wird es auch bis zu einem gewissen Grade durchzusetzen verstehen. Meist wird ihm dies leichter gelingen, als der Allgemeinheit. Wir müssen also durchaus damit rechnen, daß in der sozialistischen Gesellschaft die Motive für richtige Sachgüterverwendung in bedeutend geringerem Maße vorhanden sein werden als heute.

V. Motive zur Erringung der Zukunftsgesellschaft.

Von ganz anderen Motiven als die zähe Arbeit und die dauernde Anspannung, überhaupt als das zum ständigen Wirtschaften erforderliche Tun werden Handlungen des momentanen Massenheroismus beeinflußt. Derlei Handlungen jeder Art haben im Krieg eine gewaltige Rolle gespielt. Man geht daher von ganz falschen Voraussetzungen aus, wenn man, wie es bisweilen geschieht [1]), die Kriegsleistungen zum Beweis der Möglichkeit einer auf nichtselbstsüchtigen Motiven beruhenden Ordnung heranzieht. Ob massenheroische Handlungen gerade am besten durch die in der sozialistischen Gesellschaft herrschende Stimmung erzeugt werden, mag nach den bisherigen Ausführungen fraglich erscheinen, braucht aber hier nicht erörtert zu werden. Gewiß aber ist es, daß es nicht an Motiven fehlt, um im heutigen Proletariat den für die Erringung der sozialistischen Gesellschaft erforderlichen Heroismus zu erzeugen. Diese werden ja gerade auch von den marxistischen Schriftstellern allenthalben betont. Während das Kommunistische Manifest und dann noch Dietzgen [2]) das heutige Elend der Arbeiter zum Ausgangspunkt nehmen, malen spätere, so namentlich Bebel, die Herrlichkeiten der Zukunftsgesellschaft aus. Beides dient dazu, die

[1]) So Goldscheid, Staatssozialismus oder Staatskapitalismus S. 107, 108.

[2]) Dietzgen, Die Zukunft der Sozialdemokratie S. 11. Es heißt da ohne Einschränkung: »Mag aus der Zukunft werden, was will, schlechter wie in der Gegenwart kann es für sie nicht sein. Sie haben nichts zu verlieren.«

Kampflust zu steigern, deren Bestimmungsgründe dann von Kautsky eingehend erörtert werden[1]. Nur geben sich diese Autoren bisweilen einer großen Täuschung hin: sie bemühen sich, die Motive zur Erringung des sozialistischen Zustandes zu wecken und scheinen zu glauben, daß dieselben Antriebe dann auch seine Erhaltung zuwege bringen werden. Der vielgepriesene Proletarierphilosoph Dietzgen versteigt sich sogar zu der Behauptung: »Ist der Widersacher vom Sozialismus geschlagen, so ist die ökonomische Aufgabe des letzteren mittels des vorhandenen Reichtums eine sehr leichte«[2]. Hier liegt aber gerade der ungeheure Unterschied: es ist leicht möglich, daß bei heroischem Massenhandeln der einzelne seine materiellen Bedürfnisse völlig zurücktreten läßt, und daß er in wirsüchtiger oder ganz selbstloser Weise seine Existenz für den höheren gemeinsamen Zweck aufs Spiel setzt. Es ist sogar möglich, daß eine solche Massenstimmung eine gewisse längere Zeit hindurch anhält, gleich dem Sprengmittel, das seine Kraft bis zur Entladung behält. Aber es ist keineswegs anzunehmen, daß, wenn einmal die Explosion erfolgt ist, diese selben heroischen Motive das ruhige Weiterarbeiten irgendwie gewährleisten, insbesondere daß sie die erforderliche wirtschaftliche Tätigkeit zustande bringen. Wenn also auch der Marxismus noch so viele Motive auffindet, die die Proklamation des Sozialismus herbeizuführen vermögen, so ist damit für die Möglichkeit und Erhaltung der zukünftigen sozialistischen Gesellschaft nicht das Geringste gewonnen[3].

VI. Die Verknüpfung von Handeln und Erfolg.

Vielleicht tritt keine Zukunftshoffnung bei den Marxisten so klar, so verlangend ans Licht wie die Sehnsucht nach Sicherheit und Sorglosigkeit. »Frei wollen wir werden! wie die Vögel des Himmels; sorgenlos in heiteren Zügen und süßer Harmonie

---

[1]) Kautsky, Der Weg zur Macht S. 36.

[2]) Dietzgen, Die Zukunft der Sozialdemokratie S. 15. In ähnlicher Richtung liegen auch Aussprüche einzelner moderner Verfasser, so Neurath-Schumann, Können wir heute sozialisieren? S. 31.

[3]) Vgl. besonders auch Sombart, Sozialismus, S. 133 ff. Ein ähnlicher Gedanke wie der im Text ausgeführte bei Bernstein, Zur Theorie und Geschichte, II S. 143, 144. Goldscheid aber sagt: »Weit mehr noch als bei der Erlangung der Macht, wird sich die Arbeiterklasse im Besitz der Macht zu bewähren haben« (Sozialisierung der Wirtschaft S. 106).

durchs Leben ziehen wie sie [1])!« Dieser Vorspruch des alten Weitling läßt heute noch den Sozialisten das Herz höher schlagen; auch heute ist es die Hoffnung auf eine ruhige, gesicherte, sorgenlose Existenz, die vor allem als Vorzug der künftigen Gesellschaft gerühmt wird [2]). Noch in Neuraths Plan wird gesetzlich jedem »eine Mindestmenge von Wohnung, Nahrung, Kleidung, Bildung und Vergnügungen« gesichert [3]). Nach Goldscheid soll nicht ein bescheidenes Existenzminimum, sondern »das jeweils erreichbare Existenzmaximum« allen zuteil werden [4]).

Und doch! Sowenig die Vögel des Himmels tatsächlich in süßer Harmonie leben, ebensowenig können die Menschen sorgenlos durchs Leben ziehen, wollen sie nicht mit ihren Sorgen auch den Gegenstand ihrer Sorgen, ihre Existenz, vernichten. Gerade die gepriesene Sorglosigkeit des neuen Zustandes ist es, die seine größte Gefahr bildet. Denn sie hindert den Menschen am volkswirtschaftlichen Handeln; insbesondere hindert sie die höchste Anspannung. Gelegentliche Aeußerungen der Marxisten lassen das ja auch durchblicken. Kautsky stellt einmal in anschaulicher Weise Bauern und Landarbeiter einander gegenüber. »Es ist unleugbar«, sagt er, »daß die Bauern viel mehr arbeiten als die Lohnarbeiter der Großgrundbesitzer. Der Bauer hat kaum je freie Zeit und selbst während seiner wenigen freien Zeit denkt er darüber nach, wie er seinen Betrieb verbessern könnte. Es gibt für ihn nichts anderes als seinen Betrieb« [5]). Kautsky wird wohl selbst kaum glauben, daß das Mitglied der landwirtschaftlichen Zukunftsgenossenschaft so intensiv tätig wäre.

Indessen ist die sozialistische Sehnsucht nach Sicherheit der Existenz doch keineswegs unberechtigt. Vielmehr ist hier tatsächlich ein wunder Punkt im Kapitalismus getroffen. Denn

---

[1]) Weitling, Garantien der Harmonie und Freiheit, Vivis 1842 S. 1.

[2]) So Kautsky, Das Erfurter Programm S. 159, vgl. auch S. 233. Bebel, Die Frau S. 462 ff. Ballod, Der Zukunftsstaat S. 57, 240.

[3]) Neurath, Die Sozialisierung Sachsens S. 5. Man erwäge, wie viel umfassender das ist, als etwa der in § 1 des Sozialisierungsgesetzes vom 23. März 1919 gesicherte »notwendige Unterhalt«.

[4]) Goldscheid, Sozialisierung S. 107. Nur bisweilen werden abweichende Stimmen laut, so, wenn Hermann Beck den Beamten der neuen öffentlichen Wirtschaft das Recht geben will, zu kündigen und gekündigt zu werden. Bisher habe eine umgekehrte Auslese der Tüchtigen in der öffentlichen Wirtschaftsverwaltung stattgefunden (Wege und Ziele der Sozialisierung S. 72).

[5]) Kautsky, Die soziale Revolution S. 98; vgl. auch Sozialisierung der Landwirtschaft S. 24, 25.

in der heutigen Wirtschaftsordnung, besonders aber in der rein liberalen, kommt es häufig genug vor, daß Menschen trotz angestrengtester Arbeit, ja trotz aller Geeignetheit, nichts erreichen, sogar ihre Existenz einbüßen, weil sie durch außer ihrer Macht liegende Ereignisse, durch Arbeitslosigkeit oder Preisschwankungen, insbesondere durch alles, was im Gefolge der Krisen auftritt, vernichtet werden. Die marxistische Kritik ist demnach hier, wie so oft, nicht unberechtigt. Es fragt sich, ob die positive Lösung entspricht

In der heutigen Art der Unsicherheit der Existenz liegt eine Minderung der Motive zum volkswirtschaftlichen Handeln vor, weil der erhoffte Erfolg nicht sicher genug mit der Tätigkeit verknüpft ist. Vom Standpunkt der Motivation ausgehend, wäre es somit folgerichtig, nach einer Ordnung zu streben, bei der der Erfolg in engster Abhängigkeit vom wirtschaftlichen Handeln stünde. Je mehr von der einzelnen Handlung abhängt, desto stärkere Motive bestehen für diese Handlung. Der Marxismus aber, der sich um die Motivation wenig kümmert, schlägt einen entgegengesetzten Weg ein: weil in der heutigen Wirtschaftsordnung nicht jedem wirtschaftlich Handelnden der Erfolg seines Handelns gesichert ist, soll in Zukunft die Abhängigkeit von Handeln und Erfolg überhaupt aufhören: es wird vorweg das erwünschte Ziel, die Sicherheit behaglicher Existenz für alle, festgestellt; und man glaubt, daß der allgemeine Wunsch, solches Ziel zu erreichen, den menschlichen Willen genügend beeinflussen werde, obwohl zwischen dem volkswirtschaftlichen Handeln des einzelnen und seiner persönlichen Existenzsicherheit nur wenig Zusammenhang besteht. Somit löst der Sozialismus das Band zwischen Tätigkeit und Erfolg, anstatt es fester zu knüpfen. Vielleicht ist dies der schwerste Vorwurf, den man dem Plan der marxistischen Zukunftsgesellschaft machen muß. Denn es hilft nichts, daß die Zahnräder in einer Maschine bloß vorhanden sind; sie müssen auch ineinandergreifen, um die Kraft übertragen zu können.

Hier mag man mir einwerfen, ich sehe zu schwarz; die Marxisten wollen ja durch Arbeitslohn und Prämien auch eine gewisse Abhängigkeit zwischen wirtschaftlichem Handeln und Erfolg festhalten. Das gebe ich natürlich zu. Aber es kann keinesfalls geleugnet werden, daß nach den Darstellungen der Marxisten schon von der persönlichen, gewöhnlichen Arbeit des

einzelnen weniger für ihn in der Zukunft abhängen soll als heute, daß aber vollends der äußersten Anspannung ein viel dürftigerer persönlicher Erfolg winken wird als im gegenwärtigen Wirtschaftsleben.

Heute ist die Sorge um die Existenz der Zentralpunkt, um den sich die ganze Motivation dreht. Heute kann schließlich doch jeder hoffen, durch hervorragende Tüchtigkeit sich und die Seinen in die Höhe zu bringen, wenn auch die Hoffnung vielfach noch gering ist. Er muß vor allem fürchten, bei schlechter Wirtschaft sich und die Seinen ins Elend zu stürzen. Im Zukunftsstaat haben diese Furcht und diese Hoffnung als Motive des volkswirtschaftlichen Handelns nur in ganz geringem Maße Raum. Die Verbindung von Handeln und Erfolg ist durchbrochen. Es ist da bezeichnend, wie wenig die sozialistischen Schriftsteller oftmals diejenigen menschlichen Vorstellungen und Gefühle, die direkt auf einen Erfolg abzielen, von denen unterscheiden, die nur wirkungsschwache Gesinnungen hervorbringen. Ein solcher Mangel an Unterscheidung zeigt sich namentlich da, wo die Ausmerzung wirtschaftshemmender Motive des heutigen Wirtschaftslebens besprochen wird. So stellt Bebel dem heutigen Zustand, in dem der Landwirt zwar an eigener guter Ernte, der Preise wegen aber an schlechter Welternte Interesse habe, einen Zustand gegenüber, in dem alle an guter Ernte interessiert seien [1]). Das Bild scheint zunächst sehr verlockend. Sehen wir aber genauer zu, so finden wir, daß dieser unbefriedigende heutige Zustand doch weit stärkere Wirtschaftsmotive auslöst, als der sozialistische. Denn in bezug auf das eigene Tätigkeitsgebiet wird der heutige Landwirt von den denkbar stärksten Motiven angeregt. Welche Gesinnung er den Produzenten der ganzen Welt gegenüber an den Tag legt, ist zwar ethisch bedeutsam, spielt aber für die wirtschaftliche Tätigkeit keine gar erhebliche Rolle, da er die Ernte der Konkurrenzprovinz doch kaum schädigen kann. Daß auch bis heute trotz des angeblichen Interessengegensatzes die Landwirtschaft selber sehr stark für agrikulturfördernde Maßnahmen der Gesamtheit eingetreten ist, wird nicht bestritten werden können. In einer völlig sozialisierten Landwirtschaft würde auch die freundlichste Gesinnung gegenüber

---

[1]) Bebel, Die Frau S. 434. Ueber die Ausmerzung wirtschaftshemmender Motive im allgemeinen siehe auch Neurath-Schumann, Können wir heute sozialisieren? S. 13 ff.

allen übrigen den einzelnen nicht so stark zum Wirtschaften antreiben, wie heute der eng auf die eigene Wirtschaft gerichtete Sinn. Denn heute hängt von seiner Tätigkeit ein für ihn ungeheurer Erfolg fast gänzlich ab, nämlich seine und seiner Familie Existenz. In Zukunft wird zwar diese Existenz und die der ganzen Gesellschaft von dem volkswirtschaftlichen Handeln aller Menschen abhängen; aber an das volkswirtschaftliche Handeln des einzelnen wäre sie nur zu einem ganz verschwindenden Bruchteil geknüpft. Die sozialistische Gesellschaft mag vielleicht Motive zu sozialer Gesinnung enthalten; sie wird aber nicht genügend Motive zur praktischen Betätigung dieser Gesinnung im volkswirtschaftlichen Handeln aufweisen, weil an das Handeln im einzelnen kein genügender Erfolg gebunden ist.

Aus demselben Bedenken heraus wird man von den Gewinnbeteiligungssystemen keinen allzugroßen Erfolg erwarten. Auch einem Manne wie Walter Rathenau[1] muß man vorwerfen, daß er in seinen Vorschlägen die Bedeutung unmittelbarer Verknüpfung von Handlung und Erfolg außer acht läßt. Das Bewußtsein allein, daß das Unternehmen dem Arbeiter — mit vielen anderen gemeinsam — gehört, ist gewiß kein so starker Antrieb zum wirtschaftlichen Handeln, wie die Sorge um die Existenz.

Auch bei einem der packendsten Bilder Wilbrandts ist der Zusammenhang zwischen Handlung und Erfolg unbeachtet geblieben[2]. Er verweist auf die Bauernbefreiung, durch welche die Bauern aus Mißtrauen und Faulheit zu tüchtigen Wirtschaftern gemacht wurden. Aehnliches erwartet er von der Sozialisierung für die Arbeiter. Aber er vergißt, daß durch die Bauernbefreiung wirtschaftliches Handeln und Erfolg beim einzelnen Bauer in engsten Zusammenhang gebracht wurde, während dies Band durch die Sozialisierung für den Arbeiter gelockert, wo nicht gelöst würde.

Nun will allerdings ein ausgebildetes Prämiensystem, wie es Ballod, Heimann und namentlich Neurath vorschlagen, Handlung und Erfolg wieder miteinander verknüpfen. Prämien können tatsächlich zu wirtschaftlichem Handeln anspornen. Aber abgesehen davon, daß gerade für geistige Leistungen und höchste Anspannung auch das feinste Prämiensystem

[1]) Vgl. Rathenau, Autonome Wirtschaft S. 18, 21.

[2]) Wilbrandt, Sozialismus S. 241.

immer plump wirken wird — die Ausführungen von Neurath-Schumann selber lassen uns das am besten merken [1]) — verbindet es doch die Handlung mit dem für den Handelnden günstigen Erfolg niemals direkt, sondern indirekt. Es tritt als Vermittlungsperson der Vorgesetzte, der Preisrichter dazwischen, oder wer sonst zur Erteilung der Prämie befugt ist. Voraussetzung für Erlangung der Prämie ist also, daß dieser Vorgesetzte sie als gerechtfertigt ansieht. Das wird er meist ohne Schwierigkeit tun, wo es sich um tüchtige Leistungen im altbewährten Geleise handelt; auch Neuerungen können Aussichten haben, wenn der Erfolg sofort zutage tritt, so daß er dem Preisrichter in die Augen fällt. Gerade die bedeutendsten technischen Fortschritte setzen aber langjährige Versuche voraus; sie werden nicht aufs erste gelingen, und selbst wenn dies der Fall ist, braucht sich der Erfolg doch nicht gleich zu zeigen. Hier nun können Prämien nur in den Fällen helfen, in welchen der Prämienausteiler selbst, ehe er noch den Erfolg gesehen hat, von der Bedeutung der Erfindung durchdrungen ist. Man wird zugeben, daß dieser Fall um so seltener sein wird, je größer und neuartiger der in Frage stehende technische Fortschritt ist. Am ungünstigsten liegt die Sache, wenn ein Kollegium die Prämien zu vergeben hat. Somit kann das Prämiensystem wohl für die Arbeit des täglichen Lebens nützlich sein; zur Erweckung höchster Anspannung für technischen und wirtschaftlichen Fortschritt wird es nur in sehr geringem Maße dienen.

VII. Die Aenderung der menschlichen Natur.

Ueberblicken wir im ganzen die Motive, die der Sozialismus für das volkswirtschaftliche Handeln bietet, so müssen wir deren vollständige Unzulänglichkeit feststellen. Die Arbeit wird nicht genügend gewährleistet, die Sachgüterverwendung muß leiden; die höchste Anspannung aller Kräfte aber, die für den Wirtschafts- und Kulturfortschritt das Wichtigste ist, wird von den schwächsten Motiven angespornt. Für die Sorge um

[1]) Neurath-Schumann, Können wir heute sozialisieren? S. 38. Heimann (a. a. O. S. 549, 550) scheint an Stelle der kapitalistischen Konkurrenz eine vor allem auf Prämien beruhende Konkurrenz setzen zu wollen. Obwohl dabei natürlich gegenüber der eigentlich kapitalistischen Konkurrenz, wie aus obigem Text ersichtlich, viele Motive verloren gehen, muß er doch andererseits sich zur eventuellen Verdrängung weniger geschickter Arbeiter aus der Arbeitsstelle verstehen.

die Existenz, die heute im Zentrum aller Motivation steht, ist keinerlei Ersatz geschaffen. Allerdings mag es sein, daß gelegentlich die neue Ordnung Hindernisse für Wirtschaftsmotive wegräumt, und neue Motive zu volkswirtschaftlichem Handeln hervorbringt. Mitunter werden tatsächlich stärkere Motive auftauchen. Daß dies nicht überall der Fall ist, wo die Marxisten es vermuten, hat der letzte Abschnitt wohl gezeigt. Aber auch einzelne, etwa zutreffende Beispiele werden gegenüber der ungeheuren Menge von Fällen mit schwächeren Motiven nicht ins Gewicht fallen. Somit muß festgestellt werden, daß der von den Marxisten erträumten Gesellschaft, soweit die Motivation in Betracht kommt, die Grundlage zu ihrer Erhaltung fehlt.

Wo aber wirklich einmal die marxistische Zukunft nicht nur schöner erscheint als unsere Gegenwart, sondern auch im einzelnen erreichbar, da handelt es sich meist um Errungenschaften, die auch ohne grundstürzende Aenderung unseres Wirtschaftssystems sich erreichen lassen: Zuführung der Bestgeeigneten zu den passenden Berufen, Steigerung der Produktivität, Entfaltung der Technik könnte man ohne Marxismus zu erreichen hoffen; ja, wie noch gezeigt werden soll, stellt sich gerade der marxistische Sozialismus als das Hindernis auf dem Wege zur Produktionssteigerung dar.

Nun haben aber die Marxisten noch ein Argument, das zu tiefst ihnen immer wieder Hoffnungen erregt; es heißt: Aenderung der menschlichen Natur. Sie kommen oft genug darauf zurück. Denn diese Aenderung ist für sie sehr wichtig. Sie müßte freilich gerade nach der Auffassung der Marxisten eine gewaltige sein [1]). Denn die Marxisten — besonders Marx selber — stellen die heutige Menschheitsqualität dar als weit entfernt von der Eignung für den sozialistischen Staat. Das kommt in einer der berühmtesten Stellen des »Kapital« zum Ausdruck, in der es heißt [2]): »Die Expropriation der unmittelbaren Produzenten wird mit schonungslosestem Vandalismus und unter dem Triebe der infamsten, schmutzigsten, kleinlichst gehässigsten Leidenschaften vollbracht«. Werden die Kapitalisten

[1]) So urteilt denn auch Adolph Wagner: »Nicht nur viel vollkommenere Menschen, sondern wesensandere Naturen als Menschen einmal waren, sind und bleiben werden, setzt der wirtschaftliche und soziale Bau des Sozialismus als Baumaterial voraus« (Die akademische Nationalökonomie und der Sozialismus S. 31).

[2]) Kapital Band I, S. 727, 728.

von niedrigsten Motiven getrieben, so ist das Proletariat heruntergekommen; denn, wie gleich danach zu lesen ist, wächst auf der Arbeiterseite »die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung«. Für das kapitalistische Wirtschaftssystem hatten die so geschaffenen Menschen freilich eine große Eignung: sie handelten in höchstem Grade egoistisch. Sollen aber diese selben Menschen, die gerade nach der marxistischen Darstellung bisher von niedrigen Antrieben bewegt worden waren, nun plötzlich in eine Wirtschaft eintreten, die von ganz andersartigen Motiven getrieben wird, so muß allerdings, wenn die Wirtschaftsmaschinerie in Gang bleiben soll, eine weitreichende Aenderung der menschlichen Natur angenommen werden.

Die Marxjünger — so Kautsky — betonen freilich immer mehr die Schulung des Proletariats. Sie rücken also insoweit von der Marxischen Verelendung ab und bedürfen daher keiner so großen Aenderung der menschlichen Natur mehr. Trotzdem bleibt aber auch nach ihrer Darstellung die Unzulänglichkeit der Motive bestehen. Und — muß man hier fragen — ist denn tatsächlich die Schulung der sozialdemokratischen Massen in den letzten Jahrzehnten in der Richtung auf die für das volkswirtschaftliche Handeln notwendigen Motive erfolgt? Gewiß haben Presse und Organisation das Klassenbewußtsein zu stärken und seine Opferwilligkeit für die gemeinsamen Zwecke zu erzielen verstanden. Aber wie unendlich viel ethische Werte und damit auch Wirtschaftsmotive sind zerstört worden durch den Kampf derselben Organe gegen Religion und Glauben, gegen Autorität und Ordnung, gegen christliche und bürgerliche Sitte! Durch das Schmeicheln den Massen gegenüber, durch die einseitige Betonung ihres Rechtes ohne Gegenüberstellung der Pflichten hat die Sozialdemokratie die Motive für die sozialistische Gesellschaft wesentlich geschädigt [1]). Die bloße Behauptung, daß eine ethisch höhere Menschheit kommen werde, hilft da nichts.

Allerdings würde auch die selbstlose Gesinnung allein noch keine Garantie für besseres volkswirtschaftliches Handeln bieten. In dieser Hinsicht wird manchmal von den Sozialisten, die solche Aenderung erhoffen, der Kern der Sache verfehlt. Wenn z. B. Neurath bei den Menschen der Zukunft Lebensanschauungen erwartet, »welche ihr Handeln nicht so stark wie bisher vom

---

[1]) Vgl. darüber Adolph Wagner, Das neue sozialdemokratische Programm S. 45.

persönlichen Vorteil abhängig machen«[1]), so nimmt er gewiß eine hohe ethische Gesinnung der künftigen Menschheit an. Damit ist aber in keiner Weise gesagt, daß dieser Gesinnung auch stärkere Motive zu volkswirtschaftlichem Handeln entspringen würden. Es kann jemand selbstlos denken und doch nicht volkswirtschaftlich handeln, weil ihm überhaupt der Sinn für wirtschaftliches Handeln fehlt.

Auf jeden Fall ist das Proletariat trotz aller Schulung noch von der Reife entfernt, die es zum Sozialismus befähigen würde. Daß das auch von modernen Marxisten eingesehen wird, ist im Laufe meiner Untersuchung schon gezeigt worden. Wer dessen ungeachtet den Sozialismus erwartet, muß die Aenderung der Menschen erhoffen.

Es muß also demnach die Aenderung der menschlichen Natur für die Marxisten von großer Bedeutung sein. Trotzdem können sie namhafte Anhaltspunkte dafür, daß die menschliche Natur sich in einem ihren Plänen günstigen Sinne ändern werde, nicht beibringen. Ihre Hoffnung liegt in der Notwendigkeit begründet: wenn die Entwicklung zum Sozialismus mit Notwendigkeit kommt, und wenn sie ohne Aenderung der menschlichen Natur nicht möglich ist, dann wird sich eben die menschliche Natur verändern. Es trifft also auf den Glauben an die Veränderung der menschlichen Natur entsprechend zu, was ich oben über die Notwendigkeit gesagt habe. So wenig die Notwendigkeit der Entwicklung zum dauernden Sozialismus überhaupt erwiesen ist, so wenig ist die kommende Aenderung der menschlichen Natur irgendwie dargelegt[2]).

III. Kapitel.

Konsequenzen.

I. Die Gefahr des neuen Kapitalismus.

Wenn die neue Gesellschaft sich nicht in der gewünschten Form halten kann, wird sie sich irgendwie in unerwünschter

---

[1]) Neurath, Die Sozialisierung Sachsens S. 68.

[2]) Sombart (Sozialismus S. 133) meint: Jede Diskussion hört »sofort auf, wenn jemand behauptet: eine (bisher nicht vorhandene) Seelenstimmung wird zuverlässig sich einstellen mit dem Tage, da die neue Gesellschaft ihren Anfang nimmt. Derart Kindereien waren ja früher häufig. Heute hütet sich ein zurechnungsfähiger Sozialist, sich ihrer schuldig zu machen«. Es scheint mir

Weise entwickeln. Es kann mir selbstverständlich nicht einfallen, nun in genaue Prophezeiungen über die Art dieser Entwicklung einzugehen. Ich möchte nur zwei naheliegende Möglichkeiten andeuten.

Die Marxisten lieben es allerdings nicht, wenn man auf Konsequenzen eingeht. Charakteristisch ist da ein Ausspruch Kautskys, den er in Besprechung von Cathreins »Sozialismus« verlauten läßt [1]: »Wir halten es für Zeitverlust, uns über ungelegte Eier den Kopf zu zerbrechen. Wenn die Herren unser Programm kritisieren wollen, sei es ein auf unsern Parteikongressen formuliertes, sei es ein aus unserer wissenschaftlichen Literatur abgeleitetes, sind wir stets bereit, ihnen Red' und Antwort zu stehen. Aber über die Konsequenzen mit ihnen zu streiten, welche die Verwirklichung unserer Forderungen nach sich ziehen könnte, möchte, dürfte, erscheint uns höchst überflüssig.« Kautsky hätte aber dabei nicht vergessen dürfen, daß auch Meister Engels es nicht verschmäht hat, den Konsequenzen des Dühringschen Zukunftsstaates nachzuspüren [2]. So mag es auch mir unverwehrt sein, zunächst einige Folgen zu untersuchen, die sich insbesondere aus der Verteilung der Arbeit und des Entgelts ergeben.

Nach Bebel kann ein Genosse den Arbeitsanteil eines anderen freiwillig übernehmen [3]. Dies wird in der Zukunftsgesellschaft leichter gehen als heutzutage. Denn die Arbeitszeit soll ja ganz kurz sein. Da aber die Maschinen möglichst ausgenützt werden müssen, so wird gewiß in mehreren Schichten gearbeitet werden [4]. Es wird also einem fleißigen Mann leicht sein, bei 2—3 stündiger Normalarbeitszeit eine, ja zwei oder mehrere Schichten anderer Arbeiter freiwillig zu übernehmen. Er erhält dann die Zertifikate für die ganze von ihm geleistete Arbeitszeit und wird die dem dolce far niente obliegenden Freunde mit dem für sie Nötigsten beteilen. Die große

---

aber, daß recht viele als zurechnungsfähig geltende Sozialisten Aeußerungen getan haben, die jenen nahekommen. Denn die von ihnen angenommene Aenderung der menschlichen Natur läuft eben doch auf das Eintreten der erforderlichen Seelenstimmung hinaus.

[1]) Neue Zeit 9, 2 S. 638.

[2]) So Anti-Dühring S. 325 ff.

[3]) Die Frau S. 404.

[4]) Engels spricht sogar von 8, 9, 10 Schichten im Tag für gewisse Arbeiten (in einem Brief vom 19. Juli 1893 an Dr. Rudolf Meyer; abgedruckt Monatsschrift für Christliche Sozialreform 1897, S. 133 ff.).

Menge erwarteter Bedarfsgegenstände wird seinen Eifer anspornen. Es ist auch anzunehmen, daß es ihm nicht schwer fallen wird, Produktionsmittel für dieselben zu erlangen, wie es auch überhaupt einem fleißigen Mann leicht gelingen wird, in seiner von Pflichtarbeit freien Zeit Produktionsmittel selbst herzustellen. Ansätze zu solcher Entwicklung findet man schon allenthalben jetzt bei achtstündigem Arbeitstage. Die verpönten Begriffe »Ware« und »Geld« können wieder ihren Einzug halten. Ist dies aber der Fall, dann haben wir mit den Produktionsmitteln in privater Hand wieder Keime des Privatkapitals.

Wohl noch näher liegt diese Gefahr bei Ballod, allerdings auch andererseits die Gefahr der Versumpfung. Während der 5—6 jährigen Dienstzeit, also während eines kleinen Teils des Lebens, ist nach ihm die Arbeit aufs rationellste geregelt. Nachher kann jeder treiben, was er mag. Damit ist aber nun zunächst nicht etwa für dieses größte Lebensstück ein dem heutigen ähnlicher Zustand geschaffen: heute bestehen für die Menschen, wie ich im ersten Teil meines Buches gezeigt habe, unzählige Antriebe zu wirtschaftlichem Handeln. Im Sozialstaat würde die Pension, die jeder erhält, ein trefflicher Ansporn zum Nichtstun oder zu behaglichem Schlendrian sein. Der Mensch freut sich der Sicherheit der Existenz und fühlt nicht mehr »die düstere Frau Sorge im Nacken«[1]. Man würde also ein recht bequemes Leben führen. Oder aber, es regte sich doch wieder die Arbeitslust und der kapitalistische Hunger. Es wäre denkbar, daß aus besonders fleißigen und genialen Arbeitern nach ihrer Dienstzeit erst kleinere und immer größere Unternehmer erwüchsen — die Ansätze läßt ja Ballod zu, und aus den Ansätzen kann sich leicht größeres entwickeln. Es ist sonach mit Händen zu greifen, daß ein Teil der Arbeiter nach vollbrachten Arbeitsjahren sich auf die faule Haut legen, ein anderer in einer der von Ballod angegebenen Arten wieder Geld zu verdienen suchen würde. Auf diese Weise würde erneut Privatkapital entstehen. Für einen Zweck läßt ja auch Ballod die Neubildung von verzinslichem Privatkapital ausdrücklich zu: »Als Belohnung für wichtige Erfindungen, hervorragende staatsmännische, künstlerische, technische, wissenschaftliche Leistungen«[2]. Da er aber die Möglichkeit des Verdienstes in unterschiedlicher Höhe

[1]) Zukunftsstaat S. 237

[2]) Ebenda S. 22.

nach Ablaufen der Arbeitsjahre offen läßt, besteht keine Veranlassung, die Neubildung auf diesen einen Zweck zu beschränken. Dann hätten wir wieder Motive zu wirtschaftlichem Handeln und mit ihnen würde wieder der alte Individualstaat in den Sozialstaat seinen Einzug halten. Nur würde, weil die wichtigsten Produktionsmittel sozialisiert sind und die Motive nicht so drängen, auch weniger geleistet werden. Es würde eine große Präponderanz des Staates auf wirtschaftlichem Gebiet bleiben und damit vielleicht stärkerer Bureaukratismus, schwächere Privatinitiative. Mit dem neuen Kapitalismus taucht aber auch, und zwar sofort, eine neue Klassenbildung auf. Der Traum von der Aufhebung der Klassen ist dann vorbei.

Ich habe Ballod hier ausführlicher besprochen, weil sich bei ihm besonders deutlich zeigt, wie man instinktiv versucht, den beiden Gefahren auszuweichen und doch an keiner vorbeikommt: wehrt man den neuen Kapitalismus ab, so findet man nicht genügend Motive zu volkswirtschaftlichem Handeln; trachtet man aber, diese Motive zu gewinnen, so steht auch gleich wieder das Gespenst des Kapitalismus vor der Türe. Ganz unverhüllt tritt die Gefahr des neuen Kapitalismus oder wenigstens der neuen Klassenscheidung bei Otto Bauer auf. Nach ihm sollen nämlich die Arbeiter und Angestellten der einzelnen Industriezweige, Betriebe und Bezirke am Reingewinn beteiligt werden [1]. Da nun diese Reingewinne verschieden hoch sein werden, da ferner für ihre Höhe nicht nur die Leistungen der Arbeitenden, sondern auch die natürliche Lage, Bodenart, Klima und ähnliche Umstände maßgebend sein werden, so erfolgt mit Notwendigkeit eine Differenzierung der Einkommen, die nicht durch die Leistung begründet ist. Die Arbeiter und Angestellten besserer Berufe und Lagen beziehen einfach eine Rente, so sehr Bauer dies auch abzulehnen sucht. Hier zeigt sich also die Möglichkeit der Ausbeutung einzelner Arbeitergruppen durch andere, eine Gefahr, die auch im heutigen Wirtschaftsleben nicht ganz ausgeschlossen ist und daher auch von sozialistischer Seite als solche erkannt wird [2]. Sie ist jedenfalls viel bedenklicher als die von seiten einzelner begünstigter

[1]) Otto Bauer, Der Weg zum Sozialismus S. 10, 18.

[2]) Kautsky, Was ist Sozialisierung? S. 5, 16, 17. Vgl. Staudinger, Sozialisierung der Wirtschaft (Neue Zeit 37, 2 S. 614). Dietzel (Ausbeutung der Arbeiterklasse durch Arbeitergruppen, Deutsche Arbeit, April 1919) spricht in diesem Zusammenhang von »privatproletarischen Monopolen« (S. 151).

Arbeiter drohende. August Müller nennt solche Arbeiterkategorien mit treffendem Ausdruck »Massenkapitalisten«[1].

II. Das Sinken der Produktivität.

Das Auftauchen eines neuen Kapitalismus ist für den überzeugten Sozialisten eine Gefahr, braucht jedoch die Gesellschaft noch nicht in ihren Grundfesten zu erschüttern. Dies wäre aber der Fall, wenn ein Sinken der Produktivität stattfände. Der Sozialismus malt uns ein glänzendes Bild künftigen Lebens aus, das erhöhter Produktivität zu danken sein soll. Kautsky hält die rascheste Erweiterung der Produktion auch für unbedingt notwendig, um den enormen Ansprüchen des neuen Regimes zu genügen[2]. Speziell in bezug auf Sozialisierungsfragen in der Not der Jetztzeit ist die Meinung besonders naheliegend. So äußert sich Julius Kaliski: »Die Sozialisierung kann und darf jetzt nur einem Ziel zustreben: der Steigerung der Produktivität«[3]. Zum Teil soll diese Produktivität direkt auf wirksameren Motiven, insbesondere dem Tunmotiv, beruhen. Solche Ansichten, die sich namentlich bei Bebel[4]) finden, haben ihre Würdigung bereits in den vorhergehenden Abschnitten meiner Schrift erfahren. Vor allem aber soll die Erhöhung der Produktivität in der rationellen Bewirtschaftung, der bewußten Produktion, ihren Grund haben. Der Sozialismus berücksichtigt indessen dabei nicht genügend die Frage, ob die Produktion auch in ausreichendem Maße von Motiven des volkswirtschaftlichen Handelns unterstützt wird. Ohne genügend volkswirtschaftliches Handeln hilft der schönste Produktionsplan nichts.

Nun glaube ich gezeigt zu haben, daß die Motive zum volkswirtschaftlichen Handeln in der Zukunftsgesellschaft ganz bedeutend hinter den heutigen zurückstehen werden. Wir haben also vor uns einerseits die Erwartung, daß durch die rationelle Wirtschaft die Produktivität steigen werde, andererseits die als sicher anzunehmende Tatsache, daß die Motive zum volkswirtschaftlichen Handeln abnehmen werden. Hier trifft nun den Marxismus die Beweislast, uns glaubhaft zu machen, daß durch

---

[1]) August Müller, Sozialisierung oder Sozialismus S. 106.

[2]) Die soziale Revolution S. 85.

[3]) Kaliski, Sozialisierung und Produktivität, Sozialistische Monatshefte, Dezember 1918, S. 1208.

[4]) So Die Frau S. 382.

die Konzentration sich die Produktion in solchem Maße steigern würde, daß selbst die Abschwächung der Motive solche Steigerung nicht aufhalten könnte. Ein derartiger Beweis ist vom Marxismus nicht ernstlich versucht worden und ist auch nicht zu erbringen. Denn Organisation kann doch nur funktionieren, wenn sie auf wirtschaftlichem Handeln ruht. Man darf also annehmen, daß die Produktion nicht zu-, sondern abnehmen wird, weil die Motive zu volkswirtschaftlichem Handeln nicht in genügendem Maße vorhanden sind. In solchem Falle aber schwindet jede Hoffnung für den Sozialismus. Will man dann die Produktion noch aufrechterhalten, so muß die Arbeitszeit nicht herab-, sondern heraufgesetzt werden. Das bedeutet weitere Unlust, schärferen Zwang und damit noch weiteres Sinken der Motive; daraus ergibt sich noch weiteres Sinken der Produktion: eine Schraube ohne Ende.

Diese meine Auffassung kann ich allerdings nicht voll beweisen. Ich will daher auch die andere Möglichkeit gelten lassen, obwohl sie mich äußerst unwahrscheinlich dünkt. Ich will annehmen, die rationelle Ordnung der Produktion sei von solcher Bedeutung, daß sie trotz aller Minderung der Motive eine augenblickliche Erhöhung der Produktivität mit sich bringt. Es soll also tatsächlich bei kürzerer Arbeitszeit eine bessere Versorgung der Bevölkerung eintreten. Voraussetzung für eine solche rationelle Produktion ist allerdings, daß auch tatsächlich die vom Produktionsstandpunkt beste Ordnung gewählt ist. Dazu gehört unter anderem die entsprechende Arbeitsteilung, also der Verzicht auf Engels' und Bebels diesbezügliche Phantasien. Wie wird sich dann die Sache weiter entwickeln? Der Fortschritt wird, wie eingangs gezeigt, vor allem durch die höchste Anspannung bewirkt. Gerade für sie sind nun aber die Motive unzweifelhaft in viel geringerem Maße vorhanden als heutzutage. Es wird also kein Fortschritt eintreten. Wo aber Stillstand, da Rückschritt. Schlendrian und Nachlässigkeit werden einreißen; an die von Sozialisten selbst befürchtete ungeheure Gefahr der Protektion und Korruption sei nur nebenbei erinnert [1]. Andererseits nimmt die Bevölkerung zu und bedarf einer weiteren Menge von Produkten. Da wird gar bald die Produktion versagen, die Anteile des einzelnen werden vermindert oder die Arbeitszeit erhöht werden müssen — es werden also auch in

[1]) Neurath, Die Sozialisierung Sachsens S. 15.

diesem günstigsten Falle alle die oben dargestellten Folgen eintreten.

So wäre Sozialismus, selbst wenn er im ersten Augenblick als Fortschritt erschiene, auf die Dauer doch Stillstand und Rückschritt [1]). Für diesen Fall aber trifft Wilbrandts Ausspruch zu: »Wenn die Leistungen sinken durch Sozialisierung, dann sind wir verloren« [2]). Dann ist auch der Sozialismus selbst gefährdet. Denn daß der Sozialismus eine gewisse Höhe der Technik als Voraussetzung haben muß, liegt gerade ganz im marxistischen Gedankenkreis. Kautsky sagt: »Vor hoher Entwicklung der Technik, wie sie der Kapitalismus bringt, wäre der Sozialismus nur die Gleichheit allgemeinen Elends, nicht allgemeinen Wohlstands« [3]). Die Höhe der Technik ist aber auch Voraussetzung für die Erhaltung des Sozialismus. Und doch wird andererseits dieser Hochstand durch den Sozialismus selbst gefährdet. Daß hier eine Gefahr vorliegt, ist auch den Marxisten nicht entgangen. Selbst Kautsky spricht von einer Gefahr der Unterproduktion [4]).

Wenn aber der Sozialismus technischen Rückschritt mit sich bringt, würden wir ihn auch in glänzenden Zeiten nicht einführen wollen. Dies ist wohl so ziemlich die allgemeine Stimmung in sozialistischen Kreisen, die im Sozialismus gerade auch die Produktivitätssteigerung feiern. Demgegenüber fallen Ausführungen wie die von Artur Heichen, der für die Sozialisierung unter Umständen auch bei Produktivitätsminderung eintritt, stark aus dem Rahmen [5]). Jetzt aber, in der Zeit größten Elends, wäre eine produktivitätsmindernde Sozialisierung doppelt unangebracht. Daß Zeiten wie die jetzigen für die Errichtung der sozialistischen Gesellschaft durchaus nicht glückverheißend sind, haben denn auch hervorragende Marxisten durchaus ein-

[1]) Vgl. darüber auch Adolph Wagner, Das neue sozialdemokratische Programm S. 36, 37.

[2]) Wilbrandt, Sozialismus S. 240; vgl. auch die Bemerkung im Arbeitsplan der Sozialisierungskommission, bei Bücher, Die Sozialisierung S. 87.

[3]) Kautsky, Was ist Sozialisierung? S. 11.

[4]) Kautsky, Die soziale Revolution S. 96.

[5]) Heichen, Sozialismus und Ethik, Neue Zeit 38, 1 S. 312, 313. Wenn in der Denkschrift des Reichswirtschaftsministeriums vom 7. Juni 1919 als sozialistische Idee die ideelle Forderung »einer höheren wirtschaftlichen Gerechtigkeit selbst um den Preis einer geringeren materiellen Befriedigung« erhoben wird, so sind das eben Ausführungen des Nichtmarxisten Wichard von Möllendorff (Der Aufbau der Gemeinwirtschaft S. 11).

gesehen. Der alte Engels fürchtete sich vor einem Herrschaftsantritt des Sozialismus unter den ungünstigen durch einen Krieg hervorgerufenen Umständen[1]. Kautsky aber spricht sich in allerjüngster Zeit gegen eine sofortige Sozialisierung aus und gibt zu: »Das Proletariat selbst ist bei blühender kapitalistischer Produktion besser daran als bei einem Sozialismus, der unzureichend produziert«[2].

Es liegt nun nahe, all dem gegenüber auf die Blüte gemeinwirtschaftlicher Unternehmungen hinzuweisen, denen es gelungen ist, sich in Konkurrenz gegen kapitalistische durchzusetzen. Man denke etwa an Konsumvereine. Dieser Hinweis wäre aber verfehlt. Denn solange noch die gemein- und individualwirtschaftlichen Unternehmungen konkurrieren, werden eben auch die Gemeinwirtschaften von den kapitalistischen Motiven wenigstens insoweit beeinflußt, als die Konkurrenz es gebietet; es kann also da sogar der Fall eintreten, daß sie die Vorteile gemeinwirtschaftlicher, rationeller Organisation mit kapitalistischer Motivation verbinden und so den rein kapitalistischen Betrieben überlegen werden. Aber die große Frage ist, welche Motive aufstachelnd wirken sollen, wenn einmal die kapitalistische Konkurrenz fehlt, wenn die Konsumgenossenschaft Alleinherrscherin ist; ob dann noch Motive für technischen Fortschritt bestehen, ist in Zweifel zu ziehen[3].

Wie kommt es aber denn, daß trotz alledem die Marxisten gerade mit solcher Zuversicht eine Erhöhung der Produktivität vorzaubern? Ich glaube, hier läuft vielfach ein unbewußter Kunstgriff mit unter: die allgemein bekannte technische Entwicklung, in der wir uns befinden, wird mit der Entwicklung zum Sozialismus zusammengeworfen. Auf Grund des technischen Aufschwungs malt so Bebel ein Zukunftsbild aus, das er als Folge des Sozialismus hinstellt. Seinen Ausführungen liegt etwa folgende Argumentation zugrunde:

Die glänzende technische Entwicklung ist möglich. Unter

[1]) Er schreibt in einem Brief an Sorge vom 24. Oktober 1891: »Aber obwohl ich es für ein sehr großes Pech halte, wenn es zum Kriege käme und wenn dieser uns vorzeitig ans Ruder brächte, so muß man doch für diesen Fall gerüstet sein.« Aehnlich in einem Briefe vom 6. Jan. 1892 (Briefe an Sorge S. 371, 375). Vgl. Kautsky, Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft S. 164.

[2]) In dem aus der Wiener »Arbeiterzeitung« im »Vorwärts« abgedruckten Artikel »Was nun?« (Vorwärts, Morgenblatt 15. Juni 1920).

[3]) Vgl. darüber Wilbrandt, Sozialismus S. 99, 130.

dem jetzigen Wirtschaftssystem ist sie nicht in genügendem Maße vorhanden. Also muß sie der Sozialismus bringen.

Der Schluß ist natürlich falsch: gesetzt auch, das jetzige Wirtschaftssystem sei schuld an der Nichterreichung des glänzenden Zieles, so fehlt doch jeder Beweis, daß der Sozialismus es bringen wird. Ja, es ist nun vielmehr klar, daß die Pläne des marxistischen Sozialismus es nicht bringen werden. Dagegen ist es eine Frage für sich, ob die kapitalistische Periode, die die bisherige sinnbetörende Entwicklung der Technik gebracht hat, nicht auch deren weiteren Ausbau fördern kann. Für den ungeheuren Antrieb, den der Kapitalismus dem technischen Fortschritt bietet, hat gerade Karl M a r x ein sehr offenes Auge gehabt. Auch K a u t s k y findet »in der kapitalistischen Produktionsweise den Drang nach beständigem technischem Fortschritt«[1]) und weiß, wie »energisch die kapitalistische Produktionsweise den Fortschritt der Technik anstachelt«. Aber er meint, »sie könne ihn nie vollständig zur Geltung bringen«. Die wirkliche Produktivität bleibe hinter der technisch möglichen immer zurück[2]). Er erblickt also immerhin im Kapitalismus auch technisch ein Fortschrittshindernis; in höherem Grade noch ist dies bei B e b e l der Fall[3]).

Dieser letzteren Ansicht liegt eine einseitige Auffassung der Tatsache zugrunde, daß gerade heutzutage eine sehr verschiedene Produktivität der Betriebe vorhanden ist. Man folgert aus dieser Verschiedenheit ein Zurückbleiben des einen Teils. Indessen kann man dieselbe Erscheinung auch als Voranschreiten des anderen Teils ansehen. Es mag wohl sein, daß in einer sozialistischen Gesellschaft dieser Unterschied nicht bestehen würde; aber dann würde er jedenfalls aus dem Grunde fehlen, weil kein Fortschritt da wäre. Wo Fortschritt, da muß eine gewisse Ungleichheit sein. Die Ersteiger eines schwierigen Gipfels können nicht alle gleichzeitig in einer Linie vorgehen, sondern es wird immer einer voranschreiten, nach dem Weg tasten oder ins Eis Stufen hauen, und an gefährlichen Stellen wird nur einer steigen, während die anderen vom festen Stand aus das Seil halten. Eine Gleichheit des Standes aller ergibt

[1]) K a u t s k y, Was ist Sozialisierung? S. 10.

[2]) K a u t s k y, Die Sozialisierung der Landwirtschaft S. 17, 24.

[3]) B e b e l, Die Frau S. 421, 434; vgl. auch N e u r a t h - S c h u m a n n, Können wir heute sozialisieren? S. 16 ff.

sich nur in der Ruhe. So ist es auch im Wirtschaftsleben. Die technische Ungleichheit der Betriebe ist vor allem ein Zeichen des Voranschreitens. Die Beseitigung dieser Ungleichheit in der sozialistischen Gesellschaft wäre ein Zeichen des Stillstandes. Der Sozialismus ist vielleicht in der Ruhe möglich, als Atempause zwischen zwei Perioden des Aufstiegs oder für einzelne Betriebsgruppen, deren Fortschritt als weniger notwendig erachtet wird; nimmermehr aber wird er sich mit dauerndem technischem Fortschritt vereinen lassen.

Schluß.

Wären Marx und Engels nur Gelehrte gewesen, die ohne praktische Absicht den Kapitalismus und seine Entwicklung hätten untersuchen wollen, so müßte man natürlich eine Außerachtlassung des Endziels ganz in der Ordnung finden. Das waren sie aber nicht. Sie sind ihr Leben lang Revolutionäre gewesen, die an der Beseitigung der kapitalistischen Ordnung mit allen Kräften arbeiteten. »Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert«, sagt Marx im Jahre 1845, »es kommt aber darauf an, sie zu verändern«[1]. Daß auch in späteren Jahren die Meister sich nicht auf die Rolle der Stubengelehrten beschränken wollten, zeigt ihre Stellung zu den politischen Parteien.

Wenn aber sie und ihre Schule die Welt verändern wollten, mußten sie untersuchen, ob die Veränderung möglich sei. Wenn sie die Bewegung entfachen wollten, mußten sie wissen, ob die Bewegung wünschenswert sei. Sie mußten offenen Auges in die Richtung blicken, in die sie die Massen wiesen und durften ihnen nicht einen Pfad im Nebel zeigen. Nur der Tor springt bei Feuersbrunst aus dem Fenster, ehe er sich vergewissert hat, ob die Treppen ungangbar sind, und ob beim Fenstersprung ein weicher Grund ihn auffängt oder ob der sichere Tod der Zerschmetterung ihn bedroht. Daß die Marxisten diese Prüfung nicht in genügendem Maße geleistet haben, daß sie insbesondere die Motive volkswirtschaftlichen Handelns in der Zukunftsgesellschaft so wenig untersuchten, ist ihnen zum Vorwurf zu machen.

Insofern sie als Sozialisten die bewußte Regelung der Produktion vor Augen hatten, ist dieser Mangel besonders auffallend.

---

[1]) Marx über Feuerbach (Anhang zu Engels, Ludwig Feuerbach S. 62).

weil der bewußten Regelung die Erforschung vorangehen muß, und zwar mit in erster Linie gerade die Erforschung der Motive volkswirtschaftlichen Handelns. Wenn dies nicht in genügendem Maße geschah, so ist es nur dadurch erklärlich, daß der ganze Marxismus wie hypnotisiert auf die angebliche Notwendigkeit der Entwicklung starrte und dabei die Untersuchung der Möglichkeit vergaß.

Ich habe nun zu zeigen versucht, inwieweit der Marxismus überhaupt sich mit der Motivationsfrage befaßt hat, und inwieweit seine psychologischen Grundlagen für den künftigen Bau ausreichen. Ich bin zum Schlusse gekommen, daß sie sich als ungenügend erweisen. Mein Buch endet mit einer völligen Ablehnung der marxistischen Zukunftspläne vom Standpunkte der Motivation aus. Ich kann nur wieder auf Wagners Wort zurückkommen: »Gerade in seiner Psychologie liegt die eigentliche Schwäche des extremen (radikalen) theoretischen wie praktischen Sozialismus« [1]). Mein Buch hat sich freilich nur mit einem Teil der marxistischen Lehre befaßt, und zwar gerade mit dem von den Marxisten selbst besonders stiefmütterlich behandelten Teil. Ein Urteil über den Gesamtmarxismus, insbesondere über seine Kritik am Kapitalismus, liegt außerhalb des Bereiches meiner Arbeit.

Ebensowenig habe ich aber ein Urteil abgeben wollen über irgendeinen möglichen Zukunftssozialismus überhaupt. Weil meine Schrift den marxistischen Sozialismus kritisiert, könnte sie vielleicht von einem flüchtigen Leser als Verherrlichung des bis heute herrschenden Kapitalismus aufgefaßt werden. Daß mir das fern lag, dürfte insbesondere der erste Teil meines Buches wohl erweisen. Immerhin glaube ich gezeigt zu haben, daß unser Wirtschaftssystem bei all seinen Mängeln doch die Motive zum volkswirtschaftlichen Handeln entwickelt, deren es zur Produktion bedarf, daß aber der den Marxisten vorschwebende Sozialismus dieser Motive gründlich entbehrt. Ob wir einem Wirtschaftssystem zustreben, mag es Sozialismus oder Solidarismus oder wie immer genannt werden, das Beseitigung der kapitalistischen

[1]) Adolph Wagner, Grundlegung, I, 1 S. VII (Vorwort zur dritten Auflage). In seiner Rektoratsrede 1895 sagt er auch, der für ihn persönlich entscheidende Grund gegen die Forderungen des Sozialismus sei ein psychologischer (Die akademische Nationalökonomie und der Sozialismus S. 31). Auch Schäffle hält die Motivfrage für den entscheidenden Punkt (Quintessenz des Sozialismus S. 30).

Mißtöne mit wohlfundierter Motivation verbindet, darüber kann man nur Hoffnungen hegen. Man kann aber auf ein System hinarbeiten, das die Motive volkswirtschaftlichen Handelns möglichst allgemein zusammenzufassen sucht. Und da ein System, das die Motivation an erste Stelle setzt, stets den Menschen und sein Streben im Auge behalten muß, so wird ganz von selber in einem derartigen System der Mensch wieder den Platz einnehmen, der ihm gebührt. Der Kapitalismus hat die Sache auf den Thron erhoben und dabei den Menschen in kluger Weise als Mittel gebraucht. Der Marxismus wollte die Sache entthronen und gab dem Menschen die Mittel zur revolutionären Aktion, nicht aber die Mittel, um dauernd über die Sache zu herrschen. So würde er, auf diese Weise zur Herrschaft gekommen, ein Chaos schaffen. Fernes Ziel ist es, daß der Mensch, der so trefflich der Sache zu dienen verstand, ebensogut die Sache beherrsche. Der Anbahnung dieses Zieles soll auch mein Buch dienen. Wenn es dazu beiträgt, so wird es, wie ich hoffe, auch in seinem kritischen Teil nicht negativ, sondern aufbauend wirken.

Verzeichnis der benutzten Literatur.

Adler, Max, Der Kommunismus bei Marx (Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, Bd. 6, S. 229 ff.).

Ballod, Karl, Der Zukunftsstaat. 2. Auflage. Stuttgart 1919.

— — Die neue Agrargesetzgebung (Neue Zeit 37, 1 S. 577 ff.).

Bauer, Otto, Der Weg zum Sozialismus. Berlin 1919.

Bebel, August, Aus meinem Leben. 3 Teile. Stuttgart 1910 bis 1914.

— — Die Frau und der Sozialismus. 141. bis 146. Tausend. Stuttgart 1918.

— — Unsere Ziele. 14. Auflage 1919.

Beck, Hermann, Wege und Ziele der Sozialisierung. Herausgegeben im Auftrage des Bundes Neues Vaterland. Berlin 1919.

Bernstein, Eduard, Der Kampf der Sozialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft (Neue Zeit 16, 1 S. 484 ff.).

— — Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgabe der Sozialdemokratie. 11. Tausend. Stuttgart 1904.

— — Zur Theorie und Geschichte des Sozialismus. 4. Auflage. Berlin 1904.

Beusch, Das System Ballod (Soziale Kultur, Juli 1919).

Le Bon, Gustave, Psychologie des foules, 84. éd. Paris 1918.

Brentano, Lujo, Versuch einer Theorie der Bedürfnisse (Sitzungsberichte der Königl. Bayer. Akad. d. Wissenschaften. München 1908).

Bücher, Karl, Arbeit und Rhythmus. 5. Auflage. Leipzig 1919.

— — Die Sozialisierung. 2. Aufl. Tübingen 1919.

Cathrein, Der Sozialismus. 11. Aufl. Freiburg 1919.

Čuhel, Zur Lehre von den Bedürfnissen. Innsbruck 1907.

v. Degenfeld-Schonburg, Graf, Die Lohntheorien von Ad. Smith, Ricardo, J. St. Mill und Marx. München und Leipzig 1914.

Dietzel, Ausbeutung der Arbeiterklasse durch Arbeitergruppen (Deutsche Arbeit, April 1919).

Dietzgen, Die Zukunft der Sozialdemokratie. Neuer Abdruck. Berlin 1891 (Sozialdem. Bibliothek, Bd. I, Heft III).

Döring, Philosophische Güterlehre. Berlin 1888.

Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe. 3. Aufl. Berlin 1910.

Ellinger, Produktionsförderung und Arbeiterschaft (Neue Zeit 37, 1 S. 145 ff.).

Engels, Friedrich, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. 2. Aufl. Stuttgart 1886.

— — Die Wohnungsfrage. 2. Aufl. Hottingen-Zürich 1887 (Sozialdem. Bibliothek Bd. I, Heft XIII).

— — Grundsätze des Kommunismus. Aus dessen Nachlaß herausgeg. von Bernstein. Berlin 1914.

— — Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. 9. Aufl. Stuttgart 1919 (zit.: Anti-Dühring).

Engels, Friedrich, Internationales aus dem Volksstaat (1871—75). Berlin 1894.

— — Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. 3. Aufl. Stuttgart 1903.

Goldscheid, Rudolf, Sozialisierung der Wirtschaft oder Staatsbankrott. 2. Tausend. Wien-Leipzig 1919.

— — Staatssozialismus oder Staatskapitalismus. Wien-Leipzig 1917.

Gurewitsch, Die Entwicklung der menschlichen Bedürfnisse und die soziale Gliederung der Gesellschaft (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen Bd. 19 Heft 4) Leipzig 1901.

Heichen, Arthur, Sozialismus und Ethik (Neue Zeit 38, 1 S. 292 ff.).

Heimann, Eduard, Die Sozialisierung (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik Bd. 45, S. 527 ff.).

Herkner, Die Arbeiterfrage. 6. Aufl. Berlin 1916.

— — Die Bedeutung der Arbeitsfreude in Theorie und Praxis der Volkswirtschaft. Dresden 1905.

v. Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen. 2. Aufl. München 1870.

Jodl, Lehrbuch der Psychologie. 3. Aufl. Stuttgart und Berlin 1908.

Kautsky, Karl, Das Erfurter Programm. 14. Aufl. Stuttgart 1919.

— — Das Weitertreiben der Revolution. Berlin, ohne Jahreszahl (wohl Ende 1918).

— — Demokratie oder Diktatur. Berlin 1919.

— — Der Weg zur Macht. Berlin 1909.

— — Die materialistische Geschichtsauffassung und der psychologische Antrieb (Neue Zeit 14, 2 S. 652 ff.).

— — Die soziale Revolution. 3. Aufl. Berlin, Vorwärts (ohne Jahreszahl).

— — Die Sozialisierung der Landwirtschaft. Berlin 1919.

— — Ethik und materialistische Geschichtsauffassung. Stuttgart 1906.

— — Richtlinien für ein sozialistisches Aktionsprogramm. Gedruckt bei Julius Sittenfeld (ohne Jahreszahl; wohl Anfang 1919 erschienen).

— — Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft. Leipzig 1918.

— — Was ist Sozialisierung? Referat, gehalten auf dem 2. Reichskongreß der A.-, S.- und B.-Räte am 14. April 1919. 2. Aufl. Berlin 1920.

Kautsky und Schönlank, Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie. Berlin, Vorwärts (ohne Jahreszahl).

Köppe, Kriegswirtschaft und Sozialismus. Marburg 1915.

Kranold, Sozialisierung: Warum, Was, Wie, Wann? Sonderabdruck aus der Chemnitzer Volksstimme.

Laufkötter, Die Sozialisierung als Entwicklungs- und Erziehungsproblem (Neue Zeit 37, 2 S. 376 ff.)

Lederer, Zum sozialpsychischen Habitus der Gegenwart (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik Bd. 46, S. 114 ff.).

Levenstein, Die Arbeiterfrage. München 1912.

Liefmann, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. 1. Bd. Stuttgart und Berlin 1917.

Marx, Karl, Das Elend der Philosophie. Deutsch von E. Bernstein und K. Kautsky. 2. Aufl. Stuttgart 1892.

— — Das Kapital. 1. Bd. 5. Aufl. Hamburg 1903. 2. Bd. 3. Aufl. 1903. 3. Bd., 2. Aufl. 1904.

— — Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. 2. Ausg. Hamburg 1869.

— — Der Bürgerkrieg in Frankreich. Mit einem Vorwort und Anmerkungen von Dr. Heinrich Laufenberg. Hamburg, ohne Jahreszahl.

— — Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850. Abdruck aus der Neuen

Rheinischen Zeitung, Politisch-ökonomische Revue, Hamburg 1850. Berlin 1895.
Marx, Karl, Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln, 4. Abdruck. Berlin 1914.
— — Herr Vogt, London 1860.
— — Zur Kritik der politischen Oekonomie. Herausgeg. von Karl Kautsky, Stuttgart 1897.
(Marx) Aus dem Nachlaß von Karl Marx. Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms (Neue Zeit 9, 1 S. 561 ff.).
(Marx und Engels) Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle, herausgeg. von Mehring. Stuttgart 1902 (zit.: Nachlaß).
— — Briefe und Auszüge aus Briefen von Joh. Phil. Becker, Jos. Dietzgen, Friedrich Engels, Karl Marx u. a. an F. A. Sorge und andere. Stuttgart 1906 (zit.: Briefe an Sorge).
— — Briefwechsel zwischen Engels und Marx 1844—1883. Herausgeg. von Bebel und Bernstein. 4 Bände. Stuttgart 1913.
— — Das Kommunistische Manifest. Siebente autorisierte deutsche Ausgabe, Berlin 1909.
— — Sankt Max (Dokumente des Sozialismus Bd. III, IV).
Mehring, Karl Marx. Leipzig 1918.
(v. Möllendorff, Wichard), Der Aufbau der Gemeinwirtschaft (Deutsche Gemeinwirtschaft Heft 9). Jena 1919.
Müller, August, Sozialisierung oder Sozialismus? Berlin 1919.
Münsterberg, Grundzüge der Psychotechnik. Leipzig 1914.
— — Psychologie und Wirtschaftsleben. Leipzig 1912.
Natorp, Sozialpädagogik. 4. Aufl. Stuttgart 1920.
Neurath, Otto, Die Sozialisierung Sachsens. Chemnitz 1919.
— — Durch die Kriegswirtschaft zur Naturalwirtschaft. München 1919.
— — Vollsozialisierung (Deutsche Gemeinwirtschaft Heft 15). Jena 1920.
Neurath und Schumann, Können wir heute sozialisieren? Leipzig 1919.
Oppenheimer, Franz, Theorie der reinen und politischen Oekonomie. 3. Aufl. Berlin 1919.
Paulsen, System der Ethik. 7. und 8. Aufl. Stuttgart und Berlin 1906.
v. Philippovich, Grundriß der politischen Oekonomie, I. Bd. 14. Aufl. Tübingen 1919.
Schäffle, Abriß der Soziologie. Tübingen 1906.
— — Bau und Leben des sozialen Körpers. 2. Aufl. Tübingen 1896.
— — Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirtschaft. 3. Aufl. Tübingen 1873.
— — Die Quintessenz des Sozialismus. 14. Aufl. Gotha 1906.
Scheler, Max, Prophetischer oder marxistischer Sozialismus? (Hochland, Oktober 1919, S. 71 ff.).
v. Schmoller, Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre. I. Teil. 11. und 12. Tausend. München und Leipzig 1919.
Simmel, Soziologie. Leipzig 1908.
Sombart, Der moderne Kapitalismus, I. Bd., 2. Aufl. München und Leipzig 1916.
— — Sozialismus und soziale Bewegung. Jena, 7. Aufl. 1919.
Spann, Othmar, Fundament der Volkswirtschaftslehre. Jena 1918.
— — Kurzgefaßtes System der Gesellschaftslehre. Berlin 1914.
Stammler, Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. 1. Aufl. Leipzig 1896; 3. Aufl. 1914.

Staudinger, Franz, Sozialisierung der Wirtschaft (Neue Zeit 37, 2, S. 609 ff.).
Stoltenberg, Soziopsychologie. Berlin 1914.
Taylor, The principles of Scientific Management. New York und London 1913.
Tiburtius, Der Begriff des Bedürfnisses (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 103 S. 721 ff.).
Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft. 2. Aufl. Berlin 1912.
Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel. Leipzig 1908.
Wagner, Adolph, Das neue sozialdemokratische Programm. Vortrag, gehalten auf dem 3. evangelisch-sozialen Kongreß zu Berlin am 21. April 1892. Berlin 1892.
— — Die akademische Nationalökonomie und der Sozialismus. Berlin 1895.
— — Grundlegung der politischen Oekonomie. 3. Aufl. Leipzig. I. Teil, 1. Halbband, 1892; 2. Halbband 1893; II. Teil 1894.
v. Wieser, Frhr. Friedrich, Der natürliche Wert. Wien 1889.
— — Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft (in: Grundriß der Sozialökonomik, I. Abt. Tübingen 1914).
Wilbrandt, Robert, Karl Marx. 2. Aufl. Leipzig und Berlin 1919.
— — Sozialismus. Jena 1919.
Wundt, Wilhelm, Grundriß der Psychologie, 13. Aufl. Leipzig 1918.
— — Ethik. 4. Aufl. Stuttgart 1912.
Der Entwurf des neuen Parteiprogramms (Neue Zeit 9,2).
Vorläufiger Bericht der Sozialisierungskommission über die Frage der Sozialisierung des Kohlenbergbaus. Abgeschlossen den 15. Februar 1919. Berlin, R. v. Deckers Verlag.





